Classiker des In- und Auslandes. XVII. Band.

3

Ausgewählte Novellen

von

Ludwig Achim von Arnim.

Dritter Theil:

Raphael und seine Nachbarinnen. — Die Abenteuer des Prinzen Carl Stuart. — Die Majoratsherren. — Martin Martir. — Die zerbrochene Postkutsche.

Berlin.
Verlag von A. Hofmann und Comp.
1853.

Raphael und seine Nachbarinnen.

1. Zu Raphaels Psyche.

Ihr rühmtet mir den Mark Anton, als ich Euch diese Blätter vorlegte. Nein, meinen Raphael müßt Ihr preisen wegen dieser kaum geöffneten Knospen, aus denen Gedanken der Engel, wie Blätter eines neuen Frühlings, zu Tage kommen. So liegt nun die Geschichte der Psyche und des Amor vor Euch, wie ein Räthsel, das jeder einmal in seinem Leben lösen soll. — Er zeichnete das Meiste selbst auf die Platten, darum ist kein Strich bloße Zierrath, sondern jeder gehört zum Ganzen. Mark Antons feste Hand fuhr treulich mit dem Grabstichel nach; mein starker Arm drückte Alles mit einer neuen verbesserten Presse deutlich aus; mehr Verdienst als diese Presse haben wir Beide nicht erworben. Raphael wußte von Allem so sichern Bescheid zu geben, daß er jeden Andern so gut, wie uns, zu diesem Geschäfte zugestutzt haben würde; auch wäre ich unter seiner Leitung gewiß wie Julio Romano und Franz Penni, seine Schüler und Gehülfen bei vielen Arbeiten, ein tüchtiger Maler geworden; denn er sagte mir oft, ich sei der Einzige, der ihm ein verständiges Wort und einen guten Rath bei seiner Arbeit zu geben verstehe. Aber mein einziges Bestreben war, ihm als Diener ganz nahe zu stehen. Ja, das weiß ich, so nahe war ihm Keiner; durch ihn malte ich auch gewissermaßen, indem ich alle Sorge von ihm abzulenken suchte, die ihn in der Abeit stören konnte. Und dann, wie viele andere Störer habe ich von ihm abgewiesen; wie manche Liebesbriefe habe ich unterschlagen, wie manchen kunstrichterlichen Kardinal zum Hause hinaus gedrängt,

als ob ich trunken wäre, und ließ ihn nachher schelten, wenn ich bei ihm verklagt wurde. Ich machte ihm seine Lebensweise so fröhlich und bequem, als es sein Herz verlangte, belief alle seine Liebschaften mit saurer Mühe, schrieb ihm Sonette, dem liederlichen Arretin zum Trotz, wand Blumenkränze zu seinen Festen, illuminirte Inschriften, drehte Feuerwerke, setzte künstliche Springbrunnen, stellte lebende Gemälde zusammen aus allem Lumpengesindel, das sich zu meiner Familie rechnete, seitdem ich Raphaels abgelegte Kleider trug. Wir hatten gegen einander keine Eifersucht und gönnten einander gern eine Freude. Sein Rufen war mein stetes Horchen, wonach ich meine Ohren im Gerolle der Presse spitzte; sein Lob war mein Lohn und ging mir über alles Geld, das ich beim Verkaufe der Kupferstiche verdiente, und wovon er nichts für seine Mühe annehmen wollte. Doch, damit nicht Alles sich kreuz und quer durch einander schraffirt, will ich ordentlich vom Anfange ausgehen, wie ich zu Raphaels Bekanntschaft gekommen und zu einem Menschen geworden, nachdem ich lange blos ein zweibeiniges Thier gewesen.

Es war im Frühjahr 1508 nach der Geburt unsers Herrn, und zwölf Jahre vor dem frühzeitigen Hinscheiden unsers Raphael, als dieser Komet am Malerhimmel unruhig aus der Camera della Segnatura im Vatikan, wo er die Decken mit symbolischen Figuren verherrlichen sollte, ins Freie hinaus trat und überall umblickte, weil ihm das Modell ausgeblieben, nach welchem er das Bild der Poesie berichtigen wollte. Ich mußte wohl auch meinen Stern haben, weil ich zu der Zeit gerade da stand und ihn in Lumpen anbettelte, die meine Blöße noch deutlicher machten, weil meine verbrannte Haut leicht für ein wohlpassendes Kleid angesehen werden konnte. Uebrigens war ich wohl genährt und lebte besser als mancher fleißige Arbeiter; meine Aeltern hatten mich aber von Jugend an so ausstaffirt, weil mein wohlgewachsener Körper so mitwirkte, das Mitleid der Leute zu erregen. Auch an diesem bedeutenden Tage schien diese vom Himmel mir gnädig verliehene Gestalt noch mehr zu wirken, als mein andächtig hergemurmeltes Gebet.

Raphael sah mich sinnig an, und statt nach Geld in seine Tasche zu greifen, faßte er meinen Kopf, drehte mich nach allen Seiten wie

eine Puppe um, riß mir die Lumpen ab, die mich umhingen, und rief: „Bei allen Heiligen, ein besseres Modell, als ich je gehabt habe!“ Ohne Umstände führte er mich in sein Studienzimmer, gab mir eine Stellung und zeichnete nach mir eine Gestalt, die doch ganz anders aussah, als ich, und dabei gar eine Weibsperson war. Alles das hätte mir wie Zauberei vorkommen können, wäre ich nicht von Jugend auf ein sehr witziger Knabe gewesen; auch machte der gute Lacrimä-Christiwein, den er mir einschenkte, daß mir Alles ganz christlich und natürlich schien. Nun kann ich Euch gar nicht beschreiben, wie mir der Mann gleich in der ersten Stunde so überaus wohlgefiel. Es lag da Geld herum auf dem Tische, er gab darauf nicht Achtung; ich hätte es ihm nehmen können, aber ich unterließ es gegen meine damalige Gewohnheit. Es war keine Art Schein oder Zerstreuung in ihm; er leuchtete immerfort im Vollgenusse seiner Ewigkeit und seine Augen leuchteten, weil sie alle Strahlen in sich sogen. Und als er mich mit einem großen Geldstücke fortschicken wollte, fiel ich auf ein Knie nieder, umfaßte die seinigen, und schwor ihm, daß ich ihm ohne Lohn die niedrigsten Dienste verrichten wolle, und daß keine Gewalt mich von ihm zu trennen im Stande sei. Er wollte mich von sich stoßen; aber ich hielt seine Füße fest umklammert. Dann besann er sich und sprach: „Dein Eifer, mir zu dienen, ist seltsam, wenn er nur dauert. Brauchen könnte ich Dich schon; meine Arbeiter verlassen mich manchmal, um ihrem Vergnügen nachzugehen; da mußt Du Farben reiben, Pinsel auswaschen, mußt umherlaufen mit Bestellungen, und Stunden lang ohne Verdruß in den beschwerlichsten Stellungen Modell stehen.“ Ich schwor ihm, das Alles werde mir leicht scheinen, nachdem ich so viele Jahre das beschwerliche Handwerk eines Straßenbettlers getrieben, welches meinem angebornen Triebe, mich löblich auszuzeichnen, gar nicht zugesagt habe; auch erfüllte ich auf diesem Wege die großen Absichten, welche der geistliche Herr, mein Vetter, mit mir gehabt, als er mich so fleißig durch Worte und Schläge zum Schreiben angehalten. — „Wenn Du gut schreiben kannst,“ sagte Raphael zu mir, „da kannst Du mehr, als ich, und kannst mir im Verkehr mit den hohen Herrschaften und mit den guten Weibern recht nützlich werden.“ So kam ich in seinen Dienst; zwar ohne Gehalt, aber ich nahm mir,

was ich brauchte, aß mit ihm, wenn er allein war, und wartete auf, wenn er Gäste hatte, flickte ihm seine Kleider und trug sie auch, mahnte seine Schuldleute und wies seine Gläubiger ab. So erlangte ich bald eine Herrschaft in seinem Hause; er sah, daß sein Geld jetzt länger dauerte, als bei der Wirthschafterin, der er früher Alles anvertraut hatte, und doch waren seine Gastmähler, die er den Kunstjüngern auf seiner Villa gab, viel glänzender. Alle rühmten mich und brauchten mich, ihm ihre geheimen Wünsche, uud was er für sie thun könnte, mitzutheilen; und mir schlug er selten etwas ab. Womit ich ihn aber ganz in meiner Gewalt hatte, das waren seine Liebschaften. Alle Morgen mußte ich ihm eine Artigkeit erfinden, über einigen Reimen schwitzen; und dann hatte ich noch die Freude zu sehen, wie die guten Dinger meine ihm nachgeahmte Handschrift küßten. Kamen ihm überlästige Botschaften, oder war er zu sehr mit seinen Arbeitsgedanken beschäftigt, so mußte ich wohl gar solche Zusammenkünfte in seinem Namen besuchen; was mir in der Gegend große Ehre, aber auch manchen Vorwurf von meinem Beichtvater verursachte. Doch so etwas macht mehr Spaß zu erleben, als zu erzählen; ich wollte es Euch nur bei Gelegenheit dieser Kupferstiche anführen, weil er mich bei solchen Vorfällen, wo ich seine Rolle spielte, seinen Amor nannte und vor der Lampe Psyche's warnte, die mir leicht die Haut verbrennen könne. Eigentlich war er aber selbst der Amor, und dies vertraute er mir, als er die Geschichte der Psyche auf die Platten zeichnete.

„Heute zeichne ich meine eigne Geschichte," sagte er, „und es ist mir dabei recht wehmüthig um's Herz. Was hilft der Ruhm ohne ein Heiligthum, das unser Leben mehrt; je reichlicher der Brunnen der Kunst in die Welt strömt, je leerer werden die Quellen, und bald hört eins von beiden auf, die Kunst, oder das Leben." — „Ja Herr," sagte ich, „Ihr müßt doch wohl ein frommes Herz haben, weil Ihr so viele heilige Gesichter malt." —

„Du glaubst nicht, Baviera," fuhr er fort, „welch ein frommer und scheuer Knabe ich im Hause meiner Aeltern war, wie ich so selig war, neben der Mutter in der Kirche zu knieen; und so hat mich der gute Vater auch damals abgemalt. Das war ein wahrhafter Erfinder, seine Kunst war ihm eigen; ich entwickelte seine Keime. In seinen

Arbeiten lag lauter eigne Anschauung, und darum ermangelte er der Fertigkeit und der Gewöhnlichkeit, die allein vom Haufen verstanden wird." — Als ich ihn nun fragte, wie er einen so geschickten Vater habe verlassen können, um beim Perugino zu lernen, da seufzte er, lächelte und sprach: „Warum mußte Amor fliehen, als Psyche ihn beleuchtete? Ich hatte mehr Grund dazu, als er!" — Nach dieser Einleitung ließ er sich leicht bereden, ohne von seinem Zeichnen aufzublicken, mir seine Jugendgeschichte zu erzählen. Alles war ihm noch deutlich vor Augen: das väterliche Haus mit dem schmalen Hofe, die, als er heranwuchs, für ihn eingerichtete Schlafkammer, aus deren kleinem Fenster er den Hof des Nachbars übersehen und leicht auf die hohe Scheidemauer steigen konnte, die denselben umzog. Als er aus dem Schlafzimmer der Aeltern in diese Kammer gebettet wurde, wohnten im Nachbarhause zwei Feuerarbeiter verschiedener Art, ein Töpfer und ein Bäcker, mit einander entfernt verwandt. Jeder derselben besaß eine heranwachsende Tochter, welche Gesellendienste bei ihren eben nicht reichen Vätern verrichten mußten. Benedetta, die Tochter des Töpfers, obgleich von zartem Körperbau, war unermüdlich in ihrer schweren Arbeit, den Thon einzutreten, ihn durchzuarbeiten und auf der Drehscheibe zu Schüsseln und Tellern zu bilden, die sie dann auch bemalte, und die in der Stadt den feinen Arbeiten von Faënza gleich geschätzt wurden. Ghita, die Tochter des Bäckers, in der reichen Fülle jungfräulicher Entwickelung, groß und stark, war nicht so bereitwillig zu ihrer Arbeit, den Teig in den großen Mulden zu kneten, zu Brodten zu formen und dem Vater beim Heizen des Ofens das Holz zuzutragen. Der Vater mußte sie oft mit Scheltworten antreiben, und sie ärgerte immer durch Widerrede den gutwilligen Mann. Das Alles beobachtete Raphael in den ersten Tagen, faßte eine Vorliebe für Benedetten und einen Groll gegen Ghita, und hätte jener gern in der Arbeit beigestanden, wenn sein Vater nur Umgang mit den Nachbarn gehalten hätte. Aber dieser besaß den Stolz der Sanzier, die sich für ein ausgezeichnetes Geschlecht hielten, obgleich sie nicht eher recht wußten, worauf sie stolz waren, als bis unser Raphael diese ihre Ahnung erfüllte. Aber unsern Raphael drängte es so sehnlich nach dem Nachbarhause und nach Benedetten, daß er im Zimmer der Mutter

einstmals seinen Teller so nahe der Tischecke rückte, daß er herabfiel. Nun wußte er daß zum Abendessen ein Teller gefehlt hätte, weßwegen er auch die Erlaubniß erhielt, beim Nachbar einen zu kaufen. Er eilte zu dem Töpfer; aber zu seinem Verdrusse fand er Ghita im Zimmer, die den Verkauf des Töpfergeschirrs für den Vetter besorgte. Sie war ihm zuthulich, strich ihm die dichten gescheitelten Haare und sagte ihm, daß sie sich darin spiegeln könne, so glatt wären sie. Er wußte nichts zu antworten, als daß der liebe Gott wohl einen dauerhaften Firniß müßte drüber gezogen haben, sonst wäre der Glanz von seiner Mütze längst abgerieben. In der Verlegenheit, da sie ihn an dem einen Arme festhielt, seine Finger besah und ihm versicherte, er habe eine recht schöne Hand, fragte er, wer den Vogel auf dem Teller gemalt habe, den er eben gekauft. Ghita lachte laut auf und sagte, „es solle ja einen Menschen vorstellen; aber Benedetta müsse die Geschirre meist im Halbdunkel vor dem Brennen malen, und sei dann oft noch so müde, daß sie über dem Malen einschlafe. Seht nur hin," sagte sie, „eben jetzt steht wieder der ganze Hof voll Teller, die sie bis zum nächsten Morgen malen soll." — Bei diesen Worten fuhr ihm ein Strahl in die Seele; er wußte ihr nun einen Dienst zu leisten und ganz damit beschäftigt, drückte er Ghita die Hand, und eilte nach Hause. Dort erkundigte er sich bei seinem Vater ganz listig und scheinbar unbefangen, mit welchen Farben die Töpfer malten, die das Feuer bestehen könnten. Der Vater freute sich seiner Wißbegierde, gab ihm Bescheid: wie manche Farben, die auch Oelmaler gebrauchten, von den Töpfern angewendet würden, aber in ganz andrer Art — was sie voraus überlegen müßten, weil sich viele in ganz unähnlichen Farben durch das Feuer verwandelten, z. B. Schwarz in Roth, Roth in Schwarz; denn das Feuer habe viel Aehnliches mit den Leidenschaften, die einen Menschen verderben, den andern veredeln. Unser Raphael gab auf die Nutzanwendung nicht Acht; er wußte genug von den Farben, und das war ihm sehr angenehm. Der Vater erzählte nun noch, wie sich gemeines Geschirr von dem feinen unterscheide, das der Nachbar mache, wie jenes roh bemalt werde und dieses auf der Glasur. Raphael hörte nicht mehr darauf; er dachte nur, wie er von der hohen Scheidemauer im Hofe herab-

kommen könne, wenn er aus seiner Schlafkammer auf die Mauer gestiegen. Da fiel ihm ein großer Herkules ein, der auf andre Marmorstücke kürzlich an die Mauer des Nachbars gestellt worden war, nicht seiner Trefflichkeit wegen oder des Alterthums, sondern um ihn gelegentlich zu zerschlagen und in den Töpferofen zu stecken, weil der Töpfer zu Nebenbeschäftigung auch alte römische Marmorreliquien zusammenfahren und zu Kalk verbrennen ließ. Raphael erzählte mir, daß man damals in ganz Italien einen weit größeren Vorrath solcher schönen Trümmer gefunden und nur in wenigen Städten einen Werth darauf gelegt habe. Da mag mehr verbrannt worden sein in den Kalköfen einer Stadt, als jetzt noch in ganz Italien übrig ist; und so fürchte ich auch für meine schönen Kupferstiche, weil Jedermann Papier brauchen, aber nicht jeder ihren Werth verstehen kann.

Am Abend, nachdem die Aeltern schlafen gegangen, packte er seine erwählten Farben und einige Pinsel mit der Palette in seine Tasche und bestieg die Mauer im Schein des frischen Mondes; und und als er bis an das Ende der Mauer gegangen, wo der Herkules jenseit stand, fand er die Keule so bequem zum Herabklimmen hingestellt, als ob sie von dem alten Phidias dazu ausgehauen worden. Aber welch ein Anblick hielt ihn fest! Er glaubte Benedetten in einem weißen Gewande in der Mitte des Hofes stehen zu sehen, doch von dem Schatten des Hinterhauses gedeckt; so daß er seiner Freude nicht völlig gewiß war. Er wollte zurück eilen; da stieg der Vollmond höher, und er erkannte, daß die vermeinte Benedetta eine weibliche Statue war, die mit einiger Auszeichnung in die Mitte des Hofes gestellt worden. Nun schimmerte ihn die duftige Landschaft zu seinen Füßen vergebens an; er schwang sich von der Mauer auf die Keule, von der Keule auf die Schulter, von der Schulter auf die Hüfte, von der Hüfte auf die große Zeh des Herkules. Als er glücklich am Boden angekommen, sah er die Teller und Schüsseln bequem ausgestellt. Er drückte seine bereiteten Farben auf die Palette, indem er mit Verwunderung die herrliche Gestalt jener Statue, die Zierlichkeit des anliegenden, gleichsam nassen Gewandes, das wie von starkem Nachtthau durchdrungen schien, den Ernst der Züge, die entweder warnend, oder segnend erhobenen beiden Finger der rechten Hand betrachtete.

Kurz diese Statue war die erste, die vor seinen Augen nicht Stein geblieben, nicht Fleisch geworden war, sondern Seele. Sie war das Erste, was er auf die Teller nachzuzeichnen trachtete; dann kam der Herkules nebst den andern Statuen an die Reihe, wie ihn die Götterbilder eben umstanden, und Heldengeschichten, die ihm der Vater oft erzählt hatte. Das Alles flog ihm zu in göttlicher Lust und Behendigkeit, bis er Geräusch im Hause hörte, sein Malerzeug zusammenraffte, am Herkules wieder auswärts und zurück nach seiner Kammer kletterte. Benedetta kam schlaftrunken, wusch am Röhrbrunnen Antlitz und Hände und malte dann, ohne das Gemalte zu betrachten, ihre Unthiere und Unmenschen auf seine herrlichen Umrisse. Als aber die Sonne aufgegangen, sah sie das von Raphael Gemalte, verwunderte sich, alle die Statuen umher im Kleinen abgespiegelt zu finden, rief alle Heiligen an und beschloß, Alles den Engeln zu danken, die ihr eben im Gebete erschienen, so daß sie darüber wieder eingeschlafen war und die Zeit versäumt hatte. Diese himmlische Begünstigung behielt sie aber bescheiden für sich; als der Vater kam und gleich fragte, warum sie diesmal die Teller ganz anders wie sonst gemalt habe. Sie erwiederte, daß die Leute gern etwas Neues in jeder Art kauften, und darum habe sie einen Versuch gemacht, die alten Bilder nachzuzeichnen. Raphaels erster Malertriumph war nun am nächsten Morgen, als er der Mutter den Korb zum Einkauf auf den Markt nachtrug, und dort selbst vernahm, mit welchem Eifer die Leute seine gemalten Teller einkauften. „Nie,“ sagte er, „habe ich diese Seligkeit wieder empfunden, und wie himmlisch kühl und lieblich duftend wurde mein Haupt gelichtet, als ein Mädchen mir in dem Augenblicke einen Kranz auf den Kopf setzte. Es war Ghita, die Brodte feil hielt, unter Blumengewinden und Kränzen, wie es in Urbino der Gebrauch ist. Ich senkte die Augen nieder; aber seit dem Augenblicke war doch mein Groll gegen sie verschwunden. Die Mutter dankte ihr in meinem Namen und kaufte von ihr ein, obgleich sie es in ihrem Hause näher haben konnte.“ — Das Geschirr ward so schnell verkauft, daß der Töpfer gleich wieder einen Brand anfertigen mußte. Als dieser zum Bemalen fertig, betete Benedetta wieder ruhig am Morgen, und schlief ein, während Raphael neuerdachte Bilder auf die Teller malte.

Als sie erwachte, fand sie die Arbeit zu ihrer Freude wieder halb gemacht, und ahmte für den übrigen Theil diese Vorbilder mit solcher Treue und Geschicklichkeit nach, daß Raphael, als er die Arbeiten auf dem Markte zusammenstehen sah, kaum selbst unterscheiden konnte, was von ihm ausgegangen sei und was seine Schülerin nachgebildet hatte. „O, das war eine Zeit!“ rief er, „rastlos und schaflos. Was ich noch weiß, habe ich da empfunden und empfangen; mühsam rufe ich jetzt das Rechte zurück, daß ich damals beim ersten Entwurfe gar nicht verfehlen konnte, und siehe her: auch diese Geschichte der Psyche, die ich eben zeichne, ist nur Erinnerung jener ersten Entwürfe auf den Tellern, und doch fehlt darin das Bild Benedettens, das mir damals als Psyche so leicht zu malen war, und das ich mir jetzt nicht mehr zurückrufen kann, obgleich ich mich deutlich aller gleichgültigen Leute aus ganz Urbino erinnere. Ob das meine Untreue verschuldet hat? — Psyche und Amor waren so selig in der dunklen Nacht; ich aber war gewiß noch seliger auf den Flügeln von Benedettens Gebeten, als Amor in den Armen der Psyche. Wie aber die unreinen Schwestern der Psyche ihr Argwohn einredeten gegen den liebenden Gott, so störte Ghita die Seligkeit unsrer Umarmung, in der Himmel und Erde, Kunst und Liebe sich einträchtig umschlossen indem sie ihr das Geheimniß entdeckte und ihr versicherte, daß kein Engel wohl aber Teufel dabei im Spiel sein könnten, vielleicht die päpstlichen Nepoten, die allen Mädchen nachstellten. Sie machte den Vorschlag, in der nächsten Nacht, wenn das Töpfergeschirr zum Malen aufgestellt sei, mit ihr bewaffnet zu wachen, um den Engel zu erkennen, oder die Menschen zu fangen, die so dreist in einen fest ummauerten Hof sich einzuschleichen und noch dabei ihren Muthwillen zu treiben wagten. Benedetta glaubte ihre Ehre und das Vertrauen zu verletzen, welches sie zu den Engeln hegte, wenn sie den Vorschlag ablehnte, und so geschah es in der vierten Malernacht, die still und mondlich mir recht zur Arbeit günstig schien, daß die beiden Mädchen, als ich mich eben an die Arbeit gemacht, und sie mich allein gesehen, ohne zu erkennen, wer es sei, auf einmal aus dem Hause kamen, jede mit einem alten rostigen Schwerte bewaffnet und mit einer Lampe, zur Befriedigung ihrer Neugierde, versehen. Du weißt, daß

ich mich mit den Waffen nie sonderlich eingelassen habe, sondern es immer vorzog, mit Farben große Thaten darzustellen, weßhalb auch diese Amazonen mir gar kein erfreulicher Anblick waren. Ich dachte bei diesen Rasenden weder an Benedetten noch an Ghita; vielmehr fielen mir ein Paar wahnwitzige Mädchen ein, die auf der andern Seite des Hauses wohnten und ihrem Aufseher entschlüpft sein könnten, wie dies schon mehrmals geschehen. „Heiliger Christophel, rette mich!" schrie ich zum Herkules gewendet; aber die Mädchen schrien sich selbst Muth ein, riefen: „Ein Dieb, ein Dieb!" folgten mir und beleuchteten mich, als ich eben die Schulter des Herkules bestiegen hatte. Aber nun kam mir auch etwas Gegenwart des Geistes; mit der Palette deckte ich die eine Seite gegen Ghita und mit dem Pinsel wischte ich die Lampe Benedettens aus; so glaubte ich unerkannt über die Mauer nach meinem Zimmer entkommen zu sein. Dort aber wartete meiner ein schlimmeres Schicksal. Mein Vater war von dem Diebesgekreische der Mädchen aufgewacht, hatte ein Feuergewehr ergriffen und hätte mich wie einen Spatzen von der Mauer geschossen, wenn es geladen gewesen wäre. Als ich ins Zimmer gesprungen war, ihn erkannt und mich vor ihm niedergeworfen hatte, löschte die Freude, mich nicht erschossen zu haben, den Zorn über meine vermeinte Liederlichkeit; seine Hände falteten sich, statt zu strafen. Als die Mutter eingetreten, bekannte ich alles haarklein, damit sie nichts Schlimmeres von mir denken möchte, und berief mich auf das Lob des Vaters, daß mir diese Zeichenübung nicht unnütz gewesen, weil er seitdem einen sichtbaren Fortschritt in meinen Arbeiten wahrgenommen habe. Mutter und Vater sahen meine Wahrhaftigkeit auf meiner Stirn geschrieben. Der Vater nannte es einen recht kindischen Leichtsinn, der mich solcher Gefahr ausgesetzt; da ich sicher nicht mit dem Leben davon gekommen wäre, wenn der Bäcker bei dem Geschrei der Mädchen schon wäre wach gewesen. Sieh, Mutter, fuhr er fort, alle menschliche Sorgfalt konnte ihn hier gegen so große Gefahr nicht schützen; darum willige endlich ein, daß wir ihn zum Pietro Vanucci nach Perugia in die Lehre bringen, so wie Du einst darein willigtest, ihn von Deiner Mutterbrust zu entwöhnen, nachdem er sich unbemerkt zu einem vollen Weinbecher geschlichen und ihn geleert hatte.

Was ich weiß, kann ich nicht lehren, kann selbst nie recht damit fertig werden, es auszuüben. Dort findet er den besten Meister, der immer auf gebahnter Straße ebenmäßig fortschreitet, und viele geschickte Mitschüler, da giebt es kühne Arbeiter und Wetteifer; — es ist Zeit, daß er von hier fortkommt, denn was nicht gut ist, kann leicht schlecht werden, und diese Nachbarn haben mir nie gefallen."

Nun ging Raphael alle Einwürfe der Mutter durch, wie viele Thränen sie eingewendet, wie sie versichert, er tauge nicht für die Fremde; denn wenn ihn etwas beschäftige, sei er in der Gewalt jedes Menschen, der sich die Mühe geben wolle, ihn in guter oder böser Absicht zu beherrschen. Der Vater wies Alles mit der Antwort zurück: „wir sind alt, dieser Sohn ist uns zu spät geboren, wie bald werden wir sterben, und dann kommt er ohne Anhalt in die Fremde. Pietro ist mein Freund und Perugia liegt nicht aus der Welt; wir können da für sein Fortkommen sorgen und ihn zuweilen besuchen." So wurde noch in der Nacht seine Versendung nach Perugia von den Aeltern beschlossen, während Raphael nur an Benedetten und an Psyche dachte, es war ihm als ob er jetzt erst die verbrannte Stelle an seinem Herzen fühle, wo das heiße Oel ihrer Lampe hintropfte, und nun schickte ihn Venus in die Fremde. Die thränenden Augen schlossen sich endlich, und eben träumte ihm recht seltsamlich, er sei Amor und gehe, um sich zu trösten, zu den Grazien in die Schule, von denen die eine Blumen zarter Art, die zweite Lilien, die dritte Früchte in den Gürtel der Venus stickte. Er sah ihnen zu und nickte so etwas ein; und als er mit dem Kopfe von dem ausgespannten Gürtel an dem sie arbeiteten und worauf sein Haupt niedergesunken, wieder aufblickte und sich aufrichten wollte, hatten alle drei seine Locken benutzt, sie eingestickt, um das Innere der Blumen und die Fruchtknospen recht natürlich darzustellen. So konnte er, ungeachtet aller Anstrengung, nicht wieder aufkommen und sich frei machen, um zu Psychen zurück zu fliehen. Sie sprachen und spielten mit ihm während der Arbeit; die Zeit des Frühlings, Sommers und Herbstes verging schnell. Aber nun endete die zierliche Arbeit, die Grazien suchten die versteckten Spindeln und ein großes Buch hervor, und er sah nicht ohne Grauen, daß die Grazien im Winter zu Parzen wurden,

die mit gelehrter Anstrengung den Lebensfaden der Menschen spinnen. Er wollte fliehen; aber seine langen Haare waren auch hier schon in das Garn eingesponnen; und in Verzweiflung, daß sie ihm bald seinen Kopf kahl abscheeren möchten, riß er sich auf und erwachte mit klopfendem Herzen in seinem Bette, als es eben heftig an seine Thüre klopfte. Ohne sein Herein abzuwarten, trat der Vater Benedettens, der Töpfer, ein, der seine Tochter an einem Arme fast gewaltsam mit sich in das Zimmer drängte. Raphael wollte aufspringen, aber er gedachte, daß er noch unangezogen war; kaum wagte er aufzublicken, doch bemerkte er die verweinten Augen Benedettens und daß sie eine Schüssel mit Backwerk trug, und daß seine Aeltern vor der Thüre dem, was da geschehen sollte, wohlgefällig zusahen. Der Vater des Mädchens schrie keuchend: „Ich wills Dir zeigen, Detta, Du mußt ihm Abbitte thun für Deine Unart, mußt den guten jungen Herrn auf den Knieen bitten, daß er uns ferner die Ehre erweise, unsre Teller anzumalen! Hörst Du, reich ihm Schüssel dar, als einen geringen Dank für den reichen Absatz, den seine Malerkunst unsrer Töpferwaare verschafft hat.“ — Benedetta sträubte sich noch immer, und der Alte holte mit der andern Hand aus, ihr einen grimmigen Schlag zu versetzen, als Raphael von seiner rothen Decke, so gut es gehen wollte, umhüllt, aus dem Bette und mit tausend Dank für seine Artigkeit dem Töpfer in die Arme sprang, so daß ihn der Schlag an die rauhe Brust des Mannes drückte, ohne ihm wehe zu thun. „Bald hätte ich Euch gar unhöflich mit meiner Hand getroffen,“ fuhr der Töpfer fort; „aber dafür soll Detta Euch einen Kuß geben, oder ich will ihr den eigensinnigen Kopf wie einen windschiefen Topf zerschmettern.“ Bei diesen Worten drückte er Raphael an die Wange des schönen Kindes, so daß ihre Thränen seine Lippen salzten, als ob er zur Ebbezeit am Meeresufer eingeschlafen, von dem ersten Wellenschaum der wiederkehrenden Fluth geweckt würde, die eine unschätzbare Perle in seinen Mund geworfen.

Dann nahm der Vater ihr die Schüssel ab, reichte sie Raphael hin, das Mädchen lief schaamroth davon und der Vater rief ihr noch unwillig nach: „Sie bleibt so dumm, wie ihre selige Mutter noch jetzt im Himmel sein mag!“ Als das Mädchen verschwunden war,

athmete Raphael freier, versprach dem Töpfer, wenn sein Vater es erlaube, so lange er noch in Urbino, seine Arbeit an den Tellern fortzusetzen, und lehnte jede angebotene Bezahlung ab, weil solche leichte Mühe keines Geldes werth sei. „Junger Herr,“ sagte der Töpfer, „bleibt hier, wendet Eure Kunst meinem Geschäfte ganz zu; ein Handwerk hat goldnen Boden, wen es mit einer edlen Kunst verbunden ist, und wenn Euch diese Kunst leicht ist, so freut Euch dessen; sie soll Euch doch reichlicher nähren als die Gemälde, welche Euer Vater mit so großer Anstrengung verfertigt. Ich habe in jungen Jahren zu Faënza gearbeitet, ich kenne solche Unternehmungen. Wenn ihr einige Jahre älter und meine Tochter klüger, wer weiß, ob sich nicht Alles schickt, daß wir dann nur ein Haus und eine Kasse haben.“ Raphael schwieg erröthend, und der Töpfer nahm Abschied. Raphael kostete jetzt von dem süßen Backwerke, indem er sich als Benedettens Mann, als Töpfer und Handelsmann dachte. So endete sich dieser in der Erinnerung Raphael noch nach so vielen Jahren ergreifende Morgengruß. Seine Aeltern waren entzückt, daß er so auf eigne Hand, gleichsam spielend, die Bewunderung der ganzen Gegend auf seine Arbeit gezogen; aber dies Herabsinken zum Handwerk schien dem Vater unleidlich, die Heirath erniedrigend, und er beschloß, in aller Hinsicht die Abreise des Sohnes nach Perugia zu fördern.

2. Zu Raphaels Madonnen.

Raphael, der gewohnten Arbeiten beim Vater wegen der Reisevorbereitungen überhoben, kam nun in den nächsten Tagen zum Töpfer, ihm seine Dienste anbietend, die dieser auch gern annahm. Aber die Zeichnungen schafften sich nicht mehr so leicht; er konnte nicht bessern, wie auf dem Papiere, und wollte doch jetzt den leicht gewonnenen Ruhm verdienen. Seine Benedetta sah er nie, auch als er den Tag darauf wieder kam; die Schaam wegen der harten Behandlung, die sie vor ihm erfahren, hielt sie zurück, wie Ghita ihm versicherte, die sich freundlich zu ihm setzte, ihm Frühstück reichte, wenn er kam, und ihm den Wams abbürstete, wenn er fortgehen wollte. Sein Wider-

wille gegen diese war verschwunden, seit er erfahren, daß sie das süße Backwerk bereitet, welches seine erste Kunstbelohnung war. Er ehrte sie dafür und drückte wohl zuweilen die schönen Arme, welche die Brodte wie ihr Ebenbild in gutem Verhältniß und schöner Rundung bildeten. Aus diesem ersten Jugendeindruck mögt ihr es erklären, daß er bei vielgerühmten Götterbildern der Bildhauer unsrer Zeit mehrmals ausrief: „Ein frisches rundes Brodt, ein glatter Teller sind Götter gegen diese Knochensäcke, die Götter vorstellen sollen; das Beste, was sie machen, ist schlechter als das Schlechteste, was der alte Töpfer in seinen Kalkofen schob.“ Unerschöpflich war er dagegen im Lobe der alten Bildsäulen, die er dort beim Töpfer gesehen, insbesondere der weiblichen Gestalt, die er damals für Benedetten gehalten hatte, und von der er eigentlich nicht recht sagen könne, ob es eine Muse, eine Psyche oder was sonst gewesen, da alle Kennzeichen ihr gefehlt hätten, die aber wahrscheinlich zu Kalk verbrannt worden sei, da er sich ein paar Jahre später vergebens darnach umgesehen habe. Gleich den andern Gestalten der alten Götter, so hatte er auch diese in irgend eine Geschichte zu versetzen und auf den Teller zu bringen gesucht. Aber nirgends wollte sie passen, am wenigsten als Venus, wie er sie mehrmals anbrachte. Endlich fiel er darauf, sie als Madonna vorzustellen, gab ihr Benedettens Auge, Farbe und Haar, und erreichte einen Ausdruck, der von Allem, was er bei den Vorbildern gesehen, abwich, und doch daraus hervorgegangen schien. Aus dieser Erinnerung schöpfte er Alles, was Ihr später in seinen Madonnen bewundert habt und worin ihn nur selten der Einfluß anderer Schönheit störte.

Jene Statue wurde ihm am letzten Tage seines Aufenthalts in Urbino zum größten Wunder, an das er nur mit Herzklopfen denken konnte. Der Abschiedstag war herangerückt, ohne daß er Benedetten gesehen hatte. Gern hätte er ihr eine kleine Gabe überbracht, die er als das Liebste unter seinen Sachen bisher bewahrt hatte. Es war ein seltsamer Ring aus einem Metall, das Niemand kannte, mit einer Inschrift, die Niemand lesen konnte, das Geschenk einer unbekannten liebreichen Frau, die vorüberreitend einst bei dem Knaben Raphael verweilte, der auf dem Schoße seiner Mutter gebetet hatte. Sie hatte der Mutter versichert, der Ring könne den Sohn gegen manches Un-

glück bewahren; die Mutter hatte ihr deshalb ein Gegengeschenk angeboten, das aber die Reisende lächelnd von sich gewiesen. Diesen Ring, meinte er, durchaus Benedetten verehren zu müssen, obgleich die Mutter ihm denselben auf's Gewissen gebunden hatte. Diesmal wollte er gewiß sein, daß er sie fände, ließ daher die gewohnte Stunde seines Besuchs nicht herankommen, sondern lauerte früh, als Benedetta sich davon machte, den Thon zu treten, wie ihn die Töpfer brauchen. Er sah, wie sie ihr dunkelblaues, mit rothem Gürtel gebundenes Oberkleid auszog und der wunderbaren Statue im Hofe umhing, wahrscheinlich um es gegen Schmutz zu sichern. Darauf schürzte sie ihr Röckchen mit einem Bande in die Höhe, wie ein Mädchen, das zum Grassicheln sich anschickt, zog Schuhe und Strümpfe aus, und schimmerte mit dem zarten Glanze ihrer Füße, wie der untergehende Mond am schwarzen Erdenrande. Sie trat erst langsamer, dann schneller, wie der Thon geschmeidiger wurde, und zwar nach dem Takte eines damals üblichen Wiegenliedes. Dieser einfache Gesang weckte Ghita. Sie ging auch an die Arbeit, warf ihr Kleid auf den Boden, streifte ihre Hemdärmel auf und arbeitete den Teig in den Mulden um, welche auf der andern Seite der Statue standen, wobei sie das muthwillige Lied eines Vogelstellers sang, der nach langem Harren die Vögel endlich auf der Leimruthe kleben sieht. So kühn wie diese aber war unser Raphael damals nicht; nur den Ring, der ihn gefangen halten sollte, hätte er ihr gern übergeben. Deßhalb eilte er leise fort, durch das Haus des Nachbars auf den Hof, und wurde erst von Benedetten bemerkt, als er dicht neben ihr stand, mit unverständlichen Worten ihre Hand ergriff und den Ring anzustecken trachtete. Der dichte Thon und der Schrecken hielten ihre Füße fest; nur die Hand entriß sie ihm, ehe er den Ring angesteckt hatte, hielt beide Hände vor ihre Augen und schüttelte mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß sie nichts hören, nichts annehmen wolle. Ghita lachte sie aus, nannte sie ein scheues Füllen; sie würde nicht so viel Umstände machen, von einem hübschen Knaben eine artige Gabe anzunehmen; zugleich streckte sie ihre, von Teig überzogenen Finger nach dem Ringe aus. „Es geht nicht," sagte Raphael verlegen, „er paßt nicht; Eure Finger sind zu stark und voll Teig." Aber Ghita verlangte durchaus den

Ring zu besitzen, und wischte schnell ihre Hand an einem Tuche ab. Da rückte Raphael noch verlegener von ihr fort, und gerieth in die Arme der schönen Statue, die Benedetta vorher mit ihrem blauen Kleide und ihrem Gürtel umgeben hatte. Der eine Arm des Marmorbildes war sanft gehoben, der Zeigefinger ausgestreckt. Auf diesen fiel der Ring, den er in der Verlegenheit fallen ließ, und glitt, weil er etwas größer, über die drei Glieder des Fingers herab. Es war ihm in dem Augenblicke, als ob dieselbe Frau den Ring zurückgenommen, die ihn ihm damals geschenkt hatte. „Er ist schon verschenkt," sagte Raphael launig zu Ghita, „meine steinerne Braut soll ihn tragen, und wenn Ihr ihn an ihrem Finger seht, gute Benedetta, so denkt zuweilen an mich; morgen wandre ich mit dem Vater nach Perugia. Und betet auch einmal für mich, wenn Ihr mich dessen werth haltet, obgleich Ihr mir heute nicht einmal den Blick Eurer Augen gönnt! Benedetta blieb in ihrer Stellung, doch blickte sie durch die Hände: aber Ghita wollte Raphael nicht ohne einen Kuß fortlassen und den Ring sich zueignen. Allein durch ein seltsames Wunder gelang ihr Beides nicht, weil sie zuerst nach dem Ringe griff, wie denn manche Mädchen blos darum keinen Mann bekommen, weil sie zu hastig nach dem Trauringe fragen. Als sie nämlich jetzt den Ring dem Bilde abziehen wollte, fand sie den Finger gekrümmt, so daß keine Möglichkeit blieb, den Ring bis zum zweiten Gliede zurück zu ziehen. Sie schrie über Wunder. Raphael blickte hin und sah es mit Staunen auch. Beide arbeiteten gleich eifrig daran, den Ring abzuziehen; aber völlig vergebens. Benedetta vergaß ihre Scheu; sie schalt Ghita, daß sie ihr etwas einbilden wolle, sprang aus dem schlüpfrigen Thone heraus, der in seiner Anhänglichkeit ihr nachschluchzte und sie fast zum Fallen gebracht hätte. Sie nahte sich der Statue; die Andern ließen ab, damit sie sich auch von der Seltsamkeit überzeuge. Sie griff nach dem Ringe, und zog ihn ohne Beschwerde von dem Finger der Statue, der wieder ungekrümmt wie vor dem Ereignisse, erschien. So war nun das Wunder auf Benedetten übergegangen; sie hatte sich mächtiger erwiesen als die alte heidnische Göttin. Raphael empfand ein Grauen der Ehrfurcht vor ihr; er verbeugte sich tief und flüchtete ohne weiteren Abschied von ihr fort zu der Kirche, die er täglich mit der Mutter zu besuchen pflegte. Ein fremdes

schauriges Gefühl drängte sich zwischen die ersten zutraulich zusammengebeugten Rosen, ein scharfer Wind, der ihr Aufblühn hinderte. Raphael glaubte etwas Strafbares gethan zu haben; er bereuete jeden Schritt; er gelobte, keinen Blick nach dem Nachbarhause zu senden; er bat den Himmel, ihn vor allen Engeln und Teufeln zu schützen, und ihm den gewöhnlichen Weltlauf zu gönnen; der ihm so wohl gefalle. Mit solcher Gesinnung wanderte er aus Urbino, nach schmerzlichem Abschiede von der Mutter, mit dem Vater die Straße nach Perugia herunter, bald zerstreut von der neuen Welt, die sich ihm überall aufthat, und von den Vorsätzen, die sein Vaterin ihm anzuregen suchte.

Hier muß ich Euch daran erinnern, daß sich aus den erzählten Geschichten die falschen Nachrichten erklären lassen, als ob Raphael wegen eines schönen Madonnenbildes, das er an eine Hofmauer gemalt nach Perugia gesendet worden sei. Hättet Ihr nachgedacht, — so hätte es Euch auffallen müssen, daß ein Vater, der seinen Sohn mit großer Aufmerksamkeit unterrichtet hat, unmöglich einer solchen Zufälligkeit bedürfen konnte, um dessen Talent zu erkennen. Aber den vornehmen Herren tragen die Köche zerhackte Speisen auf, um ihnen die Mühe des Kauens zu ersparen, und von den Ereignissen in der Welt erzählen ihnen die Leute nur die spaßhaften Uebertreibungen und Verdrehungen; und so muß denn unser großer Raphael an Wandschmierereien von seinem Vater erkannt worden sein, wie jener alte Maler an einem Striche, den doch am Ende jeder Schreibmeister wohl noch zierlicher hätte machen können; es sei denn, daß bei den Eulenzügen der griechischen Schrift gar keine Schreibmeister nöthig gewesen wären, was ich dahin gestellt sein lasse.

Vater und Sohn kamen ohne Unfälle in Perugia an, und Meister Pietro merkte gleich bei der ersten Probe, als er einen im Umriß auf das Bret gemalten Kopf von dem jungen Raphael ausführen ließ, daß er einen Schüler gewonnen, der ihm Ehre machen und Geld verdienen könne. Er nahm ihn gern an, und wußte ihn bald so zu beschäftigen, daß Raphael keine Zeit hatte, viel nach Urbino zu denken. Bald bemächtigte sich Raphaels auch ein thätiger Wetteifer mit andern Schülern, unter denen Luigi ihm allein unüberwindlich blieb, ein Jüngling von den herrlichsten Anlagen, aber den Ausschweifungen

sehr ergeben. Pietro regte den Fleiß der Schüler an, indem er ihnen Kleinigkeiten von seinem Verdienste abgab. — Diese Prämie wurde dann von den Schülern in Festen verjubelt, die eine eigne Einrichtung hatten. Jeder war gezwungen, eine Geliebte mitzubringen: und wer damit nicht versehen war, dem schafften andre eine Begleiterin. Luigi brachte unserm Raphael ein Gärtnermädchen, welches schon lange den Namen Pomona führte. Raphael mußte Weiberkleider anlegen, um eine Fabel mit aufführen zu helfen, in welcher Luigi als Bachus mit seiner Ariadne auf einem Triumphwagen zum Schlusse Alles versöhnte. Luigi, der reich war, hatte viel Wein angeschafft; und Alle ergaben sich der Natürlichkeit der alten Götternaturen, ohne darauf zu achten, daß die Welt so etwas zu verehren nicht mehr geneigt ist. Hätte Raphael noch den Ring besessen, er hätte ihn vielleicht an eine glücklichere Wahl erinnert; vielleicht hätte er ihn aber auch sammt allem Leinzeuge, was ihm die sorgsame Mutter zur Reise genäht hatte, weil er nichts Andres besaß, an die Gärtnerin verschleudert. Als er am andern Morgen aufwachte, merkte er erst, daß Pomona alle seine Habe in ihrem Fruchtkorbe fortgetragen hatte, und sein Herz dazu, das seine Mutter noch sorgsamer als seine Ausstattung bewahrt hatte.

Diese Stelle seiner Geschichte mochte ihn, als er sie mir erzählte, wohl nachdenkend machen; er schwieg bei der Arbeit, und ich sang ein Lied, wie es Arretin einmal auf Raphael gemacht hatte, um ihn wegen seiner Madonna mit dem Fischopfer (col pesce) zu necken. Es fing sich an:

Hier zu Land
Gilt die Hand,
Die mit Kunst
Lohnt die Gunst
Sünd'ger Frauen,
Daß sie schauen
Sich im Bild,
Heilig mild:
Raphael,
Gut Gesell
Male mich,
Ich bitte Dich.

Und dann hieß es weiter:

Andre Staaten
Andre Saaten,
Andre Städtchen,
Andre Mädchen,
Andre Orte,
Andre Worte,
Andre Kleidung
Und Bescheidung.
Andre Flüsse,
Andre Küsse,
Andre Fische
Auf dem Tische,
Andre Netze
Sie zu fangen,
Andre Plätze,
Wo sie prangen,
Zum Bestellen
Der Gesellen.
„Frische Fische,
Gute Fische!"
Kommt ein frischer
Herzensfischer
Von der Reise;
Sind die Preise
Für den Freier
Nicht zu theuer,
Und der Fang
Hält nicht lang.
Froh gegessen,
Und vergessen!
Keine Ringe,
Keine Kette;
Glas erklinge
Zum Gespötte
Für die Andern,
Die noch wandern,
Daß sie gleiche
Lust erreiche:
Frische Fische
Gute Fische!

Also hatte unser Raphael nachher auch gelebt in Siena und Florenz. Der Umgang mit Weibern war ihm ein Bedürfniß. Bei

seiner Thätigkeit konnte er nicht lange wählen nnd suchen. Die edlen Seelen müssen es sich selbst zum Vorwurf machen, daß er fast nur den Schlauesten anheimfiel; sein Gemüth hätten sie klar hinter seinen Augen arbeitend sehen müssen; aber da stießen sie sich an seine frühere Lebensweise. Wie er aber in verschiedener Manier malen konnte, so hätte er auch in verschiedner Art lieben können.

Ich mußte oft in ganz verschiedner Weise seine Liebesbriefe schreiben; aber die guten ehrlichen Frauen schreckten uns gewöhnlich gleich durch Weitläuftigkeiten ab, zu denen er bei den vielen Arbeiten, denen er vorstand, keine Zeit übrig hatte. Der Teufel hatte ihn nun einmal durch seine erste Sünde dem Bedürfniß unterthan gemacht, und er mußte sich durch neue immer wieder auf einige Zeit auslösen, damit er seinen himmlischen Gedanken leben konnte. Das Alles ist zuletzt herausgekommen. Damals lebte ich mit ihm in den Tag hinein. Doch was soll ich Euch unbedeutende Geschichten erzählen; ich komme zur Hauptstörerin seiner Ruhe. Es war an einem Fasttage, als er von seiner Arbeit aufsprang und mir befahl, ihn zu der Bäckerin zu führen, die, wie er mir versicherte, ihn an Ghtia erinnert habe, welche er seit jenem Tage seiner Abreise von Urbino nicht wieder gesehen hatte, weil beide Nachbarsfamilien in dem unruhigen Italien von der Pest versprengt gewesen. Er ließ sich die Brille geben, die ihm ein reisender Holländer als eine ganz neue Erfindung zu Stärkung der Augen verkauft hatte, welche bei ihm durch Anstrengung zu leiden anfingen. Dieser holländische Maler war aber, wie Ihr bald errathen werdet, sicherlich der Teufel, und ich habe die verdammte Brille nach Raphaels Tode in einem Mörser zerstoßen, damit sie keinen Andern mehr unglücklich machen sollte.

Mit seiner Brille ging er nun bei dem Bäckerladen vorbei, wo das süße deutsche Brod verkauft wurde. „Es ist Ghita,“ sagte er; „kein Zweifel bleibt mir, seit ich sie durch die Brille sehe. Welcher Reiz schöner Fülle!“ „Das dicke Mamachen?“ fragte ich verwundert. Er ließ sich nicht irren, sondern ging in das Haus, als ob er von der Hexe hineingebannt würde. „Wahrhaftig, das giebt ein neues Bild in unsrer Villa!“ sagte ich und ging ihm nach, damit er sich nicht etwa in eine Lebensgefahr stürzen möchte, oder in eine Gefahr

für seinen Ruf, da er auf Anregung des Grafen Castiglione eben damit umging, als Bezahlung für viele Werke den Kardinalshut vom Papste zu empfangen. Die Bäckerin trat uns selbst entgegen, und fragte mit einem angenehmen Lächeln, als ob sie Raphael schon erkannt hätte: „Wer sind die Herren?" — „Ehrliche Bäckergesellen," antwortete ich, „die beim Handwerk ansprechen. Giebt es Arbeit?" — „Freilich," antwortete sie; „ich habe eben einen Gesellen wegen Trunkenheit fortgejagt; einer von Euch kann gleich Arbeit finden," — „Wer anders, als ich?" fragte ich trotzig. — „So haben wir nicht gewettet," antwortete sie; „ich wähle mir den stillen ordentlichen Menschen (hierbei zeigte sie auf Raphael), der paßt sich besser zu einer Wittfrau, die ihren lieben Mann verloren hat; Ihr scheint ein Wildfang." — Bei diesen Worten zog sie Raphael ins Zimmer, wo viel Teig bereit stand, zog ihm seinen feinen rothen Mantel aus, band ihm die Schürze um, und so ward unser angehender Kardinal ein Bäcker, und arbeitete lachend im Teige herum. Ich wollte das Ende der Sache durch die Thüre belauern; aber sie trat heraus, reichte mir mehrere Goldstücke und verwies mich in das Zimmer einer Dienerin, um da auf meinen Herrn zu warten. Er selbst erzählte mir am andern Morgen, daß sie, nachdem er sich warm gearbeitet, in ein lautes Lachen ausgebrochen sei und ihm gesagt habe: „So sollten Euch Eure Schüler sehen, mit denen Ihr sonst so vornehm, von Allen geehrt und begrüßt, wie ein Prophet unter seinen Jüngern, vorbeigezogen seid." Er sah sich erkannt, und sie gestand, daß sie Ghita sei, und das nur die Scheu, in ihrem Stande zu einem so berühmten Manne zu gehen und vielleicht geringschätzig behandelt zu werden, sie davon abgehalten habe, sich ihm zu nahen. Sie weinte über ihr Geschick, klagte, daß sie, durch die Pest vertrieben, umhergeirrt wären, bis sich ein deutscher Bäcker, der eine seltsame Kunst besessen, in sie verliebt habe und sie ihn aus Noth habe heirathen müssen. Der Mann sei gestorben, und sie habe nun ihren eignen Willen.

Mehr erzählte mir Raphael nicht; aber ich sah gleich aus seinen Aufträgen, daß die Neigung zu Ghita alle andre Liebschaften verdrängte. Ich fragte ihn, ob Ghita ihm keine Nachricht von Benedetta bringe. „Schweig davon, antwortete er finster; sie soll gestorben

sein; sie paßte nicht für diese Welt, nicht für einen Sünder. Du sollst sie kennen lernen diese G h i t a, in der aller Welt Todsünden zu lauter Leben aufgehn, wenn ich ihr Bild fertig habe; denn das Beste im menschlichen Antlitz ist Euch verschlossen — das sah ich an Deinem Kopfschütteln — außerdem sollst Du ihr Diener werden, damit Du ihr herrliches Herrscherwesen ganz kennen lernst." — Nach längerem Stillschweigen fuhr er fort: „Einen seltsamen großen Affen hat sie um sich; so viel Menschliches habe ich nie in einem Thiere gesehen. Als wir das Abendessen geendet hatten, kam er aus seiner Kammer hervor, und verschlang mit thierischer Gier alle Ueberbleibsel des Mahls, und sprang dann lustig über Tisch und Sessel. Er trägt ganz fremdartige Kleidung und schien es ordentlich zu merken, daß ich von ihm spräche. Es ist ein eigen Ding mit den Thieren; es kommt mir immer vor, als wären sie Verwandlungen der alten Götter, die nun in ihren Leidenschaften fortleben, seitdem ihr Reich unter den Menschen geendet hat. Nun wie es sei," — so schloß er — „sei dieses Wesen ein Affe, ein alter heidnischer Gott, oder ein verkrüppelter Mensch, ich habe G h i t a gebeten, daß ich ihn so wenig wie möglich sehe, sie liebt ihn, sie herzt ihn, und das ärgert mich!"

Ich mußte so ausführlich von diesem Affen reden, wie sie ihn nannte, weil er gar sehr auf diese Geschichte gewirkt hat und das schauerlichste Wesen ist, daß ich je kennen gelernt habe. Es war kein Affe, das schwöre ich Euch bei meiner Seligkeit. Zwar sah ich ihn nur selten; denn er war gewöhnlich in einem dunklen Kämmerchen neben dem Zimmer, wo G h i t a schlief, eingesperrt; und kam nur Abends manchmal hervor. Inzwischen merkte ich doch sehr bald die Wahrheit, und nahm wahr, daß sie vor Schlafe gewöhnlich mit seiner Hülfe den Teig in jener dunklen Kammer einknetete, nachdem sie sich der prachtvollen Staatskleider entledigt, die ihr R a p h a e l nach seinem eigenthümlichen Sinne für Bekleidung hatte kaufen und schneidern lassen. Aber was halfs; über manche Verhältnisse wollte R a p h a e l das Wahre schlechterdings nicht hören. Ich behielt also meine Vermuthungen für mich.

Für keine Frau hatte R a p h a e l jemals diese Aufmerksamkeit, dieses Trachten nach Erfindungen, die ihr gefallen könnten, gezeigt.

Er sparte kein Geld, lieh von seinen Freunden, wenn es ihm fehlte, um das alte, zwar große, aber sehr verfallene Haus der Bäckerin mit größter Annehmlichkeit einzurichten; ja das Meiste, was Mark Anton an Göttergeschichten gestochen hat, wie Jupiter die zögernde Juno zum Throne des gestürzten Saturn führt, wie Paris den Apfel als Preis der Schönheit vertheilt, diese und viele andre sind Skizzen zu den Wandgemälden, welche Julio ausführen mußte: weil die Bäckerin aus Eigennutz, des hohen Preises wegen, der ihr doch immer zu Gute kam, Raphaels Hände stets mit bestellten Arbeiten beschäftigte. Er behauptete in dieser Zeit, was er an weiblichen Figuren zeichnete, Alles sei der Ghita ähnlich. Ich antwortete ihm, das komme von der vertrackten Brille. Er zürnte und sprach nicht mit mir; ich hätte verzweifeln mögen, und sann auf eine Erfindung, ihn zu versöhnen. Da kam mir ein Einfall, der war herrlich, und könnte Euch beweisen, daß ich zu hohen Würden nicht ungeschickt gewesen wäre. Raphael und Ghita lustwandelten gern mit einander in den ersten mondhellen Frühlingsnächten in dem wüsten Garten hinter dem Hause, der außer ein paar alten Citronenbäumen und einer Pinie durchaus nichts zeigte, was zu einem Garten gehört; da alles Aufkommende von den Müllereseln, welche ihr das Mehl brachten, abgeweidet zu werden pflegte. Nun bemerkte ich einmal, daß die Spuren, wo Ghita mit Raphael gegangen, durch das Schleppkleid der Geliebten, wie die Spur einer Schlange durch die Windung des Schweifes, im Thau bezeichnet waren, wo aber beide sich geküßt hatten, da wendete sich diese Spur zu einem Kreise und wand sich förmlich zu einem Kranze, wenn sie dort lange verweilt hatten. Kaum hatte ich das wahrgenommen, da lief ich hurtig zu meiner hohen Familie, deren einziges Geschäft, außer ihrer Bettelei, in ein wenig Gärtnerei bestand. Als ich ihnen den Vorschlag machte, in einer Nacht einen Garten zu bauen, und daß sie dafür ein Faß Wein am Morgen haben sollten, da lief schon Alles mit Spaten und Radehauen, mit Beil und Baumsäge. In einer Stunde keuchten sie Alle heran mit einer ungeheuren Last von Gesträuchen und Blumen der edelsten Art, die sie, Gott weiß wo, ausgerodet und ausgerissen hatten. Ich hatte unterdessen die Gänge der Schleppe, die verrathene Spur der Liebe, mit der Schaufel abgestochen und geebnet. Alles

wurde in größter Stille an dem Rande eingepflanzt; jeder arbeitete an einem ihm angewiesenen Raum und weil jeder meist eine andre Gattung von Blumen und Gesträuchen geraubt hatte, so entstand eine unbeabsichtigte Mannichfaltigkeit, die uns schon im Mondscheine gefiel. Wie wurden wir aber am Morgen überrascht, als wir die Weintonne am höchsten Steine des ansteigenden Gartens leerten und die aufgehende Sonne unsre Arbeit beleuchtete, daß keine Ueberlegung so geschickt, in steter Ansicht aller Herrlichkeit Roms, die Gänge geführt hätte, als der Kunstsinn Raphaels, der bei seinem Spaziergange auch diese Pracht mit zu genießen suchte und seine Ghita so geleitet hatte, daß er Rom immer vor Augen behielt. Als ich meine Vettern darauf aufmerksam machte, wie kein Schritt vergebens, um Alles mit Bequemlichkeit zu überschauen, wie aber jede Stelle, wo Raphael wandle, ein Kuß des Himmels und der Erde zu sein scheine, da faltete das rohe Volk die Hände und einer rief: Heiliger Raphael, bitte für uns! Die jungen Mädchen mußten nun nach meiner Anweisung ein Paar neue Worte auf eine alte Weise singen:

Grün im Grünen glänzen Stellen,
Wo die Engel Nachts getanzet;
Wo sie küssend sich gesellen,
Sind uns Blumen eingepflanzet,
Die zum jüngsten Tag bewahren,
Wenn die Nacht in Luft entschwunden;
Scheue Lieb' in jungen Jahren
Hat zur Wallfahrt sie gefunden.

Weg und Aussicht ist erschlossen
An des Abhangs steilstem Pfade,
Nun die Sonne hat ergossen
Ihre Thränen, ihre Gnade;
Und so sind wir Mitgenossen,
Die hier liebend sich begegnen,
Aller Liebe, die verflossen,
Und empfingen neu ihr Segnen.

Seht, nun steht der Iris-Bogen
Fest auf diesen steilen Höhen;
Wo die Liebenden geflogen,
Können wir nur schwindelnd gehen.

Außer Athem füllt mit Tönen
Sich der Mund und süßem Bangen,
Raphael, Dich hier zu krönen,
Möchten wir uns unterfangen.

Diese Wendung war sehr artig und that auch die gewünschte Wirkung; Raphael nannte uns Nachtgespenster-Nachtigallen, ließ sich den Kranz von den Mädchen aufsetzen und küßte alle, obgleich Ghita ihren Aerger darüber kaum verbeißen konnte. Um sie zu trösten, nahm ich sie auch beim Kopf und steckte ihr den prachtvollsten Blumenstrauß vor, der je gebunden worden. Darüber wurde sie heiter, ordnete selbst einen Volkstanz an, den sie mit ungemeiner Zierlichkeit ausführte, mit einer Leichtigkeit, daß sie sich vor unsern Augen um ein zwanzig Jahr verjüngte; was mochten erst Raphaels Augen durch die Zauberbrille an ihr wahrnehmen? Eine meiner lieben Basen, die sich mit Wahrsagerei abgab, trat nun auf, ließ sich die Hände der vom Tanze Ermüdeten reichen und las Wunderdinge darin: Ghita werde in großer Frömmigkeit sterben und Raphael mit weißen Haaren, von seinen Kindern umgeben. Raphael schüttelte dabei mit dem Kopfe, denn er eilte sich immer bei seinen Arbeiten, weil er fürchtete, das Ende derselben nicht zu erleben, obgleich keine eigentliche Krankheit, sondern nur das Erlöschen des himmlischen Feuers unter irdischem Drucke ihm vorschwebte. Woher diese Sorge? Vielleicht weil gar nichts in seiner Lebensweise den Anforderungen jenes höhern Lichts genügte und jede Betrachtnng ihn deßwegen betrübte. Dieser Gesinnung war Ghita gar nicht; der Zukunft dachte sie so wenig, wie die Menschen vor der Sündfluth; sie reichte ihre Hand der Wahrsagerin nicht, sondern brauchte sie zum Einschenken und zum Anstoßen der Becher. Raphael freute sich an ihrer Lebenslust; er ließ die besten Weine bringen, und so kam's, daß unser anständiges Fest sich mit einem wilden Bacchuszuge schloß, in welchem Ghita als Centaur umhergeführt wurde, und Julio, auf welchem sie ritt, das Pferd spielte. „Es sind gute Kinder," sagte Raphael, „wenn man ihnen den Willen thut. Ein Maler kann überall Etwas absehen, und ich fühle hier recht, daß erst Etwas muß wirklich da gewesen sein auf der Welt, ehe es zu etwas Erdachtem, zu einem Bilde werden kann. Ohne diesen Zug gesehen zu haben, hätte

ich nie ein Bacchusfest erfinden können. Gieb mir etwas Kohle: die Gartenwand soll das Andenken tragen, und doch soll sich nichts darin finden, wie wir es eben gesehen haben."

Nach einiger Zeit glaubte ich, Raphael wolle unserm Gartenfeste ein Paroli entgegen setzen, weil das neugetäfelte Schlafzimmer sich heimlich, ohne daß ich ihn daran arbeiten sah, mit Gemälden bedeckte, die unleugbar von seinem Pinsel schienen, obgleich ihr Inhalt eben nicht seiner Sitte entsprach. Ich sprach kein Wort darüber, sondern that, als ob ich nichts gesehen. Aber eines Morgens fand ich Raphael zu ungewohnter Frühzeit vor diesen Bildern mit einem Staunen, als ob er sie zum ersten Male gesehen, den Kopf schüttelnd, sich die Stirne reibend. Wie er mich sieht, ruft er aus: „Es giebt einen zweiten Raphael; denk' Dir, der Affe malt! Sieh genau zu; ich selbst würde es für meine Arbeit halten, wenn ich nicht wüßte, daß ich keinen Pinsel angesetzt habe, und Ghita hat ihn bei der That ertappt. Sieh, Alles ist daran gut, nur nicht die Hauptsache. Du kannst hier den Unterschied der thierischen Natur recht deutlich sehen; hier wird sie zum Wesen, das Geistige wird Schein und Täuschung; es sind sehr tragische Bilder und beinahe eine Fortsetzung meiner Psyche zu nennen, nachdem sie mit Amor, der flüchtigen Erscheinung, für immer verbunden ist."

Ich wußte nicht, was ich denken, was ich sagen sollte. Daß kein Affe so malen konnte, war ich überzeugt; aber kein Andrer konnte so malen, wie Raphael, und Raphael war zu gleichgültig gegen einzelnen Tadel, wenn der Gegenstand den Leuten etwa mißfallen hätte, um eine Lüge über die Entstehung dieser Wandbilder zu erfinden. Unserm Julio wären solche Teufeleien nicht fremd gewesen; aber er konnte nicht diese Zeichnung, diese Farbe schaffen. Alles war mir bisher erklärbar gewesen; da stand ich bei dem vermauerten Thore, und nirgends fand ich einen Ausweg. Die Zeit wird's lehren, dachte ich und bekümmerte mich nicht weiter um solche Geheimnisse; denn Raphael beschäftigte meine ganze Erfindungsgabe, um seiner Geliebten täglich ein neues Fest zu bereiten. Diese Unruhe schien seiner Gesundheit nicht zuträglich; aber er beruhigte meine Sorge mit der Wahrsagung, die ich ihm selbst zugeführt hatte: er hoffte auf Kinder und auf weiße Haare, und gab als Grund seiner Erschöpfung die vielen lästigen

Schreibereien und Rechnungen an, die er wegen des übertragenen Baues der Peterskirche Abends durchsehen mußte, wo er sich sonst der Geselligkeit überlassen hatte. Das Rechnen, Handeln und Dingen, das ich ihm wie eine Spielerei besorgt hätte, wollte er mir, aus Gewissenhaftigkeit gegen die Kirche, nicht überlassen, so schwer es ihm wurde, und so ruhig er mir alle seine eignen Gelder anvertraute. Ja so verschieden sind die Gaben vertheilt! Ihm kostete die schwerste Zeichnung nicht so viel Mühe, wie das Summiren einer Reihe Zahlen; und damit können wir unberühmten Menschen uns trösten; wir haben auch unsre eignen Vorzüge und Gaben. Da saß er nun wie blind und verloren bei seinen Papieren, oder musterte alte Marmorstücke, die man zum Bau ausgegraben, ob nicht beachtenswerthe Sculpturen darunter, während Ghita mit dem Julio, seinem Lieblingsschüler, hinter seinem Rücken verliebten Unsinn trieb, oder die Teufeleien des Pietro Aretino anhörte, der eigentlich den Julio auf seinem Gewissen hatte und ihn aufmunterte, jeden muthwilligen Scherz, der wohl jedem einmal durch den Kopf zieht, mit seinem Pinsel zu verewigen. Dieser Aretino scheute sich nicht, die besten Arbeiten Raphaels zu verspotten, und Raphael lächelte und sagte weiter nichts, als: „So sind die Poeten; sie müssen ihren Mund zu allem hergeben, was ihnen der Teufel ins Ohr bläst!" Dann arbeitete er ruhig weiter, als ob er nichts gehört hätte, behauptete aber doch, ihm sei es nützlicher, solchen Tadel, als alles Lob der Welt zu hören; denn sei er auch übertrieben, so habe er doch gewiß immer einen fehlerhaften Punkt gefunden, wie der Rost auf Stahlklingen die brüchigen Stellen bezeichne.

Alle Freunde Raphaels wurden allmählig auch Ghita's Freunde; sie wußte jeden in seiner besondern Art und im rechten Augenblicke sich zuzueignen. Auch mir wußte sie beizukommen, ich weiß selbst nicht, wie; genug, ich hatte auch bald keine Augen mehr, sondern trug ebenfalls meine Brille und diente ihr, nächst Raphael, mit aller übrigen Ergebenheit. Das könnt Ihr mir nicht zum Vorwurf machen; ich aß auch von ihrem Zauberbrodte. Selbst der weise Fabio von Ravenna, den Raphael seinen gelehrten Vater nannte, und ohne den er kein Werk von größerm Umfange unternahm, versicherte ihm: „Ghita

habe nur einen Fehler, daß sie ihm, dem Raphael nämlich, nicht ordentlich vermählt sei."

Warum Ghita diese Ehre der Vermählung zur Verwunderung Raphaels, der sie ihr mehrmals anbot, von sich ablehnte, war mir räthselhaft; denn ihr Grund, den er bewunderte: ihn nicht in seinen Aussichten auf den Kardinalshut zu stören, war mir gleich verdächtig. Eben so verwunderlich war es mir, warum sie dem Raphael zweimal verheimlichte, daß sie sich in guter Hoffnung zu befinden schien, und wie diese Hoffnungen schwanden, ohne daß der eifrige Wunsch Raphaels nach Kindern sich erfüllte. Ich setzte sie deswegen zur Rede; sie leugnete mir Alles ab und behauptete, nach dem Ausspruche der Wahrsagerin, müsse Raphael erst in späten Jahren durch Kinder beglückt werden, weil er umgeben von seinen Kindern sterben sollte.

3. Zu Raphaels Verklärung.

Daß ein Mann von so hoher Einsicht, wie Raphael, in zweijährigem Umgange mit Ghita ihre Fehler nicht endlich auch sollte wahrgenommen haben, könnt Ihr wohl vermuthen, obgleich ich den Zeitpunkt nicht angeben kann, wann es geschehen. Ich erfuhr dies nur zufällig bei einem Besuche, den der berühmte Maler, Fra Bartolomeo aus Florenz, bei uns abstattete. Raphael und Bartolomeo hatten zu Florenz in vertrauter Freundschaft gelebt. Raphael lernte von ihm gar Manches in der Farbenbehandlung; Bartolomeo von Raphael Manches in der Perspective, die damals noch Vielen eine Art Geheimniß war. In der Schwermuth, die dem Bartolomeo eigen, fühlte er einen unwiderstehlichen Drang, seinen Freund wieder zu sehen, und Raphael bot ihm sein Haus zur Wohnung an. Beide schienen ganz froh und verjüngt durch ihre Wiedervereinigung, und Raphael bedauerte nur, daß seine überhäuften Arbeiten ihm wenig Zeit ließen, sich des Umganges seines Freundes ganz zu erfreuen. Dieser suchte sich durch Malen zu unterhalten, nachdem er lange Zeit aller Malerei, aus einem Gefühle, sie sei sündlich, völlig entsagt hatte. Raphael kannte aber seinen Freund in einer Hinsicht gar nicht; er meinte nämlich, seine Sünden wären lauter Einbildungen, — sonst

hätte er ihn wohl nicht bei Ghita einquartirt. Ich sah gleich am ersten Abend, daß diese den Bartolomeo ganz als ihr Eigenthum auf- und annahm. Sie erkannte deutlich, daß er aus zwei sehr verschiedenen Stücken zusammengesetzt war, aus einem Heiligenkopfe auf dem Körper eines Bachus. Die überkräftige Gestalt hatte gar keine Harmonie mit der Bläſſe seiner eingefallen Wangen, und darum erschreckten sie seine strengen Reden gar nicht. Sie bat ihn, daß er ihr Beichtvater werden möchte: ihr bisheriger werde so taub, daß er alle ihre Sünden überhöre und Alles für gut annehme. So ward unser Bruder Bartolomeo am andern Morgen als Beichtvater eingesetzt; am Abend aber mußte er den Priester spielen bei einem Opferaufzuge, den sie wegen einer von Raphael entdeckten Statue Jupiters anstellten. Julio hatte dem guten Bartolomeo weiß gemacht, es sei ein Heiliger; so fand er keine Gewissensbisse dabei, als sie einen jungen Stier vor dem Bilde schlachteten und die feinsten Stücke beim Opferfeuer sich zum Abendessen brieten. Aretin sang dabei Gesänge, von denen unser Bruder, dem alles Latein und Griechisch fremd geblieben, kein Wort verstand; ich aber erfuhr es wohl von Julio, daß darin scherzend der Triumph des alten Glaubens gefeiert wurde, der sich nun auch einen so frommen Klostergeistlichen gewonnen habe. Raphael kam unerwartet dazu; er hatte den Kardinal Bibiena wegen eines Auftrags an Bartolomeo, der ihm zwei Bilder malen sollte, ungewöhnlich früh verlassen. Er lachte über die seltsamen Anstalten, fragte, was es bedeute; und als Bartolomeo ihm Jupiter als einen Heiligen vorstellte, antwortete er: „Ist's auch kein Heiliger, so ist es doch ein großer Gedanke. Wer solche Gedanken zu schätzen weiß, kann ihn gläubig mit verehren; solche Bilder sind Körper, von der Last der Häßlichkeit erlöst, und sehnen sich nach einer Seele, die von dem Drucke der Sünde gleichfalls erlöst sei; ich will es noch der Welt zeigen, wie sie diese alten Bilder anschauen kann, daß sie auch einen Theil daran habe, und die Vorhallen der Kirche ohne Scheu damit schmücke.“ Davon verstand unser Bartolomeo nichts; sondern sprach nur von dem Eifer, womit er die ihm aufgetragenen Bilder fertigen wolle.

Nach einiger Zeit sagte mir Raphael vertraulich, er wisse nicht,

was er von seinem Freunde Bartolomeo denken solle, der in seinen Bildern bei aller Anstrengung gar nicht fortrücke; das möge wohl von seinen vielen Büßungen, von dem Geißeln und Knieen herkommen, das er so ernstlich treibe. Schon öfter habe er dem Bartolomeo angeboten, das Bild mit ihm gemeinschaftlich zu malen; aber da sei ihm immer Bartolomeo um den Hals gefallen und habe ihm versichert, er verdiene diese Gnade nicht. Bald schlage ihm Bartolomeo vor, daß er ihn mit Ghita zusammentrauen wolle; bald dringe er darauf, daß er sie verlasse, indem er ihm von Andrea del Sarto erzählt, wie dieser seiner verschwenderischen Frau das Geld anvertraut habe, das ihm der König von Frankreich zum Ankauf von Bildern mitgegeben und dadurch um seinen guten Namen gekommen sei. „Ich setzte," sagte Raphael, „ein paar Beispiele vom Fluche des Ehestandes hinzu, nämlich den guten deutschen Meister Dürer, wie der von seiner geizigen Frau mit Arbeiten fast zu Tode gehetzt werde, und wie unser Ceremonienmeister Paris de Grassis durch die Vorwitzigkeit seiner Frau bei allen Ceremonien gestört und lächerlich gemacht werde. Dann versicherte ich ihm, daß Ghita jede Heirath großmüthig von sich abgelehnt habe. „Vielleicht," fuhr Raphael im Gespräche mit mir fort, „können wir uns heute von einer Vermuthung überzeugen, die mir über das Betragen des Mannes von meinem Julio angegeben worden. Ich bleibe heute nicht, wie ich Dir erst sagte, in der Villa; ich will mit Dir heimlich nach der Stadt zurück. Wir dürfen keine Zeit verlieren!"

Mit einer Vorahnung, was dieser, ganz außer Raphaels Lebensbahn liegende Weg bedeuten solle, folgte ich ihm, als es dunkel, bis zum Hause, das Raphael für sich und Ghita hatte einrichten lassen. Im Zimmer des Bartolomeo schimmerte eine Lampe und zwei Gestalten bewegten sich schattenartig auf- und niedergehend. „Es ist jetzt schon Schlafenszeit," seufzte Raphael; „eine ungewohnte Stunde zur Beichte: nun vermuthe ich fast, daß Barthel auch weiß, wo man den Most holt. Und sollte ich diese Nacht auf Kieseln schlafen, ich möchte ihn doch nicht stören. Das ist der Lohn so vieler Geißelschläge; er hat lange gedürstet, er mag sich einmal satt trinken; vielleicht seine

erste selige Stunde, und ich habe viel Gutes genossen. Gewiß werden die Bilder nun schneller fertig werden!"

Ich verwunderte mich über seinen Gleichmuth bei der Heftigkeit seiner Liebe; er bemerkte nicht, daß er etwas Ungewöhnliches erdulde, sondern hielt übermüthig einen Zitherspieler an, der ihm gegen ein Trinkgeld seine Zither leihen mußte. „Sie haben mich beide nie singen hören," sprach er, „ich wage nichts, wenn ich ihnen etwas vorsinge." Kaum hatte er ein paar Läufe auf der Zither ausgeführt, so traten die beiden Gestalten ans Fenster, verschränkten vertraulich ihre Arme und küßten sich. Wir erkannten Beide und Raphael sang:

„Mit dem Dolch rühr' ich die Zither,
Gift ist meiner Stimme Hauchen;
Doch sie tobt nicht wie Gewitter,
Bebt nicht, wie Vulkanes Rauchen:
Lieblich weiß ich in den Tönen
Zorn und Rache zu versöhnen.

Sinke Schlummer auf Entzückte!
Ach, dies wünschet der Berückte;
Dies Erheben im Vergeben
Kann Verrath Euch nicht erstreben
Und der Liebe, die sich so verklärt,
Wird noch höhre Lust gewährt."

Sie schienen allzuvertieft in einander, um der Worte zu achten, die unten gesungen wurden; nur die bekannte Melodie, nach welcher Raphael sang, reizte ihre Sinne, und er fuhr fort:

„Nur die Lust der Melodieen,
Nicht des Worts verhaltne Schmerzen
Dringen durch der Küsse Glühen;
Denn sie liebt nicht mit dem Herzen.
Ja, ihr geht es, wie dem Kinde,
Ihr verfliegt das Wort im Winde.

Keinem ist die Schönheit eigen,
Allen möchte sie sich zeigen.
So in Worten wie in Werken,
Um durch Beifall sich zu stärken;
Lobst Du sie, so ist sie doppelt schön,
Sie ist nichtig, wenn sie ungesehn."

Nach diesen Worten oder ähnlichen, — denn ich gestehe Euch, daß

ich in dergleichen Dingen nicht so genau bin, sondern mich gern der Sachen erinnere, wie sie mir am besten gefallen, — gab er die Zither dem Unbekannten mit einem Trinkgelde zurück, der ihn fragte, ob er eine gute Klinge brauche, er stehe ihm zu Diensten. Raphael sahe ihn verwundert an und erkannte seinen Fechtmeister, den er auch früher gemalt hatte. Dieser kühne Mann, er hieß Pantormo, benutzte die Vertraulichkeit, in der er früher mit Raphael gestanden, ihm deutlich zu zeigen, daß er seine Neigung einer Unwürdigen geschenkt habe; zugleich fragte er ihn, ob er nie die Nichte des Kardinals Bibiena gesehen, die dieser ihm gern vermählen wollte. Raphael versicherte ihm, daß er jenen Leichtsinn Ghita's kenne; daß er auch gern die Nichte des Kardinals kennen lernen würde, weil er es nie meide, Frauen zu sehen; daß sie aber, nach des Kardinals Aussage, ihn erst dann vor ihren Augen dulden könne, wenn er sich von allen Andern trennen wolle. In dieser Forderung liege aber etwas Unmögliches für ihn: nämlich Alles, was ihn mit der Welt verbinde, für etwas Unbestimmtes, Unbekanntes aufzugeben. Der Fechtmeister meinte, daß ihm diese Nichte vielleicht nicht so unbekannt sei, als er glaube; vielleicht erinnere er sich ihrer, wenn er jene Klosterkirche betrete, die sich eben eröffne. Raphael fragte ihn lächelnd, ob er ihn für ein Findelkind halte, das der heiligen Mutter ohne Kind dargebracht werden solle. „Habt Ihr diese Kirche nie betreten?" fragte der Fechtmeister, „und doch sind darin mehrere Bilder von Euch aufgestellt." — „Von mir?" fragte Raphael, „das habe ich nie vernommen." Der Fechtmeister versicherte, diese Bilder müßten von seiner Arbeit sein; entschuldigte sich aber, ihn nicht begleiten zu können, weil er dem Kardinal Bibiena am frühen Morgen einen Maulesel vorreiten müsse, den seine Eminenz ihm zum Zureiten übergeben habe. So schied der Mann, und Raphael sagte, mehr zur Zerstreuung, als in Erwartung eines besondern Fundes, zu mir: „Komm in die Klosterkirche, sie scheint offen; es ist seltsam, daß sie uns so nahe liegt und daß wir sie doch nie besucht haben." In Wahrheit aber war darin nichts Seltsames zu finden, weil Raphael viel zu beschäftigt und ich viel zu faul war, um alle Kirchen zu besuchen. Die kleine Kirche war eben geöffnet, wahrscheinlich um ein neues Bild am Altare einer Seitenkapelle zu befestigen.

Raphael blickte beim Schein der Lichter das emporschwebende Bild an und fragte mich verwundert, ob er das gemalt habe? „Freilich,“ antwortete ich keck; „aber wohl, ehe ich zu Euch gekommen bin.“ „Ich wollte, daß ich es gemalt hätte,“ fuhr er fort, „und ich möchte den Meister kennen, denn freilich habe ich Entwürfe zu diesen Bildern nach den Niederlanden gesendet, um Tapeten der Art wirken zu lassen; aber nie habe ich sie ausgeführt.“ Ich betrachtete jetzt die Bilder genauer und erkannte einen größeren Ernst, aber weniger Lieblichkeit in dem Ausdrucke der Gesichter, als Raphael eigen ist. In der Mitte war das Hauptbild, wie Christus als Gärtner der Magdalena erscheint, diese der Sünde, er dem Tode entrissen, er in fast verklärter Farbe, wie ein Genesener; sie gleichsam in verstärktem fleischlichen Dasein dargestellt; beide aber Blüthen einer gereinigten Welt. Dem Bilde zu beiden Seiten hing der bethlehemitische Kindermord, und durch den Trost jenes Mittelbildes wurde der Schrecken dieser Todesgewalt gänzlich verwischt. „Hätte Luigi noch seine Augen,“ sagte Raphael, „so meinte ich, daß der mir diesen Streich spielte, mich in meinem eigenen Bilde zu überbieten.“ Ich fragte einen der Arbeiter nach dem Maler. Er antwortete, eine Malerin, die im Kloster wohne, habe diese und die übrigen Bilder gemalt. Inzwischen war Raphael zum Hauptaltare gegangen. Ich fand ihn da knieend mit abgewandtem Gesichte; er winkte mir und wagte nicht aufzublicken. Ich sah ein Marmorbild mit blauem Gewande bekleidet das mir vortrefflich schien, ohne doch einen tiefen Eindruck auf mich zu machen. Raphael stand schweigend auf, ergriff meine Hand, drückte sie an sein Herz und führte mich hinaus bis zu dem großen Springbrunnen, wo er sich mit einem frischen Trunke aus seiner hohlen Hand erquickte. Ich bat, daß er mir diese Bewegung erklären möge. „Alles, was ich jugendlich erlebt,“ rief er erhaben aus, „steht wieder vor meiner Seele! Und das soll Zufall sein, daß mir gerade heute diese Statue als Himmelskönigin vor Augen tritt, der ich in Urbino einst den Ring an den Finger steckte! — Und dieser Finger schien mich zu warnen, mein großes Werk, die Verklärung, nicht länger auszusetzen, das mir der Kardinal Medizis schon so lange aufgegeben, und vor welchem ich

mich immer noch gescheut habe. Der fremde Maler hat meinen Eifer neu erweckt; ich will etwas leisten in seiner Gesinnung!"

Bei diesen Worten setzte er sich auf den Rand des Brunnens und zeichnete sinnend mit seinem Stabe auf der vom Mond beschienenen Wasserfläche. „Es glückt!" sagt er, nach einer Weile voll Begeisterung. „Ich sehe noch die blaue Luft mit dem leichten goldigen Gewölk wie sie einst über dem Hause der Geliebten standen; sie bildeten mir den Herrn vor mit Moses und Elias, unten aber stand um uns die ganze Erdenwelt, die sich auf ihren verschiedenen Stufen der Annäherung in Zuversicht und Zweifel überhebt." Ich fiel vor ihm auf die Füße und bat ihn, dies Werk selbst auszuführen; seine Schüler wüßten nicht ein solches Gemüth zu fassen; sie würden mit ihrer Farbenwildheit ein so tiefsinniges Werk zerstören. Er streichelte mir die Haare und sagte, „es solle wohl geschehen, wenn ihm der verdammte Ruhm nur Zeit lasse; aber da könne er den Bitten der Leute, die ihm schmeichelten, nicht widerstehen, er übernehme zu viel, auch erscheine ihm die weitläuftigste Arbeit im ersten Feuer der Betrachtung wie ein Spielwerk. Vielleicht kommt noch die Zeit," setzte er hinzu, „daß ich an einem Bilde ein Paar Wochen malen kann, wie Lenardo da Vinci; nur daß es mir nicht geht, wie dem Luigi, der sich wegen der Untreue seiner Freundin die Augen ausweinte! Wir wollen zu ihm gehen; ich muß ihm von meiner Verklärung erzählen; er schaut Alles mit einer solchen Lebhaftigkeit an, daß jedes Versehen ihm deutlich hervortritt. — „Aber es ist Nacht, entgegnete ich. — „Er weiß es nicht in seiner Blindheit," fuhr Raphael fort, „hat jedermann verboten, ihm etwas vom Sonnenlauf und der Tageszeit zu sagen; so schläft er, wenn ihn die Ermattung zwingt, und meist nur ein paar Stunden."

Ich wünschte Raphael Ruhe zu verschaffen. Allein er wollte nichts davon hören; und so eilten wir die kleine Straße zu Luigi's Gartenwohnung herab. Er kannte unsre Stimmen beim ersten Ruf, öffnete die Thüre durch den Druck einer Feder und begrüßte uns im Zimmer, ohne von seinem Sitze aufzustehen. „Seid willkommen!" rief er; „der Einsame hat sich etwas Neues ausgedacht; er formt sich die Gesichter aus Thonerde, die er gern um sich sähe; da werdet Ihr den Raphael und den Meister Pietro finden, wie sie sonst gewesen."

Raphael beschaute sein ähnliches Jugendbild mit Ueberraschung und sagte: „Jugend und Schönheit haben nur einen Fehler, daß sie vergehen." Luigi fuhr fort: „Das waren liebe Zeiten; da dachten die Leute, was aus mir werden könne, und wenn ich Dein Antlitz jetzt befühle, Raphael, ich meine, es hätte wohl auch noch mehr aus Dir werden können!"

„Ja wüßt' ein Mensch recht, wer er wär',
Das Sterben würd' ihm gar nicht schwer;
Das Leben ist nur ein Vergessen
Von dem, was wir in uns besessen;
Das Leben ist nur ein Vermählen
Mit dem, was uns will ewig quälen;
Das Leben ist ein Angewöhnen
An das, was uns will ewig höhnen;
Das Leben ist ein Zeitverderben,
Ein seelentödtend Flucherwerben, —
Ja wüßt' ein Mensch recht, wo er wär',
Er führe heut' noch über's Meer,
Sich neue Welten zu entdecken,
Denn Mond und Sonne sind voll Flecken,
Und diese alte Welt voll Ecken,
Kann blinde Leute leicht erschrecken."

Luigi hatte seine Hände unterdessen auf Raphaels Antlitz gelegt, und sagte ihm, er fühle sich krank an; er sei wieder zu fleißig gewesen. Raphael gab das zu und erzählte ihm von der Verklärung, die er entworfen habe. Luigi ward ganz Ohr, schien Alles vor sich zu sehen, berichtigte die Anordnung, riß einzelne Stellungen auf eine Tafel, sagte aber zuletzt, es sei ein schweres Werk. Mitten in dieser Arbeit wurde er durch den Ruf zweier Frauen gestört, die ängstlich Heilmittel für einen Kranken begehrten. — Raphael fragte ihn, ob er ein Geistlicher geworden, und ihm die letzte Oelung geben wolle. — „Nicht umsonst," antwortete Luigi, „bin ich in meiner Jugend das Genie genannt worden. Seit ein schlechter Arzt mir die kranken Augen ausgestochen, habe ich mich auf Arzneikunde gelegt und habe eine gute Ahnung von den Krankheiten aus der Schärfe meiner übrigen Sinne." Nun kramte er nach einigen Mitteln. Während dessen fragte ihn Raphael, ob er nichts von einer geschickten Malerin gehört, die

bei den barmherzigen Schwestern wohne. „Wahrscheinlich die Nichte des Kardinals Bibiena," antwortete Luigi, und Raphael schwieg verlegen.

Ich ging darauf mit Raphael nach der Villa, wo wir von der Mühe der Nacht, an Seelenfeuer erschöpft, den Tag verschnarchten. Uns weckte der Kardinal Bibiena am Mittag, der sich mit Raphael einschloß. Nachdem jener fortgegangen, berichtete mir Raphael, daß Bartolomeo den dummen Streich gemacht, alles Glück dieser Nacht aus Gewissensangst dem Kardinal zu beichten, und sich auf dessen Rath aus Rom entfernt habe, er setzte zögernd hinzu, daß er ihm versprechen müssen, Ghita zu verlassen; es sei ihm in dem Augenblicke leicht vom Munde gegangen, aber jetzt scheine es ihm unmöglich; von ihrem Brodte lebe er, für ihr Lob arbeite er, er werde ohne ihren Dank der Welt zum Spott, sich selbst zum Ueberdruß, in Nichtsthun versinken. „Michel Angelo," sagte er, „mag sagen, daß die Kunst seine Geliebte sei, und daß er keiner andern bedürfe — zu Sibyllen und Propheten steigt man freilich nicht ins Fenster; — wer aber das große Geheimniß der Welt darstellen will, kann sich der Welt nicht verschließen, er darf nicht bei Muskeln und Adern, beim Ausdruck der Extreme stehen bleiben, er muß die Harmonie zwischen Seele und Leib zu erfassen suchen. Mag die Gefahr groß sein und es nur Wenigen gelingen, ohne Schaden für beide zum Ziel zu gelangen; ich kann nicht anders, seit Benedetta mir verloren. Ghita ist immer noch besser, als alle andre, die ich kannte; und ist's ein Wahn, der mich täuscht, so kann ihn der nur lösen, der ihn mir verliehen. Nicht um Eitelkeit und Geld hat sie sich mir ergeben; sie weiß nichts von leerer Sehnsucht und Unzufriedenheit; ihr Dasein ist Genuß, und die Fülle ihrer Liebe zwingt sie zur Verschwendung. Sie läßt Andre mitgenießen; denn wie wenig Zeit kann ich ihr schenken? Sie mischt sich nicht in meine Kunst; aber sie weiß mich zur Kunst aufzumuntern; sie verschleiert mir die Sorgen des täglichen Lebens, sie will mich nicht lenken, ich brauche sie nicht zu beherrschen; bald ist sie meine Seele, bald mein Leib; aber nie will sie Beides zugleich sein, und darum sind wir einander nothwendig. Sie ist der Boden, der mich trägt;

mit Benedetta hätte ich fliegen können; aber wer weiß es nicht, daß er nicht immer fliegen kann."

Mit herunterhängendem Unterkiefer hörte ich dieser Herzensergießung zu; ich staunte, weil ich nun deutlich vernommen, daß ihre Untreue ihm längst bekannt war. Er wurde jetzt vertraulicher und berieth sich mit mir, wie ihren kleinen Fehlern vorzubeugen, wie ich ihren Wein heimlich mit Wasser mischen solle, daß sie sich nicht übernehme, oder wie er sich ausdrückte, daß der Wein ihrer Gesundheit nicht schade; auch solle immer nur eine gewisse Zahl von Flaschen vorräthig sein. Das Brettspiel solle ich auch künftig zu verstecken suchen, die Malergesellen nähmen ihr nur das Geld ab; auch solle ich die alten Frauen nicht einlassen, welche ihr gegen Unterpfänder etwas liehen. Zuletzt bat er mich, vor der Welt als ihr Geliebter zu erscheinen; denn er fürchte von dem Kardinal nach dieser Nacht manche ernste Einsprache. Ich fügte mich in Alles, und versprach, meine Kupferstichpresse zwischen dem Zimmer Raphaels und dem der Ghita aufzuschlagen.

Ghita, die viel schlimmere Ahndung ihres Frevels befürchtet hatte, nachdem sie der Kardinal mit Ketten und Banden bedroht hatte, nahm diese kleine häusliche Aenderung ohne Widerspruch an; denn sie wußte, daß sie mit mir nach ihrem Gefallen schalten konnte.

In dieser Zeit hatte Raphael den Entwurf seiner Verklärung beendigt. Es war Abend und über den Himmel zog ein vielstrahliger verfliegender Stern. Er rief aus, daß damals, als er Benedetten zum letzten Male gesehen, ein ähnlicher Stern geflogen sei. Gleich benutzte ich dies zu einer artigen Erfindung und sang zur Laute:

Ich sehe ihn wieder
Den lieblichen Stern,
Er winket hernieder,
Er nahte mir gern:
Die Haare ihm fliegen,
Er eilet mir zu!
Das Volk träumt von Kriegen,
Ich träume von Ruh';
Die Andern sich deuten
Was künftig daraus;
Vergangene Zeiten
Mir leuchten in's Haus.

Der Einfall gefiel ihm, und in solcher Stimmung dachte er gern an neue Arbeiten. Es fiel ihm der Auftrag der Mönche in Piacenza ein, eine Madonna mit dem Kinde in himmlischer Erscheinung vor dem heiligen Sixt und der heiligen Barbara zu malen. Nach meiner Gewohnheit legte ich ihm das Reißbrett vor, spitzte den Röthel und strich ihm die Haare glatt, die wie jene Strahlen der Lufterscheinung aufflogen und ein Feuer auf seiner Stirne durchblicken ließen, das wohl dem schützenden St. Elmo-Feuer am Maste verglichen werden kann, wenn der Meersturm aufbraust. Als er länger bei der Arbeit verweilte, schlug ich die Laute im Nebenzimmer, und reichte ihm Eiswasser mit Fruchtsaft zu seiner Erfrischung. Dann fragte er mich wohl aus Güte um Rath, und behauptete, ich sähe richtiger, als Maler vom Handwerk, weil ich mich nicht an Schulen und Methoden gebunden hätte. Schüttelte ich mit dem Kopfe, dann ward er erst einen Augenblick sehr böse, und sagte, mir sei nichts recht, er könne sich mit aller Anstrengung abarbeiten, und er verstehe doch auch seine Sache. Dann aber meinte er, ich könne doch wohl recht haben, und weil es gemeiniglich nur auf eine kleine Verzeichnung ankam, probirte er die Stellung oder das Gewand gleich an mir selbst, zu welchem Behuf ich so eingeübt war, meine Kleider abzustreifen und zu ändern, Gewänder anzulegen, als ob ich die Komödie Calandra des schielenden Kardinals Bibiena, zu der er mich auch benutzt hatte, jeden Augenblick mit einem neuen langweiligen Aufzuge bereichern wolle. Was könnte ich Euch von dieser verdammten Komödiengeschichte erzählen, zu der unser Raphael erniedrigt wurde, Theaterverzierungen und Kleider zu zeichnen, weil die Gelehrten behaupteten, das sei die erste rechte, wahre und regelmäßige Komödie. Ich erwähne es aber nur, um zu sagen, wie Raphael sich allem hingab, und fahre fort zu berichten, wie es bei großen Werken zuging. Wo meine Gestalt zu Modellen nicht passen wollte, — Ihr wißt, ich bin etwas derb und untersetzt, und tauge weder zu einem Apoll, noch zu einem Heiligen, — da mußte ich ihm aus meiner Familie etwas aussuchen, deren werthe Glieder sämmtlich lieber müßig standen, als arbeiteten, und immer mehr werth waren, als der mit Draht verbundene Knochenmann, den Michel Angelo sich zurecht stellte. Raphael sagte dann wohl verwundert: „Hat so ein Galgenvogel auch

schon dreimal auf der Galeere gesessen, es hat doch Gottes Abglanz in seinem Gesichte nicht ganz verlöschen können; und der beste Mensch kann nicht erdenken, was sich vom schlechtesten Menschen absehen läßt; denn da scheidet sich vor dem Auge des Künstlers die unendliche Bestimmung des Menschen, die auch in seinem Aeußern ausgeprägt ist, von der Unbestimmtheit und Hemmung, in welcher er von Gottes Wegen abirrte." — Ich hatte ihm also zum heiligen Sixt und zur Barbara Modelle geschafft, um jenes Bild, welches man nach Piacenza verlangte, durchzuarbeiten, und hatte eben mit einigen Händen voll Kastanien und einiger Münze meinen alten Großvater und meine Schwägerin abgelohnt, als ich ihn fragte, ob ich das Modell zur heiligen Mutter eintreten lassen solle. „Es ist nicht nöthig," sagte er mit einer Rührung, zu der ihm sonst bei der Arbeit die Zeit fehlte; „das Beste ist der Feind des Guten, und die Beste, wie sie Morgens aus ihrem Hofe liebevoll in die Welt blickte, ist mir, seit ich das Marmorbild wieder gesehen, so gegenwärtig, daß ich an nichts Andres denken kann! Nie war sie herrlicher, als wenn sie Morgens in ihrem leichten Gewande hervortrat; sie ging nicht, sie schwebte in ihrem Morgengewande, und ihre himmlischen Glieder herrschten über jede Schranke der Gewohnheit." „Aber," fragte ich verwundert: „war sie denn damals schon so vollendet in ihrem ganzen Wesen, wie Ihr sie auf's Brett gezeichnet habt?" — Raphael stützte die Hand unter sein Kinn, sah in die Luft und rief: „Gewiß, so müßte sie jetzt aussehen, wenn sie noch lebte!" — „O könnte ich sie Euch wiederbringen," rief ich, „ich liefe mich nach ihr zu tode." — Raphael fuhr auf und ging finster umher; dann sagte er: „Ich vermöchte es nicht, ihren Anblick zu ertragen; auch ich war einmal ein guter Engel; aber nur so lange ihre Nähe mich bewahrte. Nur im Bilde kann ich sie jetzt ertragen, und es geht mir, wie der Welt bei allen den Bildern voll wunderbarer Begebenheiten: sollten wir sie erleben, wir Schwachen wendeten alle den Kopf weg, wie jener auf meiner Verklärung. — Dies Antlitz ist wahrlich lieblich, gedankenvoll sinnend, — der Herr verzeihe mir, wenn ich frevle: ich meine, Gott könne dem Flehen eines solchen Antlitzes nicht widerstehen; ja ich meine, es sei die wahre Fürsprecherin. Aber sollte ich diesen Kopf immer malen, ich ertrüge es nicht; und darum

erfreuen mich manchmal verkehrte Aufträge, denn sie erfrischen mich. Mein Vater in seiner göttlichen Ruhe konnte das, immer nach einer Richtung fortarbeiten; ihm hätte ich allein folgen sollen; allein von ihm getragen, wär' ich zu einer Höhe gelangt, wo nur ein ganz reiner Mensch hätte bestehen können. Das Urtheil der Welt, die Versuchung zum Bösen traten zu mir; ich wollte auch wie dieser und jener malen; ich fühlte, daß ich dies auch erreichen könnte: so blieb ich nicht mehr ganz Raphael; eine Hand gab ich nur meinem Schutzheiligen, die andre reichte ich manchem Unheiligen dar. Nun ist's zu spät!" — Ich umfaßte seine Kniee; ich flehte ihn an, diese traurige Ahnung von sich abzuwälzen, die ihn endlich erdrücken müsse. Selbst zu einem Heiligen, meinte ich, habe er noch genug Stoff in sich; er habe noch Zeit, zum Kreuzwege zurück zu gehen, wo sich die Wege trennen. — „Ich bin zum Brodte gewöhnt," antwortet er, „zum Brodte der Ghita; das führt mich ab vom Brodte des Lebens, und ich folge ihr, wie ein Fisch an der Angel. Ich will den Schmerz und die Lust dulden; in meinen Werken soll die Welt nichts davon ahnen; ich will ihr übergeben, was gut in mir blieb."

Nach dieser Erklärung war es mir um so befremdender, daß die unschicklichen Bilder aus der Göttergeschichte in dem neu eingerichteten Schlafzimmer, wo ich, als scheinbarer Verehrer von Ghita, jetzt selbst mit meiner Druckerpresse eingezogen war, fortrückten und ganz unleugbar Raphaels Pinsel zeigten; er mochte immerhin sagen, daß die Affengestalt sie male. Noch seltsamer war es mir, daß ich Nachts daran gemalt sah, ohne daß ich von irgend einem Geräusche geweckt worden, obgleich ich seit früher Jugend bei gesundem Schlafe, doch sehr leicht zu erwecken war. Wohl hatte ich Diebe gekannt, die wachsame Hunde durch ihren Anhauch schlaftrunken machen konnten; und da kam ich auf die Vermuthung, daß Aehnliches mir geschehn. Noch ein andres Ereigniß trieb mich zur Aufmerksamkeit. Niemand, als ich, konnte Keller und Vorrathskammer öffnen, — es lag ein sehr künstliches Geheimniß in den Schlössern, — und doch wurden Nachts diese Schlösser geöffnet und verschlossen, und Wein und Speisen fehlten dann Morgens. Ich wollte also wachen, ich hielt mich wach; als aber Ghita im Nebenzimmer sich mit zwei alten Frauen, wie sie behauptete,

mit ihren Spindeln niedersetzte, schlief ich ein, und aller Vorsatz zu wachen half nichts. So wäre es vielleicht immer zugegangen, ohne daß ich hinter den Vorhang hätte schauen dürfen; aber da kam uns die Blindheit des Luigi in einer Nacht zu Hülfe. Er hatte von einem kranken deutschen Maler ein Geschenk des berühmten Albrecht Dürer an Raphael zu bestellen übernommen, das Dürer selbst in bunten Farben auf Pergament sehr zierlich darstellte, und hinter ihm die Stadt Nürnberg. Luigi wußte nicht, ob es Nacht oder Tag war, und da er die Hausthüre Raphaels offen fand, aus der Ghita zu einem Geliebten entwichen, stieg er die Treppe hinauf, zu der auch ich nachtwandelnd mit dem Kellerschlüssel hinanstieg. Er faßte mich zutraulich an, und ermunterte mich dadurch; ich glaubte, als ich erwachte, daß ich von Sinnen sei, und suchte vergebens durch Besinnen herauszubringen, wie ich in diesen Zustand gekommen. Er konnte meine Verwunderung nicht begreifen, und fragte nach Raphael, der ihm diese Seltsamkeit aufklären sollte. So kam er, ohne daß ich ihn führte, in das zum Schlafen ehemals bestimmte Zimmer, in welchem der Affe seine Malerkunst geübt hatte. Mit Staunen sah ich Raphael auf meinem Bette im rothen Mantel liegen, den sogenannten Affen aber neben einer hellen Lampe eifrig malen, und zwar in der Kleidung eines Bäckers, die Aermel aufgestreift und ganz mit Mehl bedeckt. Im Nebenzimmer sah ich neben der verlassenen Spindel Ghita's den eingekneteten Teig, der sich mächtig dehnte. Ich hielt Luigi zurück, daß er nicht laut wurde. Mit geschlossnem Auge schien Raphael Alles zu sehen, was die Affengestatt machte, und kommandirte wie ein Feldhauptmann. „Am rechten Beine," rief er, „mehr Weiß, mehr Roth in den Schatten! Der Automat führte Alles genau aus, es war etwas von Raphael in seinem Pinsel. Ich berichtete dem Luigi Alles leise ins Ohr, und als er von der Spindel im Nebenzimmer hörte, versicherte er mir, daß er nun Alles einsehe und bat mich gleich, nur den Faden von der Spindel zu zerreißen. Das that ich, der sogenannte Affe warf die Palette und den Malerstock weg und sprang furchtsam in sein Winkelchen. Raphael veränderte seine Lage im Bette nicht. Luigi trat zu ihm mit einem Gruße aus frühen Jahren, der ungefähr so viel bedeutete wie: Die Morgenstund' hat Gold im

Mund'. Raphael erwachte, freute sich seiner seltenen Nähe, klagte aber, daß er von einem Traume sich gequält fühle, als ob er eine ganze Heerde Affen, die sich für seine Schüler ausgegeben, unterrichtet habe. Luigi meinte, es könne wohl wahr werden, und überreichte ihm das Dürersche Bild mit der Erzählung, wie es ihm durch einen kranken Deutschen übergeben worden, der sich Bäbe nenne und aus Nürnberg gebürtig, ein Neffe des berühmten Dürer sei. „Ach mein Bruder," rief der sogenannte Affe im Winkel. Der Schmerz erpreßte dem bisher Stummen diese deutschen Worte, deren Sinn ich nur allein verstand, weil ich von zwei Schülern des Mark Anton diese schwere Sprache durch Uebung ziemlich erlernt hatte. „Du kannst sprechen," sagte ich auf Deutsch zu ihm, „gestehe sogleich, wer Du bist!" Ich schleppte ihn hervor und brachte ihn zu dem Tische, wo das zierliche Bildniß Dürers in Wasserfarben, hinter ihm die Stadt Nürnberg aufgerollt lag. Als er dies Bild gesehen, öffneten sich seine Augen wie Schleusen; er klammerte sich an Raphael an und fing an eben so entsetzlich viel zu schwatzen, als er bisher stumm gewesen. Euch wird ein Auszug genug sein, der alle seine Lebensumstände enthält: Bäbe, berichtete er, heißt mein Bruder, Bäbe hieß mein Vater, Bäbe heiße ich; wir sind alle Bäcker von Geburt und durch unsern Oheim mütterlicher Seite, durch den großen Dürer, zur Malerprofession erst später angeleitet worden. Seht da, auf dem Bilde das Haus, wo ich geboren; der hohe Schornstein geht aus der Backstube heraus. Mein Vater und meine Mutter sind von großer Leibesbeschaffenheit; ich wäre es auch geworden, wenn ich nicht von meiner Mutter einmal aus Versehen auf den Backofen statt in die Wiege gelegt worden wäre. Dadurch erhielt ich meine kleine, etwas unansehnliche Leibesbeschaffenheit, bei einem Geiste, der allem Großen nachstrebte. — Ghita's Schönheit machte mich zu ihrem Gefangenen, als ich der Malerei wegen, nach den Proben, die ich von Raphael bei Meister Dürer gesehen, Italien besuchte. Als Maler fand ich bei ihr keinen Eingang, wohl aber als Bäcker, als ich ihr die Künste meines Vaters in köstlichen Backwerken vormachte, die allgemeinen Beifall erhielten. Sie beschloß mich deswegen zu heirathen; doch unter der Bedingung, daß ich nicht als Mann, sondern als ihr stummer Diener und Gehülfe in ihrem Hause leben,

sie auch nie in ihrer Lebensweise stören dürfe. Dem armen verbackenen Bäbe war dies ein Glück, da er ohne äußere Hülfmittel, bei seiner körperlichen Beschaffenheit und einem seltnen Unvermögen, das Italienische sprechen zu lernen, in Italien schwerlich sein Fortkommen gefunden hätte. Aber noch mehr; durch Ghita's Verbindung mit Raphael wurde mir auch das Glück zu Theil, von ihm zu lernen, und mit ihm zu malen. Nun flehe ich Euch an, stört den armen Bäbe nicht in seinem Glück; verrathet nicht an Ghita, daß er geplaudert hat, schützet ihn, wenn sie es durch ihre Kunst erfährt.

Kaum hatte er seinen Bericht geendet, so trat Ghita, die nichts von dem Vorgange ahnete, glänzend geschmückt, doch mit zerstreuten Locken und müden Augen in's Zimmer. Nur einen Augenblick schien sie betroffen; dann mußte sie ohne Maaß und Anstand über die Gesellschaft lachen. Raphael lachte gleich mit; er schien bei ihrem Anblicke allen Zorn vergessen zu haben; vielmehr setzte er sich die Brille auf, um sie recht genau zu betrachten. Luigi konnte seine Vorwürfe wegen der Zauberspindel nicht unterdrücken, die mich und Raphael zu Nachtwandlern gemacht, und daß sie ihren Eheherrn gleich einem Affen in ihrem Hause behandelt habe. Ghita antwortete drohend: „Er hat geplaudert, und so sind wir geschieden! Nur Güte war es von mir, daß ich so lange ein so unleidliches Geschöpf in meiner Nähe geduldet.“ Bäbe wollte sich erst zornig anstellen, sprang ihr aber dann wieder mit einem komischen Sprunge um den Hals, und schwur, daß er nicht von ihr lassen könne, auch wenn sie ihn für ein noch viel fataleres Thier ausgegeben hätte. Luigi erkannte wohl, daß Raphael keines ernsten Schrittes zu seiner Rettung fähig sei; er ging fort, was Raphael auch dagegen einwenden mochte. Unter diesen Umständen hielt ich es für rathsam, meinen Frieden mit der reizenden Zauberin ebenfalls abzuschließen, und fragte, ob sie nicht irgend einer Erfrischung nach so unruhiger Nacht bedürfe. Als sie mit dem Kopfe mir freundlich nickte, deckte ich ein Tischtuch über Dürers Zeichnung und trug herbei, was ich, in meinem Nachtwandeln gestört, hatte stehen lassen, eine Reihe Flaschen, eine Wachtelpastete und eingemachte Früchte. Raphael füllte die Gläser, rief ein Lebehoch aus, allem Liebeszauber und Ghita sang ein Lied mit ihrer vollen und bequemen Stimme, ungefähr folgenden Inhalts:

Klagt ihr Maler, die mich küßten,
Vor dem geistlichen Gericht,
Daß ich zaubre; allen Christen
Zeige ich mein Angesicht,
Das Ihr zaubernd habt gemalet
Und erhöhet zum Altar;
Reichlich ward es Euch bezahlet,
Wunder wirkt's das ganze Jahr.

Gönnt mir auch die Zaubereien,
Zaubert nicht allein ihr Herrn;
In den ersten Liebeleien
Duldetet Ihr Zaubern gern,
Rühmtet es als Gnadensegen,
Als der Schönheit Eigenthum,
Zoget Pinsel, zoget Degen,
Froh zu schützen meinen Ruhm.

Wie, Ihr wollt mich fast enthaupten,
Mich versenken tief in's Meer,
Die mich um mein Bild beraubten —?
Denn nun schein' ich Euch so leer, —
Lästig scheinet Euch der Faden,
Der Euch fleißig Nachts umspann?
Hat Euch neue Lust geladen,
Klaget Ihr mich darum an?

Jede Frau ist eine Hexe;
Doch in erster Frühlingszeit
Glänzen lieblich die Gewächse,
Die Ihr dann als Gift verschreit;
Und die Küsse sind vergessen,
Ist ihr Zauber winterkalt;
Von dem Teufel scheint besessen,
Was sonst Amors Allgewalt.

Raphael und Bäbe baten zu gleicher Zeit um Vergebung; mir aber schauderte, denn ich glaubte wirklich einige Augenblicke Ghita in einen schwarzen Bock verwandelt zu sehen, während Raphael sie liebkosend begütigte und Bäbe zu ihren Füßen vor ihr kniete. Ich wurde fortgeschickt.

Am Morgen schien es, als ob Nachts gar nichts vorgefallen sei;

Alles ging seinen gewohnten Gang. Ich merkte, daß Raphael jede Erinnerung dieser Ereignisse durch Anstrengung bei seiner Arbeit vergessen wollte. Aber Luigi hatte sich bei der Sache nicht beruhigt sondern Alles dem Kardinal Bibiena vorgetragen. Dieser ließ Raphael unter dem Vorwande, daß er kränklich sei, ersuchen, die Madonna mit dem heiligen Sixtus in sein Haus zu schicken, um sie dort zu beendigen. Raphael mußte diese Bitte gewähren, und rief in einem mir fremdartigen Ueberdrusse dem Bilde nach: „O Savanarola, wie oft habe ich Deiner gespottet, daß Du die Florentiner durch Strafreden dahin brachtest, ihre schönsten Bilder auf einem Scheiterhaufen am Markte zu verbrennen! Könnte ich nur auch ein solches Feuer mit allen meinen sündlichen Werken entzünden, das mich und die Welt zu reinigen vermöchte; aber sie gehören mir nicht mehr, und mit allem Fleiße könnte ich nicht mehr so viel verdienen, um sie zurück zu kaufen, und sie zu vernichten. Doch dies Eine würde ich vor dem Feuer bewahren!

Raphael kam Abends bleich und entstellt nach Hause, und was mich entsetzte, ich fand sein Hauptḥaar, das ich Abends durchzukämmen pflegte, ehe ich es in ein seidnes Netz steckte, — dies schöne braunschwarze Haupthaar fand ich zur Hälfte gebleicht. Er sagte mir mit leiser Stimme: „Ich habe zwei Söhne, denk' Dir mein Glück. Ich habe sie heute gemalt, ohne es zu wissen." — Mir fiel, wahrscheinlich bei den weißen Haaren und bei den Kindern, die Prophezeiung wegen seines Todes ein; ich zitterte und sucht es zu verbergen. Er fuhr fort: „Du bist verwundert! Ja, herrliche Knaben sind es; Du kannst sie sehen auf dem Bilde der Madonna mit dem heiligen Sixtus; unten, wo mich der leere Raum ärgerte, da stehen sie übergelehnt hinaufblickend mit bunten Flügeln. Ich fand sie vor dem Bilde; sie riefen meine Jungfrau als Mutter an, und blickten gerade so über eine Stuhllehne. Ich kannte sie nicht, aber sie gehörten zum Bilde; ich malte sie mit einem Hauche. Als ich mit dem Untermalen fertig, trat der Kardinal ein, schien verlegen und schickte die Kinder fort; dann fragte er, ob ich wünsche, das dies meine Kinder wären. Ich antwortete, daß es mich glücklich machen würde. Er wurde ernst, wandte mich seitwärts um, und sprach: — Es sind Deine Kinder; nimm sie an aus der Hand,

die sie erhalten. — Ich blicke hin, und wie eine Erscheinung steht da das Vorbild meines Bildes der Himmlischen; aber wie ein Geist neben dem Körper, und an ihrem Finger glänzt jener entscheidende Ring, den Benedetta von der Statue erhielt. Sie führt mir die Kinder zu, sie zeigt mir den Ring; es ist Benedetta, — kaum kann ich's vor Herzklopfen erzählen! Der Kardinal erinnert mich an mein Versprechen, seine Nichte zu heirathen, und stellt mir Benedetta als seine Nichte vor. Was kann ich thun; ich sage ihr, daß sie den Ring besitze, sie möge die Hand annehmen. Sie bittet mich, nichts zu übereilen, sie sei auf ewig mir verbunden durch den Ring, wie durch ihre Gesinnung; aber sie zweifle, ob auch ich ihr schon verbunden sein könne. Sie eröffnete mir, diese Kinder seien von Ghita geboren, und durch eine Alte eben jener heiligen Mutter ohne Kind in die Arme gelegt, die ihr Oheim, der Kardinal, wegen ihrer Verehrung gegen dieselbe, schon in früherer Zeit, ehe er noch Kardinal gewesen, aus Urbino nach Rom habe bringen und in jener neuen Kirche der barmherzigen Schwestern aufstellen lassen. Es sei, erfuhr ich nun, dieselbe, die damals Benedetten den Ring gegönnt hatte; Andächtige hatten sie seitdem geschmückt, und Benedetta die ihr geweihte Kirche mit Gemälden nach meiner Erfindung." — Wunderbar, sprach ich zu Raphael; hatten wir doch ganz wieder jenes Marmorbild und alle diese Bilder vergessen! — „Ich nicht," erwiederte Raphael; „denn ich hatte gesehen, wie sie nach mir die Teller gemalt hatte; — aber ich scheute mich vor der Aufklärung. Nun war Alles in wenig Augenblicken klar; nur ihr Entschluß zur Vermählung mit mir fehlte; obgleich ihr der Oheim vorhielt, daß sie, blos wegen der Neigung, die sie zu mir gehegt, den Schleier nicht angenommen habe. Er erinnerte sie daran, wie sie mein Haus, gleich einem Schutzgeist, umgeben, und täglich für mich gebetet und geweint habe. Sie aber blieb ruhig bei ihrem Sinne: ihr sei es nur Pflicht, das Band der Sünde zu trennen, das mich mit einer Gottlosen verbinde; weiter denke sie nicht. Mir war durch Alles, was ich vernommen, der Schleier zerrissen; ich erkannte das Brodt des Verderbens, das mich von dem Brodte der Gnade zurückgehalten; ich sank bewußtlos zu Benedettens Füßen hin. Ein langer schwerer Traum überfiel mich. Ich glaubte mich in diesem

Traume vermählt mit Benedetta; sie stand göttlich rein neben mir, und das war mein Fegfeuer. Sie war über irdische Lust erhaben; sie ragte wie ein Schneeberg über mich hinaus; keine Erfindung glaubte ich ihrer Größe werth; die Kunst schwand mit allem Reiz; Böses und Gutes blieb mir gleich fern. Mich ergriff eine Sehnsucht nach der Sünde, um die empfundene Leere zu füllen; ich glaubte mich in die Tiber zu stürzen, — als ich erwachte. Ich fand, daß ich nur ein paar Stunden in dem Zustande zugebracht, der mir viele Jahre gedauert zu haben schien. Luigi's stärkende Arzneien hatten mich wieder belebt; aber ich sehnte mich stärker, als je, nach Ghita's stärkendem Kusse; ich fürchte, daß diese Gewalt nur mit dem Leben von mir ablassen werde!" — In diesem Augenblicke rief Ghita Raphaels Namen mit großer Aengstlichkeit aus dem Nebenzimmer. Ich fürchtete, daß sie uns belauscht, und zweifelte nicht, daß Raphael ihren Ruf nicht mehr beachten werde. Aber in ihm schienen bei dem Rufe alle gute Vorsätze verwischt. Er sprach, daß er doch sehen müsse, warum sie so ängstlich rufe; aber ich hielt ihn fest. Sie rief zum zweiten und dritten Male. Er wollte sich losreißen; aber ich war stärker. Er wünschte mich zu allen Teufeln, und sagte, es könne im Nebenzimmer ein Unglück geschehen. Da fiel mir das Bekreuzigen und Beschwören ein, wie es mein Vetter, der Kapuziner, mit seltsamen Worten zu treiben pflegte. Der Teufel verstand sie besser als ich; Raphael ergab sich und blieb. Der Teufel aber suchte mich zu stören. Es tobte ein Wirbelwind draußen, und warf den Regen gegen die Scheiben; er kam wie ein langer grauer Mann mit Wasserhosen, die er in der Tiber angezogen, mit einer rothen Zunge, die er gen Himmel streckte, auf das Haus zu, und schlüpfte dann, wie eine kleine Fledermaus, durch die zerbrochene Scheibe. Ich fürchte dieses Thier, daß ich davor zittre; dies Mal aber behielt ich den Muth und nagelte es mit meinem Messer durch einen Flügel an die Thür fest, und tauchte es dann in ein Gefäß voll Firniß, worin es den Geist aufgab. Ich kann es Euch als Beleg der Wahrheit meiner Erzählung noch jetzt vorzeigen, und mir wohl den Ruhm beilegen, den Teufel aus der Welt vertilgt zu haben, so daß seitdem auch wenig mehr von ihm die Rede gewesen. Mögen die Herren Naturforscher behaupten, es sei eine

gewöhnliche Fledermaus, wie es deren noch unzählige giebt, gewesen; ich weiß, was ich weiß und wie sie sich vor mir verwandelte!

Während dieses Gefechts mit dem Teufel war Benedetta mit Luigi und einem Geistlichen eingetreten. Ich hatte sie gleich aus den Gemälden erkannt, überließ ihr den verehrten Meister, und ließ mich in meinem Kriegszuge gegen den Teufel um so weniger stören.

Der Geistliche mußte sich, auf Raphaels Bitte, der sich sehr schwach fühlte, nach Ghita umschauen. Er fand sie von dem zornigen Bäbe fast umgebracht, weil sie ihn, zur Strafe seiner Schwatzhaftigkeit, in den heißen Ofen hatte einsperren wollen. Nun war er glücklich durch das Fenster entkommen, obgleich er eine große Mappe voll Raphaelischer Zeichnungen mit sich fort getragen, die ich späterhin in Deutschland mit großen Geldsummen bezahlen sah. Luigi flößte unterdessen unserm Raphael stärkende Mittel ein, während Benedetta zu seinen Füßen für ihn auf den Knieen betete. Was sie weiter mit ihm vorgenommen haben, kann ich nicht berichten; denn der Geistliche, der meine Tapferkeit gegen den Teufel mit großer Verwunderung bemerkt hatte, vertraute mir Ghita an, damit ich sie ungesäumt zu den barmherzigen Schwestern bringen möchte, um ihren verwundeten Leib und ihre noch kränkere Seele zu heilen. Als ich aber wieder kam, fand ich Luigi an Raphaels Bette in großem Streite mit Meister Galeno, dem Leibarzte des Papstes, den dieser zur Erhaltung seines Raphaels gesendet hatte, ohne zu ahnen, daß es sein Verderben wäre. Ich hörte wohl, daß Galeno zu den Aerzten gehörte, die Alles bis zu einem gewissen Grade versuchen, und dann zum Entgegengesetzten übergehen. So hatte er die stärkende Arznei Luigi's sehr gelobt, dann aber Aderlässe und schwächende Mittel verordnet. Als dies Luigi nicht dulden wollte, so hatte sich Galeno ereifert, wie Luigi die Artigkeit nicht erwiedere, die er gegen seine Verordnungen zu erkennen gegeben. Benedetta war in tiefsinnigen Betrachtungen über die Thorheit der Menschen versunken, die über das Heil ihres Leibes sich vielfach berathen und dem Heil der Seele kaum einige Augenblicke schenken. Raphael bat Luigi, dem gelehrten Galeno, wie er selbst, zu vertrauen. Zwar wollte erst Luigi sich nicht beschwichtigen lassen; aber was konnte er, ein armer Blinder,

gegen Galeno ausrichten, der zu sehen glaubte, den große Achtung bei hohen Herrschaften gleichsam zu ihres Gleichen gemacht hatte. Luigi befühlte nur noch Raphaels Kopf und sprach: „Ich will ihn mir bewahren, wenn Alle ihn zerstören.“ Er ging, von seinem treuen Hunde geleitet, fort, um ihn gleich zu modelliren; und sein Bild ist das ähnlichste aus Raphaels letzten Tagen geblieben.

Gegen Galeno's Versicherung stieg Raphael's Fieber mit jeder Stunde. Noch ein Mal glaubte er sich genesen und malte an der Verklärung; dann versank seine Kraft. Er ließ sich einmal einen Spiegel von mir reichen und verwunderte sich über seine weißen Haare, zeigte auf die Kinder, die ihn umgaben, und erinnerte an die Wahrsagerin. Nachher schien er die Kunde von dem zu verlieren, was ihn umgab; aus seinen Reden schlossen wir, daß er im Geiste bei den Leiden des Herrn zu Jerusalem gegenwärtig zu sein glaubte. Er berichtete Alles, was in der Bibel steht, und Vieles, was sich sehr wohl damit verbinden ließ, und durch seine Wahrheit uns zum Glauben verpflichtete. Endlich glaubte er, an der Seite des Herrn, gleiche Strafe zu leiden, weil er den Ruhm aller Maler vor ihm in der Welt verdunkelt habe, und empfing, als es dunkelte, die trostreichen Worte des Herrn, daß er mit ihm im Paradiese sein werde.

So starb Raphael im siebenunddreißigsten Jahre seines Lebens, 1520 nach Christi Geburt, an demselben Tage, der ihn geboren; am Charfreitage. Wie wir seine Leiche ausstellten, mit der Verklärung, als seiner letzten Arbeit, das habt Ihr gesehen. Rom starb für einige Stunden aus, um einem Todten seine Trauer zu bezeugen; und die Künstler wanderten zu seinem Grabe, wie die Sünder zu den Gräbern der Heiligen, daß seine Kraft über sie komme. Aber nur Benedetta erreichte zuweilen in der Einsamkeit des Klosters, wonach jene im Geräusche der Welt vergebens strebten, daß sein Geist ihr in heiligen Bildern beistand, von denen jetzt, nach ihrem Hinscheiden, gar manche als Arbeiten Raphaels verkauft werden.

Die beiden Knaben Raphaels sind früh in den geistlichen Stand getreten.

Für mich war durch Raphaels letzten Willen reichlich gesorgt, da er mir einen großen Theil der Kupferplatten und Abdrücke, die sein

Eigenthum waren, obgleich sie Mark Anton gestochen, vermachte. Dafür verbreite ich auch seinen Ruhm in allen Landen, wohin ich des Verkaufes wegen reise. Was könnte ich Besseres thun auf Erden? Es bringt mir Nutzen, ihm Ehre, und ist noch obendrein die Wahrheit.

Nach dieser Schilderung aus Raphaels Leben wird es Euch nicht schwer werden, einzusehen, was mit Anstand in der Gesellschaft von Kennern über Raphael gesagt werden kann. Sie werden erstaunen über die Geheimnisse, welche Ihr von ihm wißt. Nun gehe ich dazu über, Euch in einzelnen Pinselstrichen zu zeigen, was eigentlich in dieses herrlichen Meisters Leben und Werken zu loben und zu tadeln sei.

(Hier brechen wir unsere Mittheilungen ab; da dergleichen Beurtheilungen hinlänglich vorhanden sind.)

Die Abenteuer des Prinzen Karl Stuart.

Einleitung.

Das Haus der Stuarts ist altberühmt. Robert Stuart bestieg den Thron Schottlands im Jahr 1371. Nach dem Tode der Königin Elisabeth von England vereinigte Jakob VI. im Jahr 1604 beide Reiche, seine Nachkommen regierten über beide, bis Jakob VII. im Jahre 1688 durch seine Anhänglichkeit am katholischen Glauben verhaßt, von seinem Schwiegersohne Wilhelm von Oranien vertrieben, mit der Königin und dem Prinzen Georg nach Frankreich flüchtete. Wilhelm wurde König, das Parlament setzte fest, daß nur Protestanten der Regierungsfolge fähig. Zwei Versuche wurden von dem vertriebenen katholischen Hause gemacht, das Reich wieder zu gewinnen, einer von dem Prinzen Georg im Jahr 1715, aber ohne Erfolg; zum zweiten Unternehmen seines Sohnes Karl wenden wir uns erzählend. Der Krieg mit Frankreich beschäftigte Großbritanien und veranlaßte die französische Regierung den Prinzen zu unterstützen, der den 15. Juli 1745 von Port Lazare in Bretagne auf einer kleinen eilf Kanonen Fregatte, mit wenigem Geld und Waffen, reicher an Hoffnung, Verstand und Kühnheit absegelte. Bei Belisle stieß die Elisabeth, ein französisches Linienschiff von sechzig Kanonen zu ihm. Auf der Fahrt begegneten sie einem englischen Linienschiffe, Lion, mit dem die Elisabeth ein verzweifeltes Gefecht bis in die Nacht aushielt, während dessen die Fregatte ihren Weg sicher fortsetzte, in der Nacht rettete sich die Elisabeth in schrecklichem Zustande nach Brest, sie hatte Geld und Waffen für mehrere tausend Mann an Bord, alles zum

Dienst des Prinzen, der indessen mit sieben seiner Anhänger an der Küste von Lochaber glücklich gelandet war. Er blieb mehrere Wochen versteckt bei Macdonald von Kinlock — moidart, bis die Hochländer Clans zusammen berufen waren und sich öffentlich für ihn erklärt hatten. In der Mitte Augusts waren ungefähr 2800 Mann, Stuarts von Appin, Macdonals von Glengary, Camerons von Lochiel u. a. beisammen. Karl erhob seine Fahne mit der Inschrift: „**Tandem triumphans**,“ und machte drei Manifeste bekannt, zwei von seinem Vater unterzeichnet, ein drittes mit seinem eigenen Namen; vieles, was die Schotten wünschten, versprach er darin, unter andern die Trennung von England. Die Regierung ward zu dieser Zeit erst von seiner Anwesenheit unterrichtet, sendete Befehle an Cope, Generalissimus in Schottland, auf alle Art dem Ausbreiten jener Partei zuvorzukommen; zugleich wurden 30,000 Pfd. Sterling auf den Kopf des Prinzen gesetzt. Zwei Compagnien von Sinklairs Regiment, die zum Rekognosciren in die Hochlande geschickt, wurden gefangen, eben so Kapitain Swethenham von Guise zu Fuß, der auf sein Ehrenwort entlassen, die ersten Nachrichten von der Macht der Hochländer brachte.

Cope, nachdem er die königlichen Truppen und die Miliz gesammelt, marschirte in die Hochlande um den Prinzen zu suchen; der Prinz vermied eine Schlacht, umging den General und zog ohne Widerstand in Perth ein. Als Cope dies nach einem beschwerlichen Marsche bis Inverneß erfuhr, so ging er zurück; Karl rief seinen Vater als König in Perth aus, sein Anhang mehrte sich, er marschirte zum Flusse Forth, er stürzte sich zuerst an der Spitze der Infanterie hinein und sie durchwadeten ihn. Glasgow wurde aufgefordert, gab aber keine Antwort. Karl erreichte Edinburg vor Copes Rückkehr, welches ihm seine Freunde sogleich den 17. September übergaben. Der alte General Guest zogen sich mit einigen Soldaten in das Schloß. Cope vereinigte sich mit dem Brigadier Fauke, erschien den 20. Abends bei Prestonpons und sah auf den Höhen bei Edinburg des Prinzen Truppen. Die Nacht wurde unterm Gewehr zugebracht und häufig von beiden Seiten geschossen. Den 21. Morgens um Drei griffen die Hochländer ihn an, einige Dragoner zogen sich beim ersten

Feuer zurück und ließen die Infanterie den Hiebern der Hochländer ausgesetzt, welcher Waffe sie ungewohnt war; sie wurde in wenigen Minuten umgerannt, etwa 300 getödtet, der größere Theil gefangen. Oberst Gardiner von seinen Dragonern verlassen, stieg vom Pferde und focht mit der Infanterie; von Wunden bedeckt, fiel er fast vor seiner eigenen Thürschwelle; so mußten viele fliehen, damit einer recht stehen konnte. Kanonen und andres Kriegsgeräth wurde genommen, und außer dem vermehrten Anhang der Vorsichtigen, die ein Glückszeichen zu ihrem Entschlusse bedürfen, wurde dadurch einem dringenden Bedürfnisse an Waffen abgeholfen. Der Geschlagenen mochten ungefähr 4000 gewesen sein, der Sieger 3400, von denen wohl zwei Fünftheil nicht zum Schlagen kamen. Karl residirte nun im Heiligenkreuzhause, wo jedes Zimmer gewaltsamer Tage Gedächtniß trägt, dem Kühnen ist dieser gewaltige Wechsel der Dinge aufmunternd, der den Beschaulichen erschreckt. Von hier aus hob er Soldaten und Abgaben aus; Glasgow mußte eine große Summe zahlen. Aus Frankreich kam nach der Siegesnachricht Geld, Artillerie und Munition, doch hatte er auf mehr Freunde im Lande gerechnet als er fand, er kannte es nur nach den Ansichten seiner Familie und seiner Partei. Selbst in dem Hochlande bewaffnete sich Argyle gegen ihn, der Earl von Sutherland stellte 1200 Mann gegen ihn ins Feld, so Alexander Macdonald und der Laird von Macland sendete 2000 Insulaner von Sky. Einige Edelleute bewaffneten sich unter dem Namen König-Jäger.

Karl wollte seine schwankenden Anhänger in England durch seine Gegenwart und sein Beispiel ermuntern; mit 6700 Mann ungefähr marschirte er nach Carlisle, den 6. November ging er über die kleine Tweed, die so lange große Nationen geschieden. Marschall Wade opferte aus Klugheit den zweifelhaften Erfolg auf, ihm zu begegnen; er fand Carlisle besetzt und wagte es nicht den Prinzen daraus zu vertreiben, er legte sich deswegen hinter dessen Armee, um alle Nachhülfe aus Schottland abzuschneiden. Der Prinz kam den 29. bis Manchester, aber wenig Engländer erklärten sich für ihn, der Geist seiner Anhänger fiel sehr. „Die Engländer sind ausgeartet," sagten sie, „und haben allen Sinn für Gerechtigkeit verloren, un-

sonst ist dieser beschwerliche Marsch, sie lassen die Gelegenheit zum Besseren vorüber, um bequem und schmerzlos zu leben." Karl sah seinen Irrthum wohl, aber er traute noch seinen Anhängern im Süden und munterte sie auf: „Wer weiß, ob nicht alles zu meinem größern Ruhme ausgeht, die Vorsehung hat uns in solche Gefahr gebracht, um ihre Macht zu bewähren, der Sieg erklärt sich nicht immer für die Menge; wir haben die Engländer einmal schon unmännlich gefunden, wir finden sie wieder also. Wer weiß, was unsre Freunde heimlich für uns thun, laßt uns unser Urtheil noch aufschieben, bis wir neue Nachricht aus London haben." — Er hatte jetzt etwa 3400 Mann bei sich, erst 500 Engländer hatten sich zu ihm gesellt, ungeachtet er seinen Vater an allen Orten als König ausrufen ließ; mit dieser geringen Macht umging er den Herzog von Cumberland, der ihm gegenüber trat, sehr geschickt, und kam den 5. December nach Derby. Hier erhielt er aus London sichere Nachricht, daß sein Anhang nichts thun könne, auch keine französische Landung auf der Südküste zu erwarten sei, die stark besetzt worden. Im Kriegsrath drängten nun die Häupter seiner Partei zum Rückzuge; sie waren nicht für das Außerordentliche geschaffen, und hatten es doch unternommen; der Prinz gab nach, die Soldaten murrten, sie hatten sich auf London gefreut; auch wissen rohe Leute von Natur, daß man nie etwas, sondern alles wagen muß; doch unterdrückte der Prinz ihre Rache gegen die Engländer auf dem Rückmarsche, es wurde nur das Nothwendigste genommen. Karl wollte einen so geschickten Rückzug als kühnen Einfall ausführen. Indessen hatte Lord Lewis Gordon und Lord John Drummond wohl 5000 Mann zum Dienste des Prinzen in Schottland bei Perth zusammengebracht, auch aus Frankreich war ein Regiment, meist Schotten und Irländer, angekommen; auf der englischen Seite hatte der Earl von London Truppen zusammengebracht die den Lord Lovat von Fort Augustus fortdrängten, so kam Edinburg und Glasgow wieder in die Gewalt der Engländer. Der Prinz vermied mit großer Geschicklichkeit alle Gefechte mit dem Herzoge von Cumberland, so kam er bis Manchester. Dort nahm man ihn viel unwilliger auf, als bei dem Einmarsche, dafür mußte die Stadt zahlen. Den 13. bei Preston hätte es zu einem Gefecht

kommen müssen, wenn nicht seine Freunde ausgebreitet, die Franzosen wären im Süden gelandet, worüber der Herzog einen Tag auf nähere Nachrichten wartete. Ein Glück für Karl wäre solche Landung gewesen, aber die Franzosen wurden zu genau von den Engländern bewacht, um auslaufen zu können. Bei Cliston wurde Georg Murray, der den rechten Flügel kommandirte, angegriffen, er hielt sich gut; die Nacht machte dem Gefecht ein Ende und er zog sich ohne Verlust weiter zurück. Die Engländer hatten etwa 20 Mann Todte; Kapitain Hamilton von den Schotten wurde durch österreichische Husaren gefangen, die freiwillig dienten. Karl erfuhr erst die Gefahr dieses Angriffs, als sie vorüber, und die Angegriffenen in der Nacht zu ihm stießen. In Carlisle mußte er auf dringende Bitte seiner Freunde eine Garnison lassen, es war zur Sicherheit des Rückzugs nothwendig. John Hamilton, ihr Anführer, belebte diese kleine Garnison: „Es sei Pflicht und Ehre, den Ort bis zum Aeußersten zu vertheidigen, außerdem hätten die Engländer nicht sobald Kanonen und Karl könnte ihnen indessen zu Hülfe kommen. Den 22. legte sich der Herzog vor Carlisle und gab die Verfolgung auf, weil er sie doch für unnütz hielt; vom 28. wo er erst sein Geschütz erhielt, bis zum 30. beschoß er die Stadt, da steckte endlich die kleine Garnison, die nun einem Sturm nicht mehr widerstehen konnte, die weiße Fahne aus und ergab sich auf die Gnade des Königs. John Hamilton, der Anführer, und Oberst Townley wurden hingerichtet. Der Herzog übergab nun dem General Hawley das Oberkommando mit dem Befehle in Schottland einzudringen. Wir folgen jetzt dem unermüdlichen Karl, wo er aus seinem Unglücke höher als je gestiegen. In Dumfries nahm er 2000 Pfd. Contribution, in Glasgow 10,000, weil es ihm besonders abgeneigt, auch wurden die Soldaten mehrere Tage bei den Bürgern einquartirt. Er beschied seine Anhänger Gordon und Drummond nach Stirling zur Belagerung; sie hatten Geld und Artillerie durch spanische Kaper erhalten, auch den Hasard, eine Kriegssloop, so wie zwei andre Schiffe genommen. Die Stadt Stirling übergab sich, doch der General Blackney zog sich mit der Garnison in das Schloß; Karl hatte nicht hinlängliche Artillerie ihn darin zu belagern. — General Hawley, der englische Obergeneral, zog sich von Edinburg um das Schloß zu

entsetzen, und schickte den General Huske nach Falkirch voran, um den Earl von Kilmarnok zu vertreiben, der auch nach Stirling sich zurückzog. Hawleys Plan war nun, die Abenteurer anzugreifen, die jetzt in ihrem Lande, gut genährt, frische Kriegslust gewonnen hatten. Die Abenteurer näherten sich, die Engländer mußten sich auf dem Moor bei Falkirch schnell in Schlachtordnung stellen, die Infanterie in zwei Linien, die Dragoner links, jene sollten ein geschlossen Feuer geben, diese einhauen. Aber das Feuer der Abenteurer brachte die Dragoner in Unordnung, nun fielen die Dragoner vor ihnen in den Feind, sie hatten also nur einmal vor ihrem Rückzuge geschossen, der gleich darauf, als die Dragoner geworfen, in Unordnung erfolgte. Einige Generale, wie Huske, Brigadier, Cholmondely und Oberst Ligonier sammelten die Truppen, sie mußten indessen alle Kanonen bis auf eine zurücklassen, das Verfolgen wurde durch die Witterung erschwert. John Murray und John Drummond zeichneten sich aus. Die Belagerung des Schlosses Stirling wurde nun eifriger, aber ohne Wirkung fortgesetzt; die Armee der Abenteurer litt Mangel. Nach der Schlacht bei Falkirch schien es der englischen Regierung wichtig, die Armee auf alle Art zu verstärken; hessische Truppen in englischem Solde landeten in Edinburg, der Herzog kam endlich selbst und marschirte den 3. Januar mit vierzehn Bataillonen und drei Dragonerregimentern gegen Stirling; die Abenteurer zogen sich zurück und ließen Verwundete und Artillerie, das Pulver hatten sie mit St. Ninians Kirche in die Luft gesprengt. Die Veranlassung dazu war die unerklärliche Furcht, die alle Ebenländer ergriffen, sich durchaus für zu schwach gegen die Angreifenden zu erklären; viele verließen die Armee. Die Hochländer waren zwar zu allem bereit und ergeben, doch riethen die Hauptführer nicht unvorsichtig alles unter so ungünstigen Umständen zu wagen; der Prinz gab ungern nach, er sah jetzt ein, daß Jugendkraft eines großen Menschen mehr erwartet, als der Menschen gemischte Menge leisten kann. Er ließ die Brücke bei Stirling abbrechen, und ging den 2. Februar nach Perth, die übrigen Truppen schickte er in die Berge; in Perth mußte er mancherlei Kanonen vernagelt zurücklassen und ging nach Montrose. Den 4. war die Brücke bei Stirling hergestellt, der Herzog besetzte Perth. So hatte nun eines

Mannes Ruf, ohne Schwertschlag eine geschlagene Armee in eine siegreich verfolgende verwandelt. Feldherren können den öffentlichen Ruf bewachen oder lenken, aber nicht anders, als wenn sie ihn selbst voraus sich gewonnen haben; ein kühnes Herz, wie Karl, glaubt kaum an ihn, und ein junger Held sieht ihn wie den Schatten gleichgültig an, der nothwendig mit dem Tage ihm zuwachsen muß; so ist denn das erste jugendliche Unternehmen immer das schwerste. Er suchte jetzt in gedruckten Blättern seinen Rückzug den Freunden als unbedeutend vorzustellen, er sei zur Erfrischung des Heers vorgenommen, und um die Beute in Sicherheit zu bringen. Besser unterrichteten Spione den Herzog, der nach Aberdeen ging, Magazine errichtete und die Forts mit Truppen verstärkte, Feige und Plünderer bestrafte, die Ordnung des Heers herstellte. Karl nahm Schloß und Stadt Inverneß ohne Blutvergießen; er blieb da mit 4000 Mann; einige andere Abtheilungen schlugen einzelne Hochländertruppen der englischen Partei; Fort Augustus ward überrascht und dann von ihm geschleift, Lord Loudon durch einen geschickten Ueberfall zerstreut und zum Rückzug genöthigt. Doch jetzt fehlte ihm Geld, er wurde nachlässig aus Frankreich unterstützt und das Volk murrte um den rückständigen Sold: ein schlimmes Zeichen, wo es um die Herrschaft eines ganzen Landes streiten soll

Kleine Vorfälle, wie die Ueberraschung des Schlosses Corgarf durch die Engländer und der nächtliche Ueberfall einer kleinen Abtheilung Engländer, die von den Schotten in Kieth niedergehauen wurden, machte beide Theile aufmerksamer. Karl ließ jetzt Fort William durch den Brigadier Stapleton belagern, das von Kapitain Scot leicht vertheidigt werden konnte, da die Arrtillerie der Belagerer eigentlich ganz unzugänglich war; er unterhielt fortdauernd Verbindung mit der umliegenden Gegend, raubte Vieh und andre Bedürfnisse; die Belagerung fing den 14. März an und wurde den 3. April mit Zurücklassung des Geschützes aufgegeben, um den Prinzen bei Inverneß zu verstärken, dem sich der Herzog von Cumberland näherte. In gleicher Eile wurde die Belagerung des Blairschlosses unter Georg Murray aufgehoben. Ein großes Unglück ist immer von Vorunglücken begleitet, oder vielmehr der Inbegriff von vielem einzelnen Unglück. Die französische Kriegssloop Hazard wurde von der Sherneß

auf der schottischen Küste nach einem Gefechte getrieben, die Besatzung, viele Offiziere und 12,000 Guineen wurden dort von Lord Rea genommen; sie wären für den Prinzen eine sehr willkommne Unterstützung gewesen, da beides ihm mangelte. Das englische Heer brach den 8. April von Aberdeen auf und wollte geradezu über den Fluß Spey gehen. Karl hielt Kriegsrath und behauptete, der Uebergang müsse gehindert, wenigstens erschwert werden. Dagegen sprach der alte Herzog von Athol: „Sie sind mit Kanonen und Artilleristen wohl versorgt, uns mangeln beide, sie können daher ihren Uebergang leicht decken und unser Widerstand ist ohne Erfolg und wir nachher in Unordnung und schon in halber Flucht; warten wir hingegen ihren Uebergang in der Entfernung ab, so bleiben wir zu einer ordentlichen Schlacht oder zu einem ordentlichen Rückzuge gleich geschickt, und sind wir Sieger, so ist dieser Fluß, dessen Uebergang wir umsonst vertheidigen würden, der Tod aller Flüchtigen und kein Hinderniß weiter für uns bis London." Der Prinz mußte nachgeben der allgemeinen Stimme, die dieser Rath vereinigte, und der Herzog ging den 12. mit geringem Verlust einiger Ertrunkenen über den Strom. Den 25. war der Herzog in Nairn, wo der Prinz einen verunglückten Versuch machte ihn zu überfallen, die Entscheidung war nahe, was bestehen konnte und sollte, und die Kraft des Einzelnen, der den Fall bis dahin verzögert hatte, sollte gegen die Größe einer neuen vordringenden Zeit verschwinden. Der Prinz konnte bei aller Anstrengung seine Anhänger nicht alle sammeln, mehrere Klans trafen ein, als alles vorüber; er hatte nicht mehr als 7000 Mann beisammen, fast ohne Geld, Artillerie und Cavallerie, doch konnte er ohne Auflösung seiner ganzen Armee die Schlacht nicht vermeiden, er mußte alles zu ihrer Rettung wagen, weil sonst alles verloren. Er stellte seine Truppen bei Cullodenhauß den 26. April, die Schlacht wurde danach von Culloden genannt, benutzte die alten Mauern und kleinen Wälle zu einem Unterstützungspunkt seiner Linie, seine Artillerie brachte er zusammen, sie feuerte auf Lord Burys Avantgarde, aber, schlecht bedient, wurde sie bald von der englischen zum Schweigen gebracht Nun befahl der Prinz allgemeinen Angriff, theils um sie dem unbeantworteten Feuer zu entziehen theils seine Truppen in ihrer eigenthümlichen Stärke, im heftigen raschen Anlaufe zu brauchen,

wodurch sie bei Prestonpons und Falkirch überrascht hatten. Der Herzog und die eigne Ueberlegung hatten indessen die englischen Truppen dagegen abgehärtet; dreimal drangen die Schotten mit Wuth gegen den rechten Flügel vor, wo der Herzog sich befand, aber das gleichmäßige Feuer der Infanterie schwächte die nächsten Angriffshaufen so sehr, daß sie zurückkehrten, nachdem sie ihre Pistolen abgeschossen und ihre Schwerter geschwungen, ohne zum Handgemenge vordringen zu können. Nachher hieben sogleich die Dragoner auf sie ein. Nur am linken Flügel, wo sie die Flanke umgingen, drangen sie in Barrels Regiment ein, das aber, von Blighs und Semples Regiment unterstützt, den Angriff zurückwarf, doch nicht ohne Verlust. Nach diesem mißlungenen Angriffe ward die Flucht der Hochländer bald allgemein, die Engländer rückten nach. General Bland machte die funfzig französischen Offiziere, unter andern den Brigadier Stapleton und den Marquis Giles, der französischer Gesandter beim Prinzen war, bei Inverneß zu Gefangenen; der Earl von Kilmarnok ward im Gefecht, Lord Balmerino auf der Flucht, vier Frauen, Lady Kinloch, Ogilvie, Macintosh und Gordon, die sehr thätig im Dienste des Prinzen gewesen, zu Inverneß gefangen. Den Earl von Cromarty nahmen Lord Rea's Leute gefangen. Zwölf Fahnen und Standarten, worunter des Prinzen eigene, wurden dem Herzog zu Füßen gelegt; die ganze Partei, des gemeinsamen Geistes entbunden, zerstreute sich, jeder suchte seine Rettung in der Entfernung vom Sieger und die Gerichte eröffneten ihre strengen Sitzungen. So fiel mit der Schlacht von Culloden im Jahre 1746 die letzte Hoffnung der alten vordeutschen Zeit, und diese Berge, bis dahin der Zufluchtsort der galischen Stämme, wurden, nachdem sie entwaffnet, gleichen Gesetzen unterworfen. Es sei uns ein kurzer Blick auf die Folgezeit erlaubt. Das innere Gesetz, das die Herren mit ihren Stämmen verbunden, die Ehre der Gewalt über Menschen, mit denen sie bis dahin wie die Könige alter Zeit, als Häupter der Familien verbunden, verschwand; es blieb nur noch der Reiz des Eigenthums, die Herren maßten sich den Besitzwerth des Bodens an, den sie bis dahin wie Fürsten geschützt hatten; sie suchten jetzt die Vortheile eigener Oekonomie, um in London ihr Glück auf anderm Boden zu machen. Die Einführung der Schaaf-

zucht bedurfte weniger Hirten, als die bis dahin gewohnte Rindviehzucht, große Parks besetzten große Weiden, die armen Hochländer mußten aus dem Lande wandern, das ihre Voraltern gegen zwei Jahrtausende mit ihrem Blute geschützt hatten, viele gingen nach Amerika und fochten da für die Freiheit; die Fragmente der Lieder, von Macferson gesammelt und verbunden, tönten wie ein Nachhall ihres Todesseufzers durch ganz Europa. England erkennt jetzt, was dieser alte Stamm einer großen Nation, gehörig geachtet, ihm für Sicherheit gewähren konnte. Damals sah es nur die Gefahr und wollte sogar Kleider und Sprache ausrotten. Wir verweilen noch einige Augenblicke bei der Hinrichtung einiger der ausgezeichneten Abenteurer. Der Earl von Kilmarnok bat in einer furchtsam demüthigen Rede um Gnade bei den Peers, er versicherte darin, erst spät nach der Schlacht von Prestonpons Theil genommen, viele Engländer gerettet, nie bedeutenden Einfluß auf die Angelegenheiten gehabt zu haben, auch daß er sich selbst zum Gefangenen übergeben, da er doch hätte entfliehen können; er betete für das Haus Hanover. Ihm ward doch keine Gnade. Glücklicher war der Earl von Cromarty; er sprach ergeben, aber nicht so kläglich; das Mitleid gegen seine neun Kinder schaffte ihm Gnade. Lord Balmerino blieb unerschütterlich, er wollte keine Gnade, ein Mann ohne Bildung, aber voll Geist. Als der Zug der Garden, die ihn und den Earl Kilmarnok abholen sollten, vor dem Tower angekommen, fragte ein Wächter: „Wer da?" — „Die Sherifs von London und Middlesex." — „Was wollt Ihr?" — „Die Körper des Earl von Kilmarnok und des Lord Balmerino." Sie wurden vorgeführt, der Lieutenant rief: „Gott segne König George." Earl von Kilmarnok nickte dazu, Lord Balmerino rief: „Gott segne König Jakob." Als sie zum Thore hinaus traten, fragten mehrere Zuschauer: „Welches ist Lord Balmerino?" — „Ich bin Lord Balmerino," sagte er lächelnd. — Alles war schwarz behangen, zwei Geistliche begleiteten jeden. Lord Balmerino wandte sich zum Earl von Kilmarnok und sagte, „es thäte ihm seine Gesellschaft leid, ob seine Lordschaft irgend einen Befehl des Prinzen kenne, keinen Pardon bei Culloden zu geben." „Nein!" antwortete jener. „Nun, so ist es wohl eine Erfindung, um unsern Mord zu rechtfertigen."

Der Earl meinte, daß ein solcher Befehl, von George Murray unterzeichnet, beim Herzog gewesen. — „George Murray," sagte Balmerino, so sollte der Prinz dessen nicht beschuldigt werden." Darauf umarmte er Kilmarnok und sagte: „Es schmerzt mich, daß ich die Rechnung nicht allein bezahlen kann; lebt wohl für immer."

Lord Kilmarnok wünschte, daß Lord Balmerino zuerst zum Schaffot stiege, es war aber gegen die Ordnung; als er es in schwarzen Kleidern betrat, ergriff allgemeines Mitleiden alles Volk; er selbst von dem Anblicke des Sarges, des Beiles des Scharfrichters überrascht, sagte zu seinem Geistlichen: „das ist schrecklich!" Er betete darauf für König George, zog sich aus und kniete nieder; ein Theil seiner Weste war hinderlich, er stand auf und schob es bei Seite, dann kniete er nieder. Sein Haupt wurde in rothes Tuch eingewickelt und mit dem Körper sogleich in den Sarg gelegt. Er hatte gebeten, daß sein Kopf nicht rollen möchte nach der Hinrichtung! — Lord Balmerino sprach indessen herzlich mit seinen Freunden, trank noch ein Glas Wein bei altschottischen Gesundheiten; er hatte eine Rede, wollte aber nichts vom Inhalte voraussagen. Als der Untersherif eintrat, fragte ihn der Lord, „ob es mit Lord Kilmarnok vorüber?" Darauf erkundigte er sich, wie der Scharfrichter sein Werk vollbringe; nachher grüßte er mit vieler Herzlichkeit seine Freunde und sagte: „Ihr Herren, ich kann mich und Euch nicht länger aufhalten," und bestieg das Schaffot mit solcher Ruhe und Zuversicht, daß sich die Zuschauer verwunderten. Der Lord war in der Uniform seines Regiments, blau mit rothem Aufschlag, dieselbe, die er in der Schlacht bei Culloden trug; er ging um das Schaffot, begrüßte das Volk, las die Inschrift: „Arthur Lord Balmerino, enthauptet 18. August 1746, seines Alters achtundfunfzig Jahr, und sagte: „es ist richtig;" dann besah er seinen schwarzen Sarg mit goldnen Nägeln beschlagen, endlich den Block, welchen er das letzte Ruhekissen nannte. Hierauf setzte er seine Brille auf, zog ein Papier aus der Tasche und las es mit starker fester Stimme ab. Es war kein Schimpf darin gegen den König von England, vielmehr rühmte er seine Milde; dann sprach er ihm aber aus seinen Grundsätzen alles Recht ab auf die Unterthänigkeit des Volks, das er an seine wahren Herrscher, die Stuarts, hinwies.

Das Blatt gab er dem Sherif; dann rief er den Scharfrichter, der nach alter Sitte ihn um Verzeihung bitten wollte, dem er aber in die Rede fiel: „Freund, was wollt Ihr mich um Verzeihung bitten, die Erfüllung Eurer Pflicht ist ja lobenswerth." Darauf gab er ihm 3 Guineen und sprach: „Freund, ich war niemals reich, das ist alles Geld, was ich noch habe, ich wünschte es wäre mehr, und es thut mir leid, daß ich nichts als Rock und Weste zufügen kann." Dabei zog er beides aus, und legte es mit seinem Halstuche auf seinen Sarg, setzte eine gestreifte Mütze auf und meinte, so sterbe er als ein Schotte. Hierauf kniete er nieder am Block um seine Lage zu wählen und das Signal auszumachen, wann er zuschlagen sollte, nämlich indem er die Arme sinken ließe; dann sah er noch einmal auf seine Freunde, und sagte ihnen das letzte Lebewohl. Indem er nun auf die Volksmenge blickte, sagte er: „Die mein Betragen vielleicht zu keck nennen, die mögen erfahren, daß ich mein Zutrauen zu Gott und mein gutes Gewissen nicht verleugnen kann." Hierauf beschaute er die Axt in des Scharfrichters Hand, fühlte die Schärfe, klopfte dann dem Scharfrichter, um ihn zu ermuthigen, auf die Schulter, zeigte ihm an seinem Halse, wo er treffen sollte, wünschend, daß er entschlossen zuhauen möchte, dann sagte er: „Darin besteht Eure Gnade." Darauf ging er an die Seite der Bühne und gab seinen Wärtern noch etwas Münze, die er in der Tasche gefunden, fragte, welches der Leichenwagen, und daß er näher heranfahren möchte. Unmittelbar darauf, ohne zu zittern, ohne seine Haltung zu ändern, kniete er nieder am Block, umfaßte ihn mit seinen Armen und rief: „O Gott, segne meine Freunde, vergieb meinen Feinden, nimm auf meine Seele!" — Er legte seinen Kopf nieder, ließ die Hände fallen zum Zeichen; aber diese seltene Festigkeit überraschte den Scharfrichter so sehr, daß, wenn auch sein Hieb wohlgerichtet war, er doch dieses feste Haupt nicht trennte. Der Lord schien sich hierauf drohend gegen den Scharfrichter umzuwenden, als ein zweiter Schlag ihn beruhigte und ein dritter das Entsetzen endete. Sein Kopf wurde in rothes Tuch gewickelt und mit dem Körper in den Sarg gelegt, der dann nach seiner Vorschrift auf den Sarg des verstorbenen Marquis von Tullibardine in St. Peterskirch im Tower beigesetzt wurde. Während der ganzen Hinrichtung war eine

tiefe Stille unter den zahlreichen Zuschauern. Lord Balmerino hatte nur kleine Besitzungen, seine Frau, die er Peggi nannte, kam während des Prozesses nach London, er saß mit ihr am Tisch, als der Befehl zu seiner Hinrichtung ihm gebracht wurde. Sie erschrak sehr, er sagte ruhig: „Wäre ich begnadigt worden, so wäre es mir lieb gewesen, nun es nicht geschehen, bin ich sehr zufrieden, da ich's erwartete." Seine Frau stand trostlos vom Tische auf; er erhob sich von seinem Sitze bittend: „Sitz nieder, Frau, das soll nicht mein Mittagsmahl stören." Sie setzte sich, konnte aber nicht essen. Noch wird erzählt, als ihm einer Sorge für seine Lebenserhaltung angerathen, soll er geantwortet haben: „Wer wollte ein altes Haus noch ausflicken, wenn die Miethe ohnedies bald aus ist." Es wurde noch manches von ihm erzählt. — Im December wurde der Graf von Derwentwater hingerichtet und seine Güter von der Krone in Besitz genommen; Lord Lovat rief bei seiner Hinrichtung: „Freudig und herrlich ist's für's Vaterland sterben." Siebzehn schottische Offiziere wurden bei Kensington, neune zu Carlisle, sechs zu Brumpton, sieben zu Penrith und eilf zu York gehangen, oft halblebend losgerissen, zerhackt und gebraten vom Pöbel.

Die Flucht des Prinzen Karl.

Als Gott die Hochländer verließ, die sich in blinder Furcht über die Heide zerstreuten, als jeder seiner selbst nur gedachte und jeder sein Elend fühlte, da stand der Prinz noch unbeweglich bei Culloden. Aber Major Kennedy und einige andre Offiziere zwangen ihn, das Feld zu räumen, so lange noch der Rest treuer Schotten die Armee des Herzogs vom unmittelbaren Verfolgen abhielt. Jenseit des Flusses Nairn den sie vier Meilen vor Inverneß durchschwammen, hielt der Prinz mit seinen zahlreichen Begleitern Kriegsrath; ernst gab er da sein Unternehmen auf, entließ alle, damit jeder auf den mannigfaltigen Wegen die Verfolger irrte und entkäme; der Zukunft warf er seine Krone zu. Die treuen Freunde küßten zum Abschiede seine Hand und brachten nach allen Richtungen die traurige Friedensbotschaft durch das Land. Der Prinz erlaubte nur Thomas Scheridan, David

Murray, Sullivan, Alexander Macleod, John Hay, Edward Burke, und Allan Macdonald (ein Priester) in seiner Gesellschaft zu bleiben; er kam mit ihnen den andern Morgen nach Glengary Schloß. Ein alter Mann klagte ihnen dort, daß alle fortgegangen und ihn ohne Unterhalt zurückgelassen. Der Prinz streckte sich ohne Erfrischung auf dem Boden aus; beim anbrechenden Tage fand aber Burke ein Netz, fischte zwei Salme, die wurden von ihnen zu Mittag gegessen. Hier entließ der Prinz alle übrigen bis auf Sullivan, Allan Macdonald und Edward Burke; mit dem letzteren tauschte er die Kleider. Bei Mewball in Clenronnalds Gegend aß er gut und schlief wieder einmal etwas ordentlich, denn achtundvierzig Stunden vor der Schlacht war er mit der Armee in stetem Marsche bei geringem Lebensunterhalt. Den folgenden Tag (19. April) ging der Prinz, weil der Weg für Pferde zu schlecht war, zu Fuß, über fast unersteigliche Berge zu Aeneas Macdonalds und kehrte sich dann nach Kinloch-Moidart. Hier wartete der Prinz einige Tage, bis Kapitain O'Neil ihm die Nachricht brachte, daß alle seine Leute zerstreut und durch das Ausbreiten der englischen Truppen jedes Zusammenziehen unmöglich würde. Da beschloß der Prinz zu den Inseln sich hinzuwenden, wo er am leichtesten ein Schiff nach Frankreich fände. Die Hochländer fanden dies gefährlich, Sullivan rieth dazu; sein Rath setzte seinen Herrn oft in Gefahr. Drei Boten wurden zu Donald Macleod geschickt, um ihn nach Boradale zum Prinzen einzuladen. Er kam und traf den Prinzen ganz allein im Walde; der Prinz ging keck auf ihn los und fragte, „wer er sei und woher?" — „Mein Name ist Donald Macleod." — „Von Chualtergi auf der Insel Sky?„ Ja Herr!" — „Nun dann so sieh meine Noth, ich werf mich in Deine Arme, thu mit mir, was Dir gut scheint, ich bin Dein Herr!" — „Ja Ihr seid mein Herr!" rief der alte Mann und brach in Thränen aus; verzeiht diese Thränen bei so traurigen Gedanken, Ihr werthen Zuhörer, denn das bricht auch das feste Herz, einen edlen Herscher in gemeiner Noth mitergriffen zu sehen. „Ich bin alt," fuhr Macleod fort, „aber was ich noch thun kann, dazu bin ich willig." — „So geht hin zu Alexander Macdonald und Macleod, ich traue ihrer Menschlichkeit und Ehre, und vergesse, was sie

gethan haben; sie werden einem Nothleidenden ihren Schutz nicht versagen, der für kein Laster, nur durch Zufall und Unglück leidet." — Diese Zuversicht in Ehre und Menschlichkeit verwunderte den alten Macleod, er rief aus: „Alles will ich thun, nur dies nicht, sie waren schon einmal Schurken und Ihr wollt Ihnen noch trauen; jetzt in diesem Augenblick suchen sie Euch Herr mit ihrer ganzen Macht nicht zwei Meilen von hier, je schneller von hier, je besser." — „Wohl dann," sagte der Prinz, „Ihr seid ein guter Schiffer, fahrt mich zu einem sichern Platz auf den Inseln." Macleod willigte gern ein und holte ein gutes Boot, das gewesene Eigenthum John Macdonald's, der bei Culloden geblieben; dann brachte er einen Topf zum Kochen und etwas Mehl, das einzige Nahrungsmittel, was er auftreiben konnte. Den 26. bei Zwielicht stieg der Prinz auf eben dem Platze ins Boot, wo er nicht viel zahlreicher begleitet, aber mit der jugendlichen Wärme eines frischen bevorstehenden Unternehmens sein ganzes Glück zutraulich aufs Spiel setzte; ihn begleiteten jetzt zur Verbannung O'Neil, Sullivan, Allan Macdonald, Donald Macleod, der Steuermann, zwischen dessen Füßen der Prinz saß. Ruderer waren acht, unter ihnen Edward Burke, und Murdoa Macleod, der erst funfzehn Jahr alt, als er von nahen Schlachten hörte, sich selbst mit einem Hieber, Dolch und einer Pistole bewaffnete und zur Schlacht bei Culloden kam und nachher, indem er dem Prinzen immer nachjagte, ihn und seinen Vater hier glücklich angetroffen hatte. So fest hing das Volk auch nach dem Unglücke am Prinzen, daß seine Freunde ihn leicht finden konnten, während seine Feinde vergebens nach ihm forschten. Macleod ahnete Sturm, der Prinz drang aber darauf fortzufahren; der Sturm begann so fürchterlich, als ihn der Alte nie erlebte, und mit einen Regen wie bei der Sündfluth, sie hatten aber weder Pumpen noch Compaß, das Licht schien für immer vom Himmel gewichen und sie waren froh, als sie sich am Morgen bei Longisle und nicht bei Sky fanden, wo die Miliz aufgeboten. Sie landeten auf Benbicula, nachdem sie in wunderbarer Schnelligkeit dreißig Seemeilen in acht Stunden gemacht hatten, ja dieser Sturm, den sie wohl als ein Unglück ansehen mochten, rettete sie durch höhere Hand aus der ersten Verfolgung. Die ausgesendeten Wachtböte waren

alle in die Sicherheit gebracht, nur ein königliches Glück konnte durch solch ein Wetter dies kleine Boot sicher führen. So kamen sie vor Kilda vorbei, wohin General Campbell mit vielen Truppen zu seiner Verfolgung gefahren, und die armen Einwohner, die ihre Abgaben in Eiderfedern geben, vor Schrecken über den Anblick in den Felsen versteckt waren. General Campell fragte dort einige nach dem Prätendenten, die Leute versicherten: „Sie hätten nie solchen Namen gehört, ihr Herr sollte, wie es hieß, mit einem großen Weibe (Großbritanien) im Krieg gewesen sein, ein Stück Weges von da, wäre aber alles vorbei.“ So war die Expedition vergeblich, möchten es die übrigen auch sein.

Der Prinz ermunterte auf Benbicula seine Reisegefährten, indem er Feuer machte, sie waren zum Sterben durchnäßt und erkältet auch kochte er am besten von allen, wenn gleich Burke die gewöhnliche Besorgung des Essens hatte. Hier kaufte der Prinz eine Kuh für dreißig Schilling, schoß sie todt und kochte einiges davon in Macleods Topfe. Nachher legte sich der Prinz auf ein altes Segeltuch und schlief, die Andern wachten abwechselnd. Zwei Tage hielt sie der Sturm dort, am dritten wollten sie nach Stornway, wo, nach Macleods Rath, wahrscheinlich ein Schiff für Frankreich aufzutreiben wäre; aber ein neuer Sturm warf sie nach der Insel Scalpa, die dem Laird von Macleod gehört, sie gaben sich dort für Schiffbrüchige aus, der Prinz und Sullivan nannten sich Sinclair, den letzten Vater. Macleod ging bald in einem Boot nach Stornway, um ein Schiff für die Orkneys Inseln zu miethen; den 3. Mai erhielt der Prinz Nachricht, daß es geschehen, und segelte mit vier Mann nach Loch-Shefort, wo Allan Macleod Abschied nahm. Der Prinz mit ONeil, Sullivan und einem Führer gingen zu Fuß nach Stornway; es war Nacht und achtzehn Stunden über Hügel bei Sturm und Regen ohne Erfrischung mögen die Furcht des Führers entschuldigen, daß er sie ein und eine halbe Meile umführte, um den Uebergang eines kleinen Flusses zu sparen; es war aber ein sonderbares Glück, sonst wäre der Prinz gefangen. Bei Ayrnisch blieben Alle erschöpft liegen, der Prinz schickte den Führer zu Macleod, um Brod, Branntwein und Käse zu bitten. Der treue Macleod brachte

es selbst und führte ihn zu Lady Kildun, bis alles zum Absegeln fertig; der Prinz schlief da ein vor Ermattung. Gleich ging Macleod nach Stornway zurück, war aber höchlichst überrascht, alles in Bewaffnung anzutreffen; 200 waren beisammen. „Was Teufel ist hier los?“ fragte er. — „Wir hören der Prinz ist mit 500 Mann gekommen und will die Stadt abbrennen, das Vieh wegnehmen, auch ein Schiff zwingen, ihn nach Frankreich zu führen.“ — „Ich glaube Ihr seid alle toll, wo Teufel soll der Prinz jetzt 500 Mann hernehmen?“ —

„John Macaulay, ein Presbiterianerprediger, hat es seinem Vater geschrieben, und der hats wieder geschrieben an ...“ „Meinetwegen, wenn Ihr meint, daß der Prinz hier ist, so hab ich nichts gegen, aber er ist nur mit zweien hier, und wenn ich mit ihm bin, mache ich den dritten, und wer seine Hand an ihn legt, Ihr Herren, und wäre es ein Lord, der hats, Gott verdamm mich, mit mir zu thun.“ — Darauf erklärten alle, sie hätten nichts gegen den Prinzen, doch sollte er sie bald verlassen und gehen, wohin er Lust hätte. Als der Prinz dies erfuhr, wollten einige fliehen, der Prinz aber sagte: „Ich steh auf meinem eignen Boden und will auch meinen Mann stehen.“ Wäre er indessen, wie seine Absicht war, früher eingetroffen, so wäre er in der ersten Hitze über jene Nachricht wahrscheinlich getödtet worden. Zwei Bootsleute flohen indessen nach dem Moor. Lady Kildun versorgte alle mit Branntwein und Zucker, auch gab sie etwas Butter. Am andern Morgen, den 6. Mai, kamen zwei Bootsmänner mit dem Boot, die übrigen waren aus Furcht entflohen; so mußten sie sich an der Küste nach andrer Gelegenheit umsehen. Zwei englische Schiffe nöthigten sie auf die wüste Insel Iffurt zu flüchten, dort hielten sie einige Fischer für ein Preßboot jener Kriegsschiffe, liefen an die Felsen, ließen ihnen aber ihren ganzen Fang, Töpfe und Netze zurück. Die Fische, auf Felsen getrocknet, waren ein Fest für unsre Abenteurer; gern hätte der Prinz ihnen Geld dafür zurückgelassen, aber er besann sich, daß ihn dies verrathen könne, und nahm das Geld wieder auf, und die Fische mit sich. Den 10. Mai segelten sie wieder nach Scalpa zu dem guten Pächter, um ein besser Boot zu kaufen, ohne Erfolg. Da ihnen der Wind nicht wohl wollte,

mußten sie weiter rudern; sie machten unterwegs Drammacks aus Meerwasser und Mehl, der Prinz aß tüchtig davon, und trank jedem einen Schluck Branntwein zu. Auf dem Wege bis Finslai in Harris, wo sie zuletzt ans Land gingen, wurden sie von drei englischen Schiffen abwechselnd verfolgt, einmal nur ein Paar Büchsenschüsse entfernt, beinahe drei Meilen gejagt. Das letzte jagte sie ans Land, auf Süd-Uist; indem sie ausstiegen drehte sich der Wind es regnete und das Schiff mußte das hohe Meer suchen: „Nun," rief der Prinz, „sehe ich, daß ich davon kommen werde, die Vorsehung will nicht, daß ich lebendig in die Hände meiner Feinde falle."

Die Ebbe trat ein, ein Bootsmann fing einige Seekrebse und zeigte sie dem Prinzen mit großer Freude; der Prinz steckte sie gleich in seinen Sack. Macleod wollte ihm solchen abnehmen, als sie nach einer Hütte eine Meile davon wanderten, weil hier nirgends ein Dach war, aber der Prinz sagte: „Nehme ich es, so trägt jeder seine Bagage, auch bin ich stärker dazu als Ihr. Die Hütte war so niedrig, daß der Prinz auf den Knieen hineinkriechen mußte, Burke stach den Boden am Eingange etwas weg. Hieher kam der Laird von Cleronnald und versicherte dem Prinzen seine Ergebenheit und seine Hülfe zum Weiterkommen. Seine Frau schickte bald sechs Hemden, Branntwein, Wein und manches andere; bis dahin hatten O'Neil und Sullivan zusammen nur sechs Hemden getragen, die sie oft noch halbnaß anziehen mußten. Macleod wurde nun im Boot aufs feste Land gesendet, von Lochiel und Murray Geld und Branntwein zu holen. Er fand sie, Lochiel hatte wenig; Murray sagte aber, er könne nichts geben, weil er nur 60 Louisd'or für sich behalte, und diesen Murray hielt damals der Prinz für seinen treuesten Freund. Zwei Anker Branntwein, die Macleod mit Mühe für 2 Guineen bekommen, und diese Antwort brachte er nach achtzehn Tagen Abwesenheit dem Prinzen, der indessen nach Corradale in eine bessere Hütte gezogen, darin zwei ausgespannte Kuhhäute ihn gegen Regen schützten. Er hatte sich und die Seinen durch Jagd und Fischerei vergnügt und unterhalten. Drei Wochen blieb er hier, von hunderten gesehen, doch unentdeckt seinen Feinden, als aber die Miliz auf die nächsten Inseln kam, segelte er mit O'Neil, Sullivan, Edward

Burke und Macleod nach der Insel Fovaya; von da ging der Prinz mit O'Neil und einem Führer nach Rushneß; Sullivan und Macleod blieben. Hier ward es dem Prinzen noch enger, denn die Böte mit Milizen lagen zwischen Fovaya und Rushneß. Macleod und Sullivan kamen deswegen Nachts im Boot und holten den Prinzen ab; sie wollten ihn wieder nach Corradale fahren, wurden aber vom Sturm noch zwei Meilen davon ans Land getrieben. Da ihre Feinde nur eine halbe Meile entfernt waren, so segelten sie nach Celiestella, dann nach Lochboisdale, aber unterweges behauptete einer im Schiffe, er sehe ein Boot im Wege, voll Menschen. Macleod versicherte, es sei ein Felsen, aber die Bootsleute wollten es nicht glauben, sie kehrten um und kamen einen Tag später dahin. Hier hörten sie, daß Boisdale gefangen. Als sie so auf- und niedersegelten, fragte Macleod den Prizen: „Was er mit Alexander Macdonald und dem Laird von Macleod machen wollte, wenn er einmal die Krone trüge?" — „Wenn das Königreich mir wieder gegeben, so würden sie mir anhangen als Freunde, sie folgen immer dem Mächtigen; mehr Schuld als sein Vater hat der Sohn Macleod, denn er kam zu mir nach Frankreich freiwillig und versprach mir alle seine Dienste: das sollte aber ein Edelmann nicht versprechen, wenn er es nicht thun will."

Sie sahen ein Paar englische Kriegsschiffe, die sie erst für französische hielten, aber mehr beunruhigte sie der Kapitain Scott, der bei Kilbride, keine Stunde von ihnen, gelandet war, sie mußten sich trennen. Der Prinz nahm keinen Abschied von seinem treuen Macleod, er hoffte ihn wieder zu sehen. Der Prinz blieb mit O'Neil zusammen, zwei Hemden waren ihre ganze Bagage, das Boot wurde versenkt, jeder mußte für sich sorgen. Zwei Nächte blieb der Prinz in freiem Felde, zwei andere bei Loch; einige Rothröcke nöthigten sie weiter zu wandern. Den 5. Juni ward Macleod gefangen in Sky und an Bord des Furnaon, Kapitain Fergusso gebracht. „Seid Ihr mit dem Prinzen gewesen?" fragte General Campbell. — „Ja, ich kanns nicht leugnen!" — „Wißt ihr nicht den Preis von 30,000 Pf. auf seinen Kopf, Du und die Deinen wären für immer reich." — „Ich hätte es keinen Tag überlebt; für ganz England und Schottland

hätte ich ihm kein Haar krümmen mögen, seit er sein Leben mir übergeben." Der General bewunderte ihn und schickte ihn nach London; den 16. Juni 1747 wurde er freigesprochen, den Tag feierte er sein Lebelang. Er erzählte oft, daß der Prinz nie mehr als drei bis vier Stunden schlief, dann ein Quart Wasser mit wenigen Tropfen trank die er an alles Getränk zu mischen pflegte. Burke, die redliche Seele, nachdem er den Prinzen verlassen mußte, trieb sich in Norduist herum, und lebte in Höhlen von Fischen, weil in dieser Zeit ein Befehl in allen Kirchen verlesen war, den Abenteurern bei schwerer Kirchenstrafe keinen Bissen zu essen zu geben; sehr entgegen dem biblischen Sinne: speiset die Hungrigen und kleidet die Nackenden. Ein armer Schuhmacher und seine Frau brachten ihm zuletzt heimlich etwas Nahrung, bis die allgemeine Begnadigung ihn nach Edinburg führte. Von ihm und von Macleod kommen die ersten Nachrichten von dieser Flucht.

Wir ließen den Prinzen mit O Neil im Felde, Nachts den 18. Juni; den nächsten Tag erhielt er die Nachricht, daß General Campbell auch Bernory, die Insel zwischen Norduist und Harris, besetzt hielt; so war er also von zwei Seiten eingeschlossen ohne irgend ein Boot zur Rettung. O Neil dachte in dieser Bedrängniß sich an ein junges Fräulein seiner Bekanntschaft, an Flora Macdonald zu wenden, die bei ihrem Bruder zu Melton in Süduist zum Besuche von Sky angekommen; nach einigem Widerstande überredete er sie, zum Prinzen zu kommen, um die Mittel zu seiner Flucht zu verabreden; sie nahm niemand als ihren treuen Diener Niel Mackechan mit. Sie fand ihm auf den Hügel: den Königssohn, wie den ärmsten seines Volks, in jeder Beschwerde, aber ruhig und standhaft, als ruhte noch des Landes Schicksal in seinem Herzen; sie begrüßte ihn ehrerbietig, er empfing sie gnädig. Die Noth zwang zur Eile und der Plan wurde vorläufig verabredet. O Neil wurde noch einmal hingeschickt, um ihn zu fördern. Miß Flora war ganz damit beschäftigt, und ging den 21. nach Clenronald's Hause, um einige nothwendige Verkleidungsstücke für den Prinzen zu kaufen. Aus Mangel an Pässen wurde sie mit Mackechan bei einer Fuhrt von der Miliz angehalten. Sie wollte ihren Hauptmann sprechen, aber der sollte erst nächsten Morgen kommen. Sie fragte nach seinem Namen und erfuhr, daß es

ihr eigner Stiefvater sei; so blieb sie lieber da, statt die Untersuchung zu verlangen. Sie ward in die Wachtstube gebracht, bis ihr Stiefvater den 22. ankam und nicht wenig überrascht war, sie da anzutreffen. Sie nahm ihn beiseite und erzählte ihm, wie sie für sich, für Mackechan und für eine Spinnerin, Betty Burke, die sie für ihre Mutter, die viel Flachs gekauft, gemiethet habe, einen Paß wünsche. Der Vater fertigte drei Pässe aus. Nachher ging sie nach Clenronnald's Hause, wo sie Lady Clenronnald mit ihrem Plane bekannt machte. Hier blieb sie bis zum 27., in welcher Zeit O Neil mehrmals Verabredungen zwischen dem Prinzen und der Lady bestellte, unter dessen Leitung endlich Flora, die Lady und Mackechan auf zwei Meilen Entfernung zum Prinzen kamen. Sie fanden ihn in einer kleinen Hütte, wie er mit Sorgfalt Herz, Leber und Nieren eines Schafes sich an einem hölzernen Spieße zum Mittagsmahl bereitete. O Neil führte sie ein. Sie wurden von Mitleid und Sorge fast übernommen, bis der Prinz eine scherzende Verachtung seiner Leiden annahm und ihnen versicherte: der Unglücklichste heute, sei morgen der Glücklichste; dann fuhr er mit einigem Ernst fort: „Jeder Herrscher würde viel besser werden, wenn er nur einen kleinen Theil von dem mitfühlte, was er dulde." Sie hatten ihm neue Kleider, manches andre zum Unterhalt, auch eine halbe Flasche weißen Wein, die einzige, welche die Soldaten übrig gelassen, mitgebracht. Dieser Flasche nahm sich der Prinz besonders an, trank aber keinen Tropfen davon, sondern bewahrte sie allein für seinen weiblichen Führer. Sie aßen, und der Prinz setzte Miß Flora sich zur Rechten, Lady Clenronnald zur Linken, alle aßen recht herzhaft und er rauchte mit den übrigen zuletzt seine Pfeife. Den nächsten Morgen hörten sie von einer Magd, die in großer Eile kam, daß Kapitain Fergusson mit einem Vortrab des General Campbell, der in Benbicula war, in ihrem Hause sei, und daß er die letzte Nacht in ihrem Bette geschlafen. — Sie nahm eiligen Abschied vom Prinzen, und eilte nach Hause, Fergusson trat ihr in ihrem Hause entgegen: „Wo sind Sie gewesen gnädige Frau?" — Sie antwortete: „Ich besuchte ein krankes Kind, es geht jetzt besser mit ihm." — Er fragte nach mancherlei, wie weit das Kind entfernt, sie redete sich recht gut durch, wurde aber späterhin gefangen nach London

gebracht, und erst im folgenden Juni frei entlassen. Flora bat nun den Prinzen ihr zu folgen; O Neil wollte ihn begleiten, aber Flora wollte es nicht zugeben, sie wären sonst ihrer zu viele; so nahm der Prinz von ihm herzlichen Abschied. Flora rieth nun dem Prinzen, seine weibliche Tracht anzulegen, was mit ihrer Hülfe bald geschehen; der häufige Regen hatte dafür gesorgt, daß es nicht an Spiegeln fehlte; dann näherten sie sich mehr dem Meere, wo ihr Boot stand, um bei jedem schnellen Anfall sofort in Sicherheit zu sein. Sie wurden sehr naß und machten sich ein Feuer auf einem Felsenstück, als vier Jöllen voll Bewaffneter sich der Küste näherten; gleich löschten sie es aus, und verbargen sich im Haidekraut; aber die Jöllen fuhren friedlich in der Entfernung eines Kanonenschusses vorüber, und verloren sich wie ihre Furcht in dem ewigen Blau neuer Hoffnung. — Den 28. Juni Abends setzten sie sich in's Boot, hatten aber kaum eine Meile gemacht, so wurde die See sehr rauh und die Luft stürmte; der Prinz fand die Miß und die Bootsleute bestürzt in dieser Lage; die Nacht beengt der Menschen Auge, und nimmt ihnen die Aussicht, den letzten Trost einer unruhigen Gegenwart. Er holte die lang aufgesparte Flasche aus seiner Tasche und nöthigte seiner Gebieterin einen Trunk daraus ein; er selbst nahm nichts, sondern sang mit heller Stimme ein gutes altes Lied*).

Stürmt, reißt und ras't ihr Unglückswinde,
Zeigt eure ganze Tyrannei,
Zerbrecht, zerschlagt so Zweig als Rinde
Und werft den Hoffnungsbaum entzwei;
Dies Hagelwetter
Trifft Stamm und Blätter,
Die Wurzel bleibt
Bis Sturm und Regen
Ihr Wüthen legen,
Daß sie von neuem grünt und Aeste treibt.

Mein Herz giebt keinem Diamanten,
Mein Geist der Eiche wenig nach;

*) Vergl. des Knaben Wunderhorn, herausgegeben von mir und Brentano.

Wenn Erd' und Himmel mich verbannten,
So trotz ich doch dem Ungemach:
Weicht, falsche Freunde,
Schlagt, bittre Feinde,
Mein Heldenmuth
Ist nicht zu dämpfen;
Drum will ich kämpfen
Und sehn, was die Geduld für Wunder thut.

Die Liebe schenkt aus goldnen Schaalen
Mir einen Wein zur Tapferkeit,
Verspricht mir guten Sold zu zahlen,
Und führt mich muthig in den Streit;
Da will ich siegen,
Hier will ich kriegen;
Ein grünes Feld
Dient meinem Schilde
Zum Wappenbilde,
Allwo ein Palmenbaum zwei Anker hält.

So kamen sie in's Gespräch mit einander, der Prinz erzählte mancherlei lustige Geschichten; die andern folgten und hielten ihre Lebensgeister aufrecht. Den Morgen, ob es gleich still und klar war, wußte der Schiffer doch nicht, wo sie wären, der Wind hatte in der Nacht mehrmals umgesetzt. Endlich erkannte er das Westende von Sky und landete, fand aber daselbst schon drei Jöllen mit Soldaten gelandet, auch waren Kriegsschiffe in Sicht. Sie stießen wieder ab; ein Mann in einem der Böte wollte sie zum Landen zwingen und schoß auf sie, doch ohne Wirkung; wahrscheinlich wären sie indessen genommen worden, wenn es nicht so still gewesen, daß die Schiffe nicht fort konnten und die Jöllen ihre Ruder in's Haidekraut versteckt gehabt hätten; sie aber entfernten sich rasch, ehe jene sich bemannten; deutlich sahen sie, wie die Soldaten in einem nahen Dorfe Lärm machten. Flora verfiel indessen aus Ermattung nach der stürmischen Nacht, während diesem neuen Verfolgen, in tiefen Schlaf; der Prinz bemerkte es gleich und deckte sie zu und bewachte sie, daß niemand sie anstoßen und stören möchte; doch das unruhige Meer störte sie bald auf. In einer Felsenbucht landeten sie, damit die Schiffer sich ausruhen könnten, doch eilten sie sobald wie möglich fort, weil sie die

Insel zum Nachsuchen in Bewegung glaubten; nachher landeten sie bei Sky, wo Flora allein nach Mongstod wanderte, dem Landsitz des Alexander Macdonald, der damals aber nicht zu Hause war. Sie hatte dessen Frau, Lady Margaret, durch eine Miß Macdonald von ihrem Umherirren unterrichtet, die einen Augenblick vor ihr angekommen. Dann trat sie ins Zimmer und begrüßte sie und die Gesellschaft, unter der auch ein kommandirender Offizier, der zum Aufsuchen des Prinzen ausgeschickt. Er fragte gleich, welchen Weg sie gekommen? was sie Neues gehört? Sie beantwortete das so unbefangen, daß er nicht den mindesten Verdacht faßte. Miß Flora erzählte darauf der Lady Margaret allein, wo sie den Prinzen verlassen, die aber keinen Rath für ihn wußte. Sie wendete sich darauf an Kingsborough, den Thürsteher, und wünschte, er möchte den Prinzen ins Haus bringen. Er schickte einen Knaben zu ihm und empfing ihn selbst eine Viertelstunde von dem Hause mit Wein und andern Erfrischungen. Als Miß Flora meinte, daß der Prinz und Kingsborough in gewisser Entfernung wären, machte sie Anstalten zum Weggehen und bestellte ihre Pferde gleich; aber die Lady Margaret drang in sie, in Gegenwart des Offiziers, zu bleiben, sie hätte es ihr das letztemal versprochen. — Sie bat um Entschuldigung, ihre Mutter sei nicht ganz wohl und ganz allein in dieser unruhigen Zeit; sie versprach ein andermal alles nachzuholen.

Als alles fertig, setzte sich Flora mit Frau Macdonald, die vorerwähnt, mit ihren beiden Dienern und einer Magd in den Wagen; sie kamen bald zum Prinzen und Kingsborough; Frau Macdonald wünschte ihn zu sehen, er wendete aber vorsichtig sein Gesicht ab. Frau Macdonald's Mädchen sah ihn genauer und meinte: „Nie hätte sie ein Mädchen von so unverschämtem Aussehen erblickt, das wäre vielmehr ein Mann in Weibskleidern." Miß Flora sagte, es sei ein Irländisch Mädchen, die kenne sie wohl. „Gott behüt," sagte das Mädchen, „wie wirft die ihre Röcke und schlenkert mit den Armen! Solche Irländische müssen wohl so gut fechten, wie Männer." Miß Flora kamen diese Bemerkungen der Magd sehr ungelegen, sie ließ deswegen schneller zufahren, so daß ihr die beiden bald aus den Augen kamen. Um 11 Uhr Nachts, den 29. Juni, kamen indessen beide

Theile fast zu gleicher Zeit in Kingsborough's Hause an, naß und ermüdet; Kingsborough's Frau, die ihren Mann nicht mehr erwartete, war schon entkleidet und wollte eben in's Bette steigen, als eins ihrer Mägde hineinstürzte, daß Kingsborough gekommen und eine Gesellschaft mitgebracht, worunter, wie sie meinte, auch Miß Flora. Die Frau antwortete: „Miß Flora und jede Gesellschaft, die sie bringt, ist willkommen, alles im Hause steht ihr zu Dienste, ich bin schläfrig und entkleidet, ich kann nicht das Vergnügen haben, sie zu sehen." Gleich darauf springt Kingsborough's Tochter in's Zimmer: „Mama, Mama, was hat der Vater für ein wunderlich, schmutzig Weib mitgebracht, und hat sie in den Saal geführt. Kaum hatte sie ausgeredet, so kam Kingsborough selbst und sagte seiner Frau, sie möchte sich so gut anziehen, als sie nur könnte, und so gut zu essen geben, als sie irgend hätte. — „Wer ist bei Dir?" fragte sie. — „Das sollst Du bald genug hören, jetzt schnell auf." — Sie befahl ihrer Tochter die Schlüssel schnell zu holen, die sie in dem Saale liegen lassen. Das Mädchen kam schnell wieder: „Mama, Mama, ich kann nicht die Schlüssel nicht holen, das schmutzige Weib geht im Saale auf und nieder mit großen Schritten, und ich habe Furcht." Die Frau kam selbst aber wie sie sich ausdrückte, als sie die lange Striele gesehen so große Schritte machen, da war sie zurückgegangen; sie wollte, daß der Mann die Schlüssel hole, der nöthigte sie aber selbst zu gehen. Als sie in das Zimmer trat, saß der Prinz, er stand auf und grüßte sie. Sie aber begann zu zittern, als sie einen rauhen Bart bemerkte; sie meinte gleich, es sei irgend ein Edelmann in der Noth, von dem Prinzen ließ sie sich aber nichts träumen. Gleich mit den Schlüsseln in der Hand, wie sie den Saal verlassen, wollte sie ihren Mann ausfragen, wer es wäre und ob der nichts Neues vom Prinzen wüßte. Kingsborough lachte: „Liebe Frau, es ist der Prinz selbst." — „Der Prinz!" rief sie, „so sind wir alle unglücklich, wir werden gehangen!" — „Nun, nun," sagte er, „einmal können wir doch nur sterben, und wenn wir für dies gehangen werden, so sterben wir für eine gute Sache, für christliche Milde; mach indessen lieber was zum Abendessen, bring Eier, Butter, Käse, und was noch mehr da ist." — „Eier, Butter, Käse, das wäre mir auch ein rechtes Abendessen

für den Prinzen.“ — „Ei Frau, Du weißt nicht, wie er die Zeit her gelebt hat, machst Du auch viel Umstände, so möchten's die Mägde merken; nur schnell was, und dann komm selbst mit zum Essen.“ — „Ich zum Essen,“ sagte sie, „ich weiß mich gar nicht zu betragen vor einer Majestät.“ — “Du mußt kommen, der Prinz will mit Dir essen, es ist leicht Umgehens mit ihm, er weiß einen so gut in's Gespräch zu bringen.“

Beim Abendessen setzte der Prinz Miß Flora an seine rechte Hand, und die Frau vom Hause zur linken, immer ehrte er jene am höchsten, und wenn sie in's Zimmer trat, stand er immer auf. Er aß tüchtig, vier Eier, einige Fleischschnitte, Brod und Butter, trank zwei Flaschen Bier und nahm noch einen Schnaps, den er auf das Wohlsein des Hausherrn und der Frau und auf bessere Zeiten für alle austrank. Nach Tische rauchte er eine Pfeife zur Gesellschaft; er bewahrte immer eine alte Pfeife, die schwarz geraucht und kurz abgebrochen war. Nachdem sie bei einigen Gläsern Wein die Pfeife ausgedampft hatten, ging der Prinz zu Bett.

Auf dem Wege nach diesem Hause hatte der Prinz dem Kingsborough vorgeschlagen, zum Laird von Macleod zu gehen, keiner würde ihn da vermuthen; Kingsborough wollte nicht beistimmen. „Warum,“ meinte der Prinz, sollte der Laird von Macleod zu seinen übrigen Unthaten auch nach meinem Blute dürsten?“ — „Vielleicht,“ sagte Kingsborough, „denn er hat mir geschrieben, Euch auszuliefern, wenn Ihr mir in die Hände fielet, das wäre ein Dienst, den ich meinem Lande erwiese.“ So gab der Prinz den Plan auf und meinte, der Laird würde noch lange genug leben, um sein Versehen zu erkennen. Einige Zeit darauf wollte der Laird diesen Brief zurückhaben, aber Kingsborough verweigerte ihn, er wollte ihn bewahren, um zu zeigen, welche Rolle er damals gespielt. Kingsborough fragte auch den Prinzen: „Ob er George Murray für einen Verräther hielte?“ „Ich hoffe nein!“ antwortete der Prinz. — Kingsborough wunderte sich einmal über das andre, was ihn den Tag nach Mongstod gebracht, da er doch gar keine Art Geschäft dort gehabt. „Das will ich Euch erzählen,“ sagte der Prinz, „das war die Vorsehung, die meine Rettung zu ihrer besondern Sorge macht, und dazu

war kein andrer so tüchtig als Ihr." — (Wir müssen uns bei dieser Bemerkung nach O'Neil und Sullivan umsehen, denen beiden die Rettung des Prinzen am Herzen lag. O'Neil fand Sullivan bald nach dem Abschiede vom Prinzen, und zwei Tage darauf kam ein französischer Kutter mtt 120 Mann Besatzung an die Küste von Süduist. Sullivan ging gleich an Bord, O'Neil suchte den Prinzen, konnte ihn aber nicht finden, weil er die Insel zwei Tage vorher verlassen. Er kehrte zurück, wo er den Kutter verlassen, der war aber drei Stunden vorher aus Furcht vor einigen bewaffneten Böten mit gutem Winde abgesegelt, so hatte selbst Sullivan seinen Prinzen aufgegeben. O'Neil ward bald darauf gefangen, aber, da er lange in französischen Diensten, ganz als Kriegsgefangener behandelt; auf dem Kriegsschiffe, das ihn fortbrachte, fand er Miß Flora, die sein Unternehmen ausgeführt hatte. Er war bald ausgewechselt.)

Als der Prinz zu Bette, mußte Flora der Hausfrau ihre Abenteuer erzählen, die fragte unter andern: „Was ist aus den Schiffern geworden, die Euch übersetzten?" — „Sie fuhren zurück nach Süduist." — „Sehr schlimm, die hätten einige Zeit hier aufgehalten werden sollen." — Ihre Vermuthung traf ein, sie wurden gleich nach ihrer Rückkehr festgenommen und durch gesetzwidrige Androhung der Tortur gezwungen, alle zu nennen und zu beschreiben, unter andern, daß die Fremde ein langes roth gedrucktes Kleid angehabt und weiße Schürze. Jene Besorgniß bestimmte Flora den Prinzen am andern Morgen zu bitten, daß er seine weiblichen Kleider ablege, die ohnedies den vorigen Tag unbequem und verdächtig gewesen. Der Prinz schlief neun Stunden ohne Unterbrechung, gegen seine Gewohnheit, und Miß Flora wurde besorgt; als der Morgen schon so weit vorgerückt, schickte Kingsborouh ihn zu wecken; er fand ihn im besten Schlafe und kam leise zurück, Flora bestand aber darauf, daß er ihn wecke; er ging zum zweitenmal und fragte, wie er geschlafen? — „Niemals besser, ich meine, daß ich nie in so gutem Bette gelegen, denn in Wahrheit, ich hatte fast vergessen, was ein Bette sei." — Er mußte noch in demselben Kleide das Haus verlassen, um seine andern Kleider den Leuten im Hause unbekannt zu lassen, so kam er angezogen in's Zimmer und ehe er Kappe und Schürze nahm, bat die Hausfrau Miß Flora auf

Erfisch, sie möchte den Prinzen um eine Locke bitten. — „Kannst Du sie nicht selbst fordern?" antwortete Flora. Der Prinz fragte, warum sie sich stritten, die Hausfrau erzählte es; er willigte gleich ein, legte seinen Kopf auf Flora's Schooß, bat sie, eine Locke abzuschneiden; sie that es zögernd, gab der Hausfrau die Hälfte, die andere behielt sie für sich. Es ging allen an diesem Tage sehr wohl und diese Abenteuer, die sonst so rauh, ernst und unfreundlich, werden durch diese kurzen Stunden mit edlen Frauen auf einmal heiter und anziehend.

Nachdem der Prinz wieder in seiner weiblichen Kleidung vollständig angezogen, sah er sich im Spiegel und rief lachend aus: „Das ist mir ein lustig Weibsbild!" — Er frühstückte, nahm Abschied von der guten Hausfrau und ging mit einem Bündel Hochländer Kleider in ein Holz, wo er ein Kleid von Leinen und Baumwolle mit Purpurblumen anzog. Da nahm er einen langen Abschied von Kingsborough, dankte ihm für seine Dienste, wollte sie nie vergessen, sagte: „Wer weiß, Kingsborough, ob wir beide je wieder ein Glas Porter nach allem diesem zusammen trinken?" — Beide weinten, ein Paar Blutstropfen fielen aus des Prinzen Nase, Kingsborough gab ihm einen Führer bis Portree mit; Miß Flora kam zu Pferde auf anderm Wege eben dahin. Kingsborough hatte alles Nothwendige für den Prinzen vorausbesorgt, er traf Miß Flora in Portree, beide waren sehr durchnäßt, sie trockneten sich und erfrischten sich so gut der Ort es erlaubte; der Abschied verzögerte sich wohl zwei Stunden, dann dankte er für ihren wunderbaren Beistand, der einzige, der ihn erretten konnte; es that ihm leid, daß keine Miß Flora ihn weiter begleiten sollte. Es kamen einige, die zur Abreise trieben, er erheiterte sich: „Lebt wohl, Miß Flora, ich hoffe wir fahren noch in einer Kutsche mit Sechsen, eh wir sterben, wenn wir gleich heute zu Fuß gehen." — Sie hatten beide nicht lange Zeit, dem Abschiede nachzudenken.

Ungefähr sechs Tage nach des Prinzen Abfahrt von Sky, folgte ihm Kapitain Fergusson; durch die Bootsleute lernte er die Tracht des Prinzen kennen, so folgte er ihm nach Alexander Macdonalds Hause; da hörte er blos von Flora, und folgte der zu Kinsborough, den er so wie Frau und Tochter befragte. Der Kapitain fand

zuerst Kingsborough, der manche seiner Fragen ganz unbestimmt beantwortete, er fragte nach seiner Frau. Kingsborough rief ihr, daß Kapitain Fergusson gekommen wäre, nach ihren letzten Gästen zu fragen. — „Wenn Fergusson mein Richter ist," sagte sie, „so sei Gott meiner Seele gnädig." — Fergusson fragte, warum sie so spreche? — „Weil die ganze Welt sagt, daß Ihr ein grausamer, hartherziger Mann seid." — Er fragte, wo Miß Flora und die Person in Weibskleidern, die mit ihr, gelegen. — Kingborough: Er wüßte wohl, wo Flora geschlafen, um die Mägde bekümmere er sich aber nicht. — Fergusson: Lag Miß Flora mit dem Prätendenten in einem Bette? — Die Frau antwortete: „Herr, was Ihr unter dem Prätendenten versteht, weiß ich nicht, doch ist es nicht Mode auf Sky, Herrschaft und Magd in dasselbe Bette zu legen. Der Kapitain ließ sich die Zimmer zeigen, wo sie geschlafen und fand das Zimmer der Magd besser, als das der Herrschaft; darauf ward Kingsborough gefangen fortgeführt nach Fort Augustus, seiner Schnallen, Uhr und Geldes beraubt, in Eisen gelegt. Einstmals kam ein englischer Kapitain zu ihm und fragte, ob er wohl des Prinzen Kopf erkennen könnte, wenn er ihn sähe? Ihm schauderte, er sagte, daß er ihn nicht bestimmt erkennen könnte, wenn er nicht mehr am Rumpfe; weiter hörte er nichts davon. Nachdem wurde er aufs Edinburger Schloß gebracht, eng bewacht und im Juli bei der allgemeinen Begnadigung entlassen; eine lange Strafe für ein Nachtquartier. Einmal war er in der Zeit aus Versehen entlassen, da hörte er, wie ein Offizier schwor, er hätte den Prinzen gehangen, wo er ihn gefunden. Miß Flora, nach dem Abschiede vom Prinzen ging zu ihrer Mutter nach Slait, erzählte aber weder der, noch jemand von ihren Abenteuern. Nach acht Tagen wurde sie zu einem Offizier beschieden, sie ahnete, was er verlange, entdeckte Alles den Ihren, auch ihrem Stiefvater, der nach Hause gekommen; sie überlegten mit einander, was sie antworten sollte. Auf dem Wege, sich zu stellen, wurde sie von Soldaten angehalten und ohne Erlaubniß, Kleider oder Leinenzeug mitzunehmen, auf das Schiff Furnace des Kapitain Fergusson gebracht. So schrecklich ihr erst dieser Name war, so wurde ihr doch bald durch General Campbell, der mit auf dem Schiffe, alle Furcht verscheucht; sie bekam

eine eigne Cajüte, eine Magd, niemand durfte ohne ihre Erlaubniß zu ihr.

Erst erzählte sie eine verabredete Geschichte, wie ihr ein Soldatenweib begegnet, die um einen Platz in ihrem Boot gebeten, sie wüßte nicht, was nachher aus ihr geworden; doch gestand sie dem General Campbell bald den ganzen Verlauf. Nachher kam sie auf Kapitain Smiths Schiff, für dessen gute Behandlung sie nachher in London seinem Maler zu sitzen die Gefälligkeit hatte; dies war nach fünfmonatlicher Gefangenschaft auf verschiedenen Schiffen, worauf sie in London dem Staatsbothen Dick in Verwahrung übergeben wurde. Die Amnestie befreite sie; doch hatte sie sich über ihren Aufenthalt in London nicht zu beklagen, ihr ward von allen Seiten Aufmerksamkeit bezeuget, über die sie sich mehr verwunderte als erfreute. Nachher verschwindet sie uns wie alle helfenden Engel; ihre Arbeit war gethan, sie kehrte zufrieden in den kleinen Kreis des gewöhnlichen Lebens zurück, aus dem wir nach den weitern Gefahren des Prinzen ängstlich umblicken.

Kingsborough hatte Kapitain Malcolm Macleod, und Murdock Macleod, die beide unter dem Prinzen bei Culloden gefochten (der letzte war in die Schulter geschossen), nach Portree bestellt. John Macleod, der junge Laird von Raaz wartete mit einem Schiffe und zwei Bootsleuten. Sie kamen mit dem Prinzen den 1. Juli nach Glain in Raaz, da blieben sie zwei einen halben Tag in einer niedrigen Hütte, wo sie auf dem Erdboden, mit etwas Haidekraut bedeckt, liegen mußten. Nun war ein Mann auf die Insel gekommen, um eine Rolle Taback zu kaufen, blieb aber vierzehn Tage, ging bald hier bald dorthin, so daß ihn alle für einen Spion hielten. Er näherte sich auch einmal der Hütte und Malcolm beschloß, ihn zu erschießen. „Nein Malcolm," sagte der Prinz und hielt ihn, „Gott behüte, daß irgend ein unschuldiger Mensch für uns leiden sollte." Ein Glück war es indessen, daß der arme Mann nicht in die Hütte sah, Malcolm war entschlossen, ihn ihrer Sicherheit zu opfern. Nachher hieß es, der Mann sei ein Kräutersammler gewesen. Den 3. Juli schlug der Prinz vor, nach Troternish auf Sky zu fahren, ob es gleich stürmisch war. Der Wind nahm so zu, als sie auf dem

Wasser waren, daß alle die Rückkehr verlangten, der Prinz rief indessen entschlossen: „Ihr fahrt den letzten Eures Königshauses, die Vorsehung, Ihr Gefährten, die mich durch so viele Gefahren getragen, wird mich vor so schlechtem Ende schützen! Dann stützte er sich ruhig auf seine Hand und sang:

Die Gedanken sind frei,
Wer kann sie errathen?
Sie rauschen vorbei,
Wie nächtliche Schatten.

Kein Mensch kann sie wissen
Kein Jäger sie schießen;
So bleibet dabei,
Die Gedanken sind frei.

Die andern horchten auf und er sang ihnen ein lustig altes Lied *):

O wenn mein Liebchen die weiße Ros wär,
Die wächst auf der Welle Rand,
Und ich wär selbst nur ein Tropfen im Meer,
Ich stieg mit der Rose ans Land:

O mein Liebchen ist fein, fein, fein,
Mein Liebchen ist fein und schön Dein Blick,
Und wenn ich schau in ihr hold Gesicht,
So blickt und lächelt sie wieder zurück.

O wenn mein Liebchen die rothe Ros wär,
Die wächst in dem Morgenlicht,
Ich ging im Sturme wieder auf's Meer,
Zu schaun ihr lieb Angesicht!

O mein Liebchen ist fein, fein, fein,
Mein Liebchen ist fein und schön Dein Blick,
Und wenn ich schau in ihr hold Gesicht,
So blickt und lächelt sie wieder zurück.

---

*) Ein schottisches Lied von ähnlichem Durchklang hat M. Schubart sehr schön übersetzt; vielleicht erfreun wir uns bald einer Sammlung dieser trefflichen Uebersetzungen, von denen meine Tröst-Einsamkeit zwei Proben darlegte.

O wenn mein Liebchen das Sternelein wär,
Das steht noch vor Himmelsthür
Die andern schon ruhen drinnen in Ehr,
Sie wartet auf mich noch hier:

O mein Liebchen ist fein, fein, fein,
Mein Liebchen ist fein und schön Dein Blick,
Und wenn ich schau in ihr hold Gesicht,
So blickt und lächelt der Stern mir zum Glück.

Die Wogen rauschten indessen häufig über den Rand des Bootes, Malcolm und der Prinz schöpften das Wasser aus. Sie landeten bei einem Felsen in Troternish auf Sky mit vieler Beschwerde, der Prinz war der dritte, der ins Wasser sprang, um das Boot aufs Trockne zu ziehen. Er hatte einen sehr durchnäßten Reiserock an, der Felsen war steil, Malcolm wollte ihn tragen, der Prinz meinte aber: „Ich bin jünger als Ihr, Kapitain!" — Sie kamen in ein Kuhhaus; hier wollte Malcolm, daß der Prinz ein trocknes Hemde anzöge, der wollte aber nicht und schlief bald ein. Er fuhr oft unruhig in seinem Schlafe auf, sagte im Traume: „Ach armes Volk, armes Volk!" Nachher erwachte er, und da er Malcolm auf der Lauer sah, wollte er durchaus statt seiner solches übernehmen. Die beiden Brüder, der junge Raaza und Murdack und der Bootsmann verließen hier den Prinzen, der Prinz blieb mit Malcolm zwanzig Stunden dort ohne Erfrischung oder Feuer.

Den 4. Abends verließen sie die Hütte, Malcolm mußte sich für den Herrn ausgeben und der Prinz das kleine Gepäck tragen; wo sie bei irgend jemand vorbei kamen, und Malcolm sprach, so mußte er die Mütze abnehmen Sie gingen die ganze Nacht die schlechtesten Wege der Welt, über Berge und Heiden. Ihre Branntweinflasche war bis auf einen Schluck aus, der Prinz nöthigte Malcolm so lange, bis er den nahm, indem er versicherte, daß er gar keinen möchte. Einmal fragte er Malcolm: „Nehmt an, es kämen welche, die uns morden oder fangen wollten, was wär' zu thun?" — „Das hängt von der Menge ab," entgegnete Malcolm, „wären nicht mehr als viere, zwei nehme ich auf mich." — „Ich will nicht heißen, wie ich heiße," rief der Prinz, „wenn ich nicht die beiden andern gut empfange," —

Dann bemerkte er, daß seine Weste, Scharlach mit Gold, zu gut wäre für einen Diener, darum tauschten sie mit Westen. Der Kapitain machte ihn auch aufmerksam, daß er bald in eine Gegend komme, wo er von vielen gekannt würde, er möchte sich also ein Tuch unter seiner Mütze umbinden; aber nichts konnte das majestätische Ansehn und Bewegen verstecken, wie Malcolm nachher versicherte. So erkannten ihn gleich zwei von Mackinnens Leuten, welche bei der Expedition gewesen; sie brachen in Thränen aus bei seinem ärmlichen Aufzuge und nur Malcolms Erinnerung, sie würden damit alles verrathen, konnte sie beruhigen. Bei Strath wohnte eine Schwester Malcolms, die John Mackinnen, einen Kapitain der Abenteurer geheirathet, er ging zu ihr voran, um sie wegen der englischen Soldaten auszufragen. Sie war zu Hause, aber ihr Mann abwesend, Nach der ersten Bewillkommnung erzählte er ihr, er möchte wohl kurze Zeit bei ihr bleiben, wenn keine Soldaten in der Nähe wären. Sie meinte, es wären keine so nahe. Dann sagte er, daß er noch einen Unglücksgefährten aus der letzten Schlacht, Lewis-Caw, den Sohn eines Wundarztes aus Orief, bei sich habe, den er für seinen Diener ausgebe. Die Schwester war bereit, sie beide aufzunehmen, und Lewis ward ins Haus gerufen. Er trat mit dem Gepäck herein, nahm seine Mütze ab, bückte sich tief, und setzte sich in großer Entfernung vom Herrn nieder; des Kapitains Schwester mußte doch immer nach ihm hinsehen, es war ihr so was Ungemeines in dem Menschen. Der Kapitain verlangte etwas zu essen, sie wären fast ausgehungert und befahl dem armen kranken Lewis, zu ihm zu rücken und mit ihm zu essen, da keine Gesellschaft im Hause. Lewis setzte sich nur auf die Hälfte näher, versicherte, er kenne besser seine Schuldigkeit; doch der Kapitain befahl es ihm endlich. Nach dem Essen verlange der Kapitain, daß die Magd seine Füße warm abwasche; als das geschehen, verlangte er auch, daß sie seines Dieners Füße wasche. Das Mädchen sagte aber: „Wenn sie auch seine Füße gewaschen, so wollte sie doch nicht seines Knechts Füße waschen." — Sie gehorchte doch, aber sie rieb des Prinzen Füße so stark, daß der Prinz dem Kapitain auf Englisch sagte, er möchte sie doch in ihrer Sprache bitten, nicht so stark zu reiben und nicht so weit hinauf mit der Hand zu waschen, weil

sie an sein Degengefäß stoße. — Ich kann aus meiner eignen Erfahrung hinzufügen, daß es alle andre Güte übertrifft, dieser schottische Gebrauch, daß Mädchen den Reisenden die Füße waschen, so sehr Fremde davon überrascht werden, wenn sie das Wasser bringen, und dann gar nicht davon weggehen wollen, sondern in christlicher Milde niederknieen, bis man endlich ihre Absicht merkt und die guten Kindern gewähren läßt. — Nach dieser Erfrischung schliefen sie ein, und des Kapitains Schwester hielt auf dem Hügel die Wache. Der Prinz schlief keine zwei Stunden, als der Kapitain einmal aufwachte, sah er wie er seiner Schwester Kind auf dem Arm tanzen ließ und dabei sang:

Wollen wir nicht nach England fahren?
England ist verschlossen,
Schlösser sind verrostet,
Schlüssel ist verloren;
Wenn die Puppen tanzen,
Wollen wir Lanzen pflanzen.

Er schien so heiter, als wenn er die Nacht im Bette zugebracht. „Wer weiß," sagte er, „vielleicht wird der Junge einmal Kapitain in meinem Dienste." — „Oder Ihr," brummte die Magd, „ein alter Sergeant in seiner Kompagnie."

Der Kapitain war wach, als sein Schwager Mackinnen in's Haus trat. Nach der gewohnten Begrüßung fragte er ihn, ob er die Kriegsschiffe gesehen, die in einiger Entfernung um die Küste schwebten? — „Ja." — „Wenn der Prinz da am Bord wäre?" — „Gott behüt davor," erwiederte Mackinnen. — „Wenn er nur hier wäre? John, meinst Du, daß er hier sicher genug wäre?" — „Ich wollte, wir hätten ihn hier, hier sollte ihm nichts begegnen." — „Nun wohlan," rief Malcolm, „er ist in Deinem Hause; aber kommst Du herein, so mußt Du thun, als wenn er gar nicht da wäre." — Das versprach John, aber wie er den Prinzen in solchem ärmlichen Zustande erblickte, brach er in Thränen aus, worauf ihn Malcolm gleich zur Thür wieder hinausführte. — Als Malcolm mit dem Prinzen allein war, wünschte er eine Erzählung seiner früheren Abenteuer; der Prinz erzählte, Malcolm schien sehr erschüttert, der Prinz aber fuhr fort; „Kapitain, ich hätte gut Leben gehabt, wenn ich ruhig geblieben, aber

ich wollte vielen andern ein gutes Leben geben, wenn ich König würde. Ein guter König ist der größte Sklave in seinem Reiche, keine Stunde gehört ihm, was ich erlitten ist nichts gegen das, was mir bevorsteht, die Vorsehung wird mich aber wie bisher schützen. Jetzt kenne ich Elend, jetzt kenne ich Menschen, das sollte jeder kennen, eh er herrschen will." — So sprachen sie lange, bis sie endlich auf die Ueberfahrt nach dem festen Lande von Schottland kamen. Sie wollten dem Laird von Mackinnen wegen seines hohen Alters nichts von der Sache sagen, auch mußte John Stillschweigen gegen ihn versprechen. Als er aber nach einem Boote ausging, begegnete ihm der alte Herr, und da konnte er sich nicht halten, ihm alles zu erzählen. Der gute Alte übernahm gleich das Boot zu besorgen, er wollte selbst zum Prinzen kommen, der Prinz traute ihm ganz. Jetzt sah der Prinz, daß er Malcolm nicht weiter nöthig hätte, doch war es ihm schmerzlich, gleich von seinem treuen Malcolm zu scheiden; aber Malcolm setzte ihm auseinander, daß die Soldaten bei seiner längeren Abwesenheit Argwohn schöpfen, und er selbst den Prinzen, weil er sehr bekannt, in Gefahr setzen könnte. „Kehre ich zurück," sagte er, „so werde ich vielleicht gefangen; da ich mit Euch, mein Prinz, allein war, kann ich ihnen falsche Wege vorlügen, die wir zusammen gemacht, so daß sie Euch nicht auf die Spur kommen. Was mir geschieht ist einerlei, aber ich bin um Euch besorgt, und da ich Euch besser diene, wenn ich Euch verlasse, so darf ich nicht meinem Herzen folgen; ich meine, daß Mackinnen Euch gut führen wird." — Der Prinz ward damit zufrieden, der Alte kam, alles war fertig, aber indem der Prinz einsteigen wollte, rief er: „Malcolm, wißt Ihr, daß ich Murdock Macleod zur Zusammenkunft beschieden hatte." — „Was schadet's, ich will's ihm schon erklären, wie Ihr zu einem andern Weg gezwungen seid." — „Das ist nicht genug zwischen Edelleuten," meinte der Prinz; gebt mir Papier, Dinte und Feder, ich will ihm ein Paar Worte schreiben." — Er schrieb hierauf:

„Ich danke Gott, daß ich gesund bin, ich gehe ab. Grüßt alle Freunde, mein Dank für alle Mühe, die sie meinetwegen gehabt.

Euer ergebner

James Thomson.

Den Brief gab er Malcolm, führte ihn auf die Seite, umarmte ihn, gab ihm eine silberne Schnalle, die nahm er an, aber 10 Guineen, die er ihm dann übermachte, weigerte er sich lange anzunehmen, bis sie ihm der Prinz einsteckte. Die alte schwarz gerauchte Pfeife des Prinzen bewahrte er, nachdem er ihm eine neue gegeben, und schickte sie nachher seinem besten Freunde in England. Als sie nun in's Boot steigen wollten, sahen sie zwei Kriegsschiffe, die sich ihnen näherten; sie wollten das abwarten, aber der Prinz rief: „Ich bin wahrhaftig nicht so oft entkommen, um hier gefangen zu werden, ich geh zu Schiff, der Wind wird sich ändern und die Schiffe werden einen andern Lauf nehmen müssen, die Vorsehung läßt meine Feinde jetzt nicht so nahe kommen!" — Was der Prinz sagte, traf ein; Malcolm, nachdem er Abschied genommen, sah er vom Hügel den Schiffen und dem Boote nach; es verging keine Viertelstunde, so kam ein günstiger Wind, der die Kriegsschiffe ganz aus dem Gesicht wegtrieb und den Prinzen nach Schottland führte. (Malcolm wurde bald nachher eingefangen und nach London geführt, wo er mit Flora bei dem Staatsbothen Dick gefangen saß; nach der Amnestie kehrte er mit ihr nach Schottland zurück.)

Nach einer stürmischen Nacht, in der sie ein Boot mit Milizen begegneten und sich zum Schlagen bereiteten, aber vom Winde auseinander getrieben wurden kam der Prinz glücklich in Moidart, sechs Meilen von dem Platze an, wo er ausgefahren, und zu Angus Macdonal's Hause nach Borandale, wo er seine Kleider wechselte und nach Macdonald von Glenaladale sendete von Clenronnald's Familie. Hier nahm der Laird von Mackinnen Abschied vom Prinzen; auf der Rückfahrt ward er gefangen, nach London gebracht, in Eisen gelegt, endlich aber mit allen Uebrigen freigelassen.

Glenaladale kam und berichtete dem Prinzen, daß der Verlust bei Culloden nicht so groß gewesen, als Sullivan und O'Neil ihn dargestellt. Gern wäre der Prinz zu seinem geliebten Lochiel nach Lochaber gegangen, aber zwei Postreihen von Inverneß über Fort Augustus nach Fort William, eine andre von der Spitze von Locharkaig machten alle Verbindung unmöglich. Der Prinz blieb noch einige Tage, bis General Campbell's Ankunft auf der einen, der Kapitain

Wotts auf der andern ihn auf zwei Meilen umschlossen, sie hatten Nachricht von seiner Anwesenheit in dieser Gegend. In dieser Lage bat er Cameron von Glenpane, ihn zu dem Braes von Locharkaig zu führen, sie mußten auf Händen und Füßen kriechen, um bei den Wachen dieses Passes vorbeizuklettern und kamen ihnen so nahe, daß sie die Soldaten sprechen hörten, es gingen mit ihnen Glenaladale, sein Bruder und zwei Knaben des Angus. Einmal, als der Prinz mit Glenaladale ganz allein war, verlor dieser seine Börse mit 40 Guineen. Er bedauerte sein Unglück, es war alles Geld, was sie hatten, und wollte zurück es zu suchen, er wäre gewiß den Fleck zu finden. Der Prinz widersetzte sich erst, doch sah er wohl ein, wie nothwendig ihnen das Geld sein könnte, er ließ ihn zurückgehen und stellte sich hinter einen Hügel. Bald sah er viele Soldaten, die sich ihm erst näherten und dann den Weg einschlugen, den er selbst würde genommen haben, so daß er ohne diesen scheinbar sehr unangenehmen Vorfall sicher in ihre Hände gefallen wäre. Als Glenaladale mit der Börse zurückkam, rief ihm der Prinz entgegen: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen, wir waren nahe dran gefangen zu werden!" — Sie kamen nach Glenmorriston ohne Hinderniß, aber sehr hungrig, bei einer rauchenden Hütte konnte sich der Prinz nicht mehr halten, er hatte seid achtundvierzig Stunden nichts gegessen: „Hinein, hinein, es komme wie es will, besser als ein Mann, denn als ein Narr sterben." Sein Freund wollte ihn abhalten, aber der Prinz sprang dreist hinein und fand sechs tüchtige Gesellen beim Mittag, vor einem großen Stück gekochten Rindfleisches, ein sehr fremder Anblick für ihn. Die sechs Männer, die bekannte Spitzbuben waren, verwunderten sich nicht wenig über das fremde Gesicht; einer erkannte aber den Prinzen und hatte die Geistesgegenwart, um ihn nicht den andern zu verrathen, ihn anzureden: „Dougal Maccullony, ich freu mich Euch wiederzusehen." Der Prinz merkte durch diese Anspielung, daß er gekannt sei, dankte ihm herzlich und mit gleicher Haltung, setzte sich nieder, aß mit ihnen tüchtig und war sehr lustig. Der Prinz, sein Freund und der Mann, der ihn erkannt hatte, berathschlagten nach Tische vor der Hütte, was zu thun und wie wohl das Land besetzt sei; sie hielten es für nothwendig, daß er länger hier verweilte, so mußten denn die fünf

andern auch in das Geheimniß gezogen werden, die nicht wenig erfreut waren, einmal einen Prinzen unter sich zu haben und ihm dienen zu können. Sie waren ihm von großen Nutzen und sehr treu. Mit diesen zuverlässigen Falstaffs und Glenaladale blieb der Prinz in Glenmorriston und Glenstrathferrar, bis die Wachen sich entfernten und die Pässe öffneten.

In dieser Zeit ungefähr ward Roderich Mackenzie, ein Kaufmann von Edinburg, der auch mit dem Prinzen ausgezogen, von einigen Soldaten bei Glenmoriston angetroffen. Da er von des Prinzen Wuchs und Alter war, auch im Gesichte ihm nicht unähnlich, er war ein ansehnlicher wohlgebildeter Mann, so nahmen ihn die Soldaten für den Prinzen. Er wußte voraus, daß er hängen mußte, wenn er gefangen würde, und beschloß daher mit dem Degen in der Hand frei und brav zu sterben. Der Muth und die Festigkeit des Mackenzie bestätigte die Soldaten in ihrer Vermuthung, daß er der Prinz, und so schoß gleich einer nach ihm. Er fiel und rief, um sie noch mehr zu bethören: „Ihr habt Euren Prinzen gemordet, Ihr habt Euren Prinzen gemordet! die Soldaten waren überfroh, schnitten den Kopf ab und brachten ihn nach Fort Augustus, ihre Heldenthat und den Preis der 30,000 Pfd. anzurühmen. Viele glaubten den Kopf zu erkennen, der Herzog meinte, daß sein großes Werk beendigt sei, und reiste ruhig nach London den 18. Juli. Dies war die Veranlassung jener Frage an Kingsborough. Da nun aber alle Posten, weil sie den Prinzen todt glaubten, nachlässig wurden, so konnte der Prinz mit geringer Gefahr nach Lochaber zu seinem Lochiel entkommen. Sie nahmen keine Lebensmittel dahin mit, weil dort ein größerer Ueberfluß sonst war, sie fanden indessen alles verbrannt und das Vieh weggeführt. In dieser Noth schoß noch einer zum Glück einen Hirsch, wovon sie ohne Brod und Salz lebten. Der Prinz sendete zu Lochiel, die Boten begegneten zwei französischen Offizieren, die den Prinzen aufsuchten und gingen mit ihnen zu Lochiel. Es waren nämlich vier französische Offiziere in dieser Gegend angelangt, von denen schon zwei gefangen, und einer als Spion gehangen; diese beiden übrigen irrten bisher umsonst herum. Der Bote wollte aber keinem außer Lochiel die Anwesenheit des Prinzen anvertrauen, darum ging er mit ihnen dahin. Den nächsten Tag sendete

Lochiel seinen Bruder Dr. Cameron mit vier Dienern zum Prinzen. Sie trafen unterwegs den Prediger Cameron, und nach mehrerem beschwerlichen Durchwaten der Flüsse kamen sie zum Prinzen, der in der Ungewißheit, wer sie wären, die Hütte verlassen hatte, aber mit so größerer Freude sie nachher begrüßte, als sie ihm Lochiels Herstellung von seinen Wunden (die er bei Culloden erhalten) anzeigten. Dreimal dankte er Gott dafür. Der Prinz ging an diesem Tage barfuß, hatte einen alten schwarzen Kilt um, ein Schwert an der Seite, eine Pistole und ein Messer im Gürtel, eine Muskete in der Hand, schien gesund und gut gestimmt, und aß mit ihnen von einer Kuh, die sie den Tag vorher geschlachtet und Brod, das er in Fort Augustus hatte kaufen lassen. Der Prinz wollte gleich zu Lochiel, mußte es aber aufgeben, als man ihm eine Zeitungsnachricht erzählte, nach welcher er mit Lochiel und dreißig Mann nach Coriarick gegangen sein sollte, so daß dort ein strenges Nachforschen zu erwarten war. Lochiel hatte schon mehrere falsche Nachrichten veranlaßt. Ein englischer Kapitain Culkairn hatte den eben begrabnen Leichnam eines Camerons für Lochiel gehalten, ihm das Todtenhemde ausgezogen und einen Expressen mit der Nachricht von seinem Tode an den Herzog von Cumberland geschickt. Der Prinz sendete indessen Lochgary und Dr. Cameron zu Lochiel und entließ Glenaladale und die Leute aus Glenmorriston, er selbst blieb in der Hütte mit dem Prediger Cameron, Cluns Kindern, Kapitain Macraw und zwei Dienern.

Die beiden französischen Offiziere erregten Besorgniß, wie konnten sie, ohne Spione der Regierung zu sein, bei gänzlicher Unkenntniß der Sprache sich bis hieher durchhelfen, alle kamen überein, sie auf die Probe zu stellen. Da nun beide Offiziere den Prinzen nie gesehen haben wollten, so schrieb er ihnen: daß er es seiner Sicherheit schuldig glaube, ehe er sie selbst spreche, erst seinen Freund Kapitain Drummond mit ihnen verhandeln zu lassen, dem sie ganz vertrauen möchten. Diesen Kapitain Drummond machte er selbst, sie sagten ihm ihre Aufträge, die bei der jetzigen Lage der Sache, wie er nachher erklärte, unbedeutend waren; ein Packet chiffrirter Briefe für den französischen Gesandten konnte ihm noch weniger nützen. Sie fragten ihn nachher vertraulich nach des Prinzen Lebensweise, Gesundheit, Plänen. Erst

als der Prinz Abschied nahm, erfuhren sie, daß es der Prinz gewesen, baten sehr um Verzeihung wegen ihrer freien Art zu sprechen, die er ihnen auch gern angedeihen ließ. Der Prinz und die Seinen blieben in diesem Walde in drei verschiedenen Hütten bis zum 10. August, da kam ein sechsjähriges Kind von Cluns und sagte, es sehe einen Haufen Soldaten. Sie wollten es erst nicht glauben, weil Lochgary dem Lochiel versprochen hatte, zwischen Fort Augustus und Cluns Hütte eine Wache auszustellen; doch gingen sie hinaus und fanden alles, wie das Mädchen erzählt. Cluns beodachtete die Soldaten, der Prediger aber ging den Prinzen zu benachrichtigen, der eine halbe Stunde davon in einer andern Hütte sich befand. Der Prinz schlief als Cameron eintrat und erzählte, wie er die Soldaten vorrücken sähe. Er stand entschlossen auf, langte nach seiner Muskete und sendete nach einem Sohne von Cluns. Sie glaubten, weil sie gar keine Nachricht bekommen, es sei Verrätherei dahinter versteckt, und wahrscheinlich alle Ausgänge des Waldes besetzt, sie waren ihrer acht, und statt ihren Hals freiwillig hinzuhalten, beschlossen sie ihr Leben so theuer wie möglich zu verkaufen, tapfer als Männer zu sterben, welche die Ehre eines großen Geschickes übernommen haben. „Brüder,“ sagte der Prinz, „laßt uns für einen bessern Tag leben.“ Er untersuchte selbst alle Flinten, und fand sie in ziemlich gutem Stande, er meinte, sie würden wohl noch etwas hinrichten, eh sie gerichtet würden, er für sein Theil, er sei ein guter Schütze und könne schnell laden, und wäre sicher seines Ziels. — In dieser Gesinnung verließen sie die Hütte, dann stiegen sie auf einen Hügel, von wo sie nach Glenkengie hinsehen konnten; unter der Decke des Waldes kamen sie unbemerkt dahin, nachher beschlossen sie in der Nacht auf den hohen Berg Mullantagart zu steigen. Einer von Cluns hatte indessen ein Weib gesprochen, das hatte erzählt, es wären etwa 200 von Lord Loudons Regiment, die hätten zehn Kühe fortgeschleppt, welche Cluns nach der Plünderung erkauft hatte, sie hätten eine der Hütten gefunden, nun wären sie hin Barrisdales Vieh zu suchen. Den Abend brachte Cluns einigen Branntwein, Brod und Käse dem Prinzen, der ohne Feuer an einer Seite des Berges sich aufhielt; er beredete ihn einen Schluck zu nehmen, auch kurze Zeit Feuer anzumachen. Von da gingen sie die Nacht nach

der Strath von Glenkengie, wo sie eine Kuh tödteten und ein Paar Tage lustig lebten. Von da ging's durch das Wasser von Arkey nach den Breas von Achnakarie; der Prinz blieb beständig in seinen nassen Kleidern. Dann gelangten sie zur Freude des Prinzen zu Lochiel, der damals auf den Hügeln zwischen Badenach und Atholl hauste. Den 13. September wurde der Prediger Cameron südlich ausgeschickt, ein Schiff zu miethen, das den Prinzen an der Nordküste aufnehme. Das Schiff war gerüstet und ein Boot ging aus, den Prinzen, Lochiel und andre zu benachrichtigen, als zwei Freunde vor dessen Ankunft dem Prinzen die Nachricht brachten, daß zwei französische Schiffe zu Moidart angelangt. Auf diese Nachricht brach der Prinz die nächstfolgende Nacht auf, und suchte alle zu benachrichtigen, die auf den verschiedenen Posten lauerten, einige kamen zu rechter Zeit, andere kamen zu spät. Es ergreift uns eine namenlose Ungeduld, daß kein neues Hinderniß diese nahe Hoffnung wieder vernichtet und die Namen der Mitgenommenen und der Zurückgelassenen entschwinden selbst dem Gedächtnisse unsrer sonst so ausführlichen Geschichtschreiber. Dieses verzweiflungsvolle Spiel mit menschlicher Geduld endete den 19. September auf der Bellona, einem französischen Kaper von 32 Kanonen, dahin geführt durch Kapitain Warren von Dillons Regiment. Der Prinz ließ erst seine Freunde ins Schiff steigen, dann küßte er den Boden seiner Väter und seiner Noth, bestieg das Schiff und sah sein untergegangenes Reich, das sein Muth gegen den Willen und das Schicksal einer Welt für kurze Zeit wieder aus dem Meer gehoben, allmählig darin untersinken — noch auf den Felsenspitzen weilten seine Augen. Seinen Feinden entkam er, aber sein Reich sah er nie wieder, und seine Thaten waren geendet, so wenig er damals noch glauben mochte. Wir lassen ihm die Sterne und die Erinnerung andrer großer Thaten, die auch entschwunden, trostreich aufgehen, während ein frischer günstiger Wind sein Schiff an die rettende Küste Frankreichs gefahrlos und schnell hintreibt.

Die Majoratsherren.

Wir durchblätterten eben einen ältern Kalender dessen Kupferstiche manche Thorheiten seiner Zeit abspiegeln. Liegt sie doch jetzt schon wie eine Fabelwelt hinter uns! Wie reich erfüllt war damals die Welt, ehe die allgemeine Revolution, welche von Frankreich den Namen erhielt, alle Formen zusammenstürzte; wie gleichförmig arm ist sie geworden! Jahrhunderte scheinen seit jener Zeit vergangen, und nur mit Mühe erinnern wir uns, daß unsre früheren Jahre ihr zugehörten. Aus der Tiefe dieser Seltsamkeiten, die uns Chodowiecki's Meisterhand bewahrt hat, läßt sich die damalige Höhe geistiger Klarheit errathen; diese ermißt sich sogar am leichtesten an den Schattenbildern derer, die ihr im Wege standen, und die sie riesenhaft über die Erde hingezeichnet hat. Welche Gliederung und Abstufung, die sich nicht blos im Aeußern der Gesellschaft zeigte! Jeder Einzelne war wieder auch in seinem Ansehn, in seiner Kleidung eine eigene Welt, jeder richtete sich gleichsam für die Ewigkeit auf dieser Erde ein, und wie für alle gesorgt war, so befriedigten auch Geisterbeschwörer nnd Geisterseher, geheime Gesellschaften und geheimnißvolle Abenteurer, Wundärzte und prophetische Kranke die tief geheime Sehnsucht des Herzens, aus der verschlossenen Brusthöhle hinausblicken zu können. Beachten wir den Reichthum dieser Erscheinungen, so drängt sich die Vermuthung auf, als ob jenes Menschengeschlecht sich zu voreilig einer höhern Welt genahet habe, und, geblendet vom Glanze der halbentschleierten, zur dämmernden Zukunft in frevelnder Selbstvernichtung fortgedrängt, durch die Nothdurft an die Gegenwart der Erde gebunden werden

mußte, die aller Kraft bedarf, und uns in ruhiger Folge jede Anstrengung belohnt.

Mit wie vielen Jahrhunderten war jene Zeit durch Stiftungen aller Art verbunden, die alle ernst und wichtig gegen jede Aenderung geschützt wurden! So stand in der großen Stadt ..... das Majoratshaus der Herren von ....., obgleich seit dreißig Jahren unbewohnt, doch nach dem Inhalte der Stiftung mit Möbeln und Geräth so vollständig erhalten, zu Niemands Gebrauch und zu Jedermanns Anschauen, daß es, trotz seiner Alterthümlichkeit, noch immer für eine besondere Merkwürdigkeit der Stadt gelten konnte. Da wurde jährlich, der Stiftung gemäß, eine bestimmte Summe zur Vermehrung des Silbergeschirrs, des Tischzeugs, der Gemälde, kurz zu Allem dem verwendet, was in der Einrichtung eines Hauses auf Dauer Anspruch machen kann, und vor Allem hatte sich ein Reichthum der kostbarsten ältesten Weine in den Kellern gesammelt. Der Majoratsherr lebte mit seiner Mutter in der Fremde, und brauchte bei dem übrigen Umfange seiner Einnahme nicht zu vermissen, was er in diesem Hause unbenutzt ließ. Der Haushofmeister zog der Stiftung gemäß alle Uhren auf, und fütterte eine bestimmte Zahl von Katzen, welche die nagenden Mäuse wegfangen sollten, und theilte jeden Sonnabend eine gewisse Zahl von Pfennigen an die Armen im Hofe aus. Leicht hätten sich unter diesen Armen, wenn sie sich dessen nicht geschämt hätten, die Verwandten dieses Hauses einfinden können, dessen jüngere Linien bei der Bildung des großen Majorats völlig vergessen worden waren. Ueberhaupt schien das Majorat wenig Segen zu bringen, denn die reichen Besitzer waren selten ihres Reichthums froh geworden, während die Nichtbesitzer mit Neid zu ihnen aufblickten.

So ging täglich vor dem Majoratsgebäude zu bestimmter Stunde ein Vetter des jetzigen Besitzers, ihm durch dreißig Jahre überlegen, aber an Vermögen ihm sehr untergeordnet, mit ernsten Schritten vorbei, und schüttelte den Kopf und nahm eine Prise Taback. Niemand war vielleicht so bekannt bei Alt und Jung in der ganzen Stadt, wie dieser alte rothnasige Herr, der gleich dem eisernen Ritter an der Rathhausuhr durch sein Heraustreten, noch ehe die Glocke angeschlagen, den Knaben zur Erinnerung der Schulstunde diente, den ältern

Bürgern aber als wandernde Probeuhr, um ihre hölzernen Kukuksuhren darnach zu stellen. Er trug bei den verschiedenartigen Klassen von Leuten verschiedene Namen. Bei den Vornehmen hieß er der Vetter, weil seine Verwandtschaft mit den ersten Familien des Reiches unläugbar, und er diese einzige ihm übrig gebliebene Ehre auch gern mit dieser Anrede geltend machte. Unter den gemeinen Leuten hieß er nur der Lieutenant, weil er diese Stelle in seinen jungen Jahren bekleidet hatte, so wie sie ihn noch jetzt bekleiden mußte. Es schien ihm nämlich völlig unbekannt, daß der Kleiderschnitt sich in den dreißig Jahren, die seitdem verflossen, gar sehr verändert hatte. Etwas stärker mochte das Tuch damals wohl noch gearbeitet werden, das zeigten jetzt die mächtigen wohlgedrehten Fäden, nachdem die Wolle abgetragen war. Der rothe Kragen war schon mehr verdorben, und gleichsam lackirt; die Knöpfe aber hatten die Kupferröthe seiner Nase angenommen. Gleiche Farbe zeigte auch der fuchsrothe dreieckige Militairhut mit der wollenen Feder. Das Bedenklichste des ganzen Anzugs war aber das Portépée, weil es nur mit einem Faden am Schwerte, wie das Schwert über dem Haupte des Tyrannen am Haare hing. Das Schwert hatte leider das Unglück des armen Teufels gemacht, und den Lebensfaden eines vom Hofe begünstigten Nebenbuhlers in den Bewerbungen bei einer Hofdame durchschnitten; und diese unglückliche Ehrensache, bei welcher ihm doch Niemand mehr Schuld als seinem Gegner zumessen konnte, hatte seine militairische Laufbahn versperrt. Wie er sich seitdem durch die Welt fortgeholfen, war freilich seltsam, aber es war ihm doch gelungen. Er hatte eine höchst vollständige Wappensammlung mit unabläßig dreistem Fordern und unermüdlichem Briefschreiben zusammengebracht, verstand diese in verschiedenen Massen nachzuformen, auch abzumalen, wo jenes nicht gelang, sauber aufzukleben, und verkaufte diese Sammlung durch Vermittelung eines Buchhändlers zu hohen Preisen, sowohl zum Bedürfnisse der Erwachsenen, als der Kinder eingerichtet. Nebenher war es eine Liebhaberei von ihm, Truthähne und andres Federvieh zu mästen und Raubtauben über die Stadt auszusenden, die immer mit einigen Ueberfliegenden in die geheime Oeffnung seines Daches heimkehrten. Diesen Handel besorgte ihm seine Aufwärterin Ursula, eine treue

Seele; ihm durfte Niemand von diesem Handel sprechen, ohne sich Händel zuzuziehen. Von dem Erworbenen hatte er sich ein elendes finsteres Haus im schlechtesten Theile der Stadt, neben der Judengasse, und vielerlei alten Kram gekauft, womit die Auctionen seine Zimmer geschmückt hatten, die er dabei in einer Ordnung erhielt und in einer Einsamkeit, daß Niemand wußte wie es eigentlich darin aussehe. Uebrigens war er ein fleißiger Kirchengänger, und setzte sich da einer Wand gegenüber, die mit alten Wappen von Erbbegräbnissen geschmückt war, machte aber übrigens Alles mit wie andere Menschen, welche in die Kirche zum Zuhören gehen. Nach der Kirche aber pflegte er jedesmal bei der alten Hofdame anzutreten, vor deren Thür er an andern Tagen mit einer Prise Schneeberger Schnupftaback, auf die er wohl funfzig Male niesen mußte, den geckenhaften schönthuenden Hahnentritt und Stutzerlauf sich vertrieb, der ihn in das Haus hineinzutreiben drohte, während ihm dabei der Degen, den er nach alter Art durch die Rocktasche gesteckt hatte, zwischen die Beine schlenkerte. Diese alte, hochauf frisirte, schneeweiß eingepuderte, feurig geschminkte, mit Schönpflästerchen beklebte Hofdame übte auch nach jenem unglücklichen Zweikampfe seit dreißig Jahren dieselbe zärtliche Gewalt über ihn aus, ohne daß sie ihm je ein entscheidendes Zeichen der Erwiderung gegeben hatte. Er besang sie fast täglich in allerlei erdichteten Verhältnissen, in kernhaften Reimen, wagte es aber nie, ihr diese Ergießungen seiner Muse vorzulegen, weil er vor ihrem Geist besondere Furcht hegte. Ihren großen schwarzen Pudel Sonntags in ihrer Nähe unter hergebrachten Fragen zu kämmen, war der ganze Gewinn des heiß erflehten Sonntags; aber ihr Dank dafür, dies angenehme Lächeln, — war auch ein reicher Lohn, — wer ihn nur zu schätzen wußte. Andern Leuten schien dies starre, in weiß und roth mit blauen Adern gemalte Antlitz, das am Fenster unbeweglich auf eine Filetarbeit, oder in den Spiegel der nahen Toilette blickte, eher wie ein seltsames Wirthsschild. Sie lebte übrigens sehr anständig von den Pensionen zweier Prinzessinnen, die sie bedient und überlebt hatte, und die Besuche von Hofleuten und Diplomaten an ihrer silbernen Toilette, während welcher sie vielerlei Brühen zur Erhaltung ihrer Schönheit zu genießen pflegte, waren zu einer herkömlichen Feier=

lichkeit geworden, und zugleich einer Gelegenheit, die Neuigkeiten des Tages auszutauschen.

Es geschah aber an einem Frühlingssonntage, daß die Hofdame durch ein Zusammenlaufen der Leute in der Straße auf eine außerordentliche Neuigkeit aufmerksam gemacht wurde. Diese Außerordentlichkeit war aber diesmal der Lieutenant, oder vielmehr sein vom Frühling verjüngtes Laub. Ein neuer moderner Hut mit einer Feder statt der Wolle, ein glänzendes Degengehenk, eine neue Uniform mit geschmälerten Rockschößen, verkürzten Taschen an der Weste, und neue schwarze Sammthosen verkündeten eine neue Periode in der Weltgeschichte. Auch trat der Lieutenant bald mit frohem Gesichte ins Zimmer, und mit dem Berichte ihr entgegen: „Liebe Cousine, der Majoratsherr kommt in diesen Tagen; seine Mutter ist gestorben, ihm ist von einer prophetischen Kranken gerathen hierher zu gehen, wo er seine Ruhe finden werde, nachdem ihn ein heftiges Fieber um seine Gesundheit gebracht hat. Nun denken Sie sich, der junge Mann hat aus den Erzählungen der Mutter einen Abscheu gegen das Majoratshaus; er will durchaus bei mir wohnen, und hat mich ersucht, ihm bei mir ein Zimmer recht bequem einzurichten, wozu er mir ein Kapital übermache. Mein Häuschen ist für einen so verwöhnten reichen Herrn nicht eingerichtet; in unsern hohen Familien ist es, leider! wie bei den Katzen, ein Junges wird als erstgebornes gut aufgefüttert, und alle jüngern Geschwister werden ins Wasser geworfen." — „Sie waren einmal schon recht nahe, das Majorat zu erhalten," sagte die Hofdame. — „Freilich," antwortete er; „ich war dreißig Jahre alt, mein Oheim sechzig, und hatte in erster Ehe keine Kinder bekommen. Da fällt es ihm ein, noch einmal ein junges Fräulein zu heirathen. Um so besser, dachte ich, die Junge ist des Alten Tod. Aber um so schlechter ging's sie brachte ihm kurz vor seinem Tode einen jungen Sohn, diesen Majoratsherrn, — und ich hatte nichts!" — „Wenn der junge Mann stürbe, würden Sie Majoratsherr," sagte ruhig die Hofdame; „junge Leute können sterben, alte Leute müssen sterben." — „Leider!" antwortete der Lieutenant; „der Prediger sprach heute auch davon auf der Kanzel." — „Was wurde denn gesungen?" fragte die Hofdame; „ich wollte es zu meiner Hausandacht wissen." — Der

Lieutenant schlug die Lieder auf; sie sang leise, und er kämmte den Pudel nach Gewohnheit, indem er ihr mit Bewunderung zuhörte. — Als er sich empfahl trug ihm die Hofdame auf, den jungen Vetter doch gleich, wenn er angekommen, bei ihr einzuführen.

Als der Lieutenant zu Hause kam, trat ihm ein großer, bleicher, junger Mann entgegen, in einer Kleidung, wie er sie noch nicht gesehen: seine Haare waren phantastisch ohne strenge Ordnung empor frisirt, und Figaros-Locken in leichten dünnen Röhren umliefen wie ein Halbkreis die Ohren. Hinten vereinigte ein dicker Katillon die Haare, welche in einer Locke hinüber gekämmt waren. Ein streifiger Rock mit prächtigen Stahlknöpfen, und große silberne Schuhschnallen verriethen ihm den Reichthum des Majoratsherrn. Auch dieser hatte aus den Briefen an die Mutter gleich den Vetter errathen, und berichtete ihm, daß er Tag und Nacht mit Kourrierpferden gereist sei, und ihm nicht genug sein Wohlgefallen über das Haus ausdrücken könne, das ganz nach seinem Geschmack sei, nur müsse er ihm erlauben, daß er neben dem für ihn bereiteten großen Zimmer, auch ein kleines nehme, das nach der engen Gasse hinaussehe; denn da er nie oder selten ausgehe, so liebe er vor Allem diese Beweglichkeit der engen Straßen. — Der Vetter bewilligte ihm gern das schlechte Zimmer an der Judengasse, und wollte gleich Anstalt machen, die trüben, von der Sonne verbrannten Fenster durch andre mit großen Scheiben zu ersetzen. — „Mein lieber Herr Vetter!" rief der Majoratsherr: „diese trüben Scheiben sind meine Wonne; denn sehen Sie, durch diese eine helle Stelle seh' ich einem Mädchen ins Zimmer, das mich in jeder Miene und Bewegung an meine Mutter erinnert, ohne daß sie mich bemerken kann." — „Ei, das gesteh ich," sagte der Vetter und setzte sich in die Schultern, und fing an gegen das Fenster zu streichen, mit seinem Liebestritt, daß er in Eil eine Prise nahm, nieste, und kaltblütig sagte: „Die da ist ein Schickselchen." — „Mein Schicksal?" fragte der Majoratsherr bestürzt. — „Wie Sie es nennen wollen," fuhr der Vetter fort, „ein Schicksalchen also, ein Judenmädchen; sie heißt Esther, hat unten in der Gasse ihren Laden, eine gebildete Jüdin, hat sonst mit ihrem Vater, der ein großer Roßtäuscher war, alle Städte besucht, alle vornehmen Herren bei sich gesehen, spricht

alle Sprachen; das war eine Pracht, wenn sie hier ankam, und die Stiefmutter Vasthi mit den jüngern Kindern ging ihnen in Schmutz entgegen. Es konnte Niemand was dagegen sagen; Ursach warum? Weil sie mit ihrem Wesen dem Vater gute Käufer anlockte. Aber zuletzt hatte der Vater großes Unglück durch einen Handelsgenossen, der ihm mit dem Vermögen durchging. Da ging's ihm knapp; das konnte er nicht vertragen, und starb. Dieser Tochter erster Ehe, der Esther, hinterließ er ein kleines Kapital, damit sie von der Stiefmutter nicht zu Tode gequält würde; aber das läßt sich die alte Vasthi doch nicht nehmen." — „Das ist ja entsetzlich," rief der Majoratsherr, „zwei Leute, die sich hassen, die sich todtärgern, in einem Hause! Ich habe die alte Vasthi auch schon am Fenster gesehen; ein schrecklich Gesicht!" — „Sie wohnen wohl in einem Hause," antwortete der Vetter; „aber jede hat ihren besondern Laden und Wohnung." „Ich will ihr bald etwas zu verdienen geben," sagte der Majoratsherr. „Es scheinen hier viele Juden zu wohnen." — „Nichts als Juden,„ rief der Vetter; „da sind sie zusammengedrängt, wie die Ameisen; daß ist ein ewig Schachern und Zenken, und Ceremonieen machen, und immer haben sie soviel Plackerei mit ihrem bischen Essen; bald ist es ihnen verboten, bald ist es ihnen befohlen, bald sollen sie kein Feuer anmachen; kurz, der Teufel ist bei ihnen immer los." — „Nein, lieber Vetter, Sie irren sich darin," sagte der Majoratsherr, und drückte ihm die Hände. „Wenn Sie gesehen hätten, was ich in Paris bei meiner Kranken sah, Sie könnten den Teufel nicht für den Vater des Glaubens ansehen; nein, nein, ich versichere es Ihnen, er ist der Feind alles Glaubens! Aller Glaube, der geglaubt wird, kommt von Gott, und ist wahr, und ich schwöre ihnen, selbst die heidnischen Götter, die wir jetzt nur als eine lächerliche Verzierung ansehen, leben noch jetzt, haben freilich nicht mehr ihre alte Macht, aber sie wirken doch immer etwas mehr als gewöhnliche Menschen und ich möchte von keinem schlecht sprechen. Ich habe sie alle mit meinem zweiten Augenpaar gesehen, sogar gesprochen." — „Ei der Tausend, da erstaune ich," rief der Vetter; „das könnte uns erstaunliches Gewicht bei Hofe geben, wenn wir sie den hohen Herrschaften zeigen könnten." — „So geht das nicht, lieber Vetter," antwortete jener ernst; „der Mensch, der sie sieht, muß

noch mehr darauf vorbereitet sein durch jahrelanges Nachdenken, als jene Geister, die ihm erscheinen sollen; sonst entsetzen sich beide vor einander, und der sterbliche Theil erträgt es nicht. Aber, wer auch bis zu der innern Welt vorgedrungen, — wenn auch noch scheinbar lebend, wie ich, — ist dennoch abgestorben bei ihrem Bestreben, ihrer Thätigkeit. Das wußte meine Mutter von mir, und war darum so unruhig auf ihrem Todtenbette, was aus mir werden sollte. Sie hatte bis dahin alle Geschäfte mit großer Einsicht und Ordnung betrieben, während ich mich den Studien und der Beschauung hingab. Ich habe meine Zeit mit großer Anstrengung genutzt, ich habe gerungen, wie keiner, ich habe erreicht, was wenigen zu Theil geworden. Aber verloren war ich, erdrückt, bis zum Wahnsinn zerstreut von den Geschäften, die nach dem Tode der Mutter auf mich eindrangen, ich wollte mich bezwingen, das Höhere dem Niedern opfern; die Qual brachte mich um meine Gesundheit. Eine Kranke, deren Blick weit reicht, sagte mir zu, daß ich hier Ruhe finden würde bei Ihnen, Vetter; Sie hätten ein seltenes Geschick für das praktische Leben, mein Vermögen würde sich unter Ihrer Spekulation verdreifachen. O! Vetter, nehmen Sie mir die Last des Geldes und der Güter ab, genießen Sie des Reichthums, ich brauche wenig, und auch auf den Fall, daß ich den Luftgeist der Erde wieder binden könnte, daß Kinder mein Haus füllten, soll Ihnen die Hälfte meiner Einnahmen für die Besorgung des Ganzen bleiben.“ — Bei diesem Vortrage flossen zwei edle Thränen aus den Augen des Majoratsherrn, während die großen Augen des Vetters mit heraufgezogenen Augenbraunen ihn verwunderlich von der Seite anstierten, ohne dem köstlichen Vortrage Glauben beimessen zu können. Dann fuhr der Majoratsherr, um das Gespräch zu ändern, fort: „Als ich mit schwellendem Gefühl, was mir in der Stadt bevorstehe, in welcher der Kreis meines Lebens angefangen, die große Straße herabfuhr, da begegneten mir ausgemergelte Leute, die sich kaum zu den Kaffeehäusern hinbewegen konnten, denn sie wurden fast gewaltsam an den Röcken von unglücklichen Seelen zurückgezogen, die wegen ungeendigter Prozesse nicht zur Ruhe kommen konnten, und jammervolle Vorstellungen Ihnen nachtrugen. Auch meinen Vater sah ich dabei wegen des einen Concurs-Prozesses, dessen

Ende wohl Keiner erleben wird. Schaffen Sie Ruhe seiner Seele, lieber Vetter, ich bin zu schwach." — „Wahrhaftig," rief der Vetter; „zu dem Thore gehen Sonntags die Räthe, Schreiber und Calkulatoren des großen Gerichts gewöhnlich mit ihren Frauen und Kindern zum Kaffeegarten hinaus." — „Der Postillon meinte auch, das wären Kinder, die sich ihnen an die Röcke gehangen," fuhr der Majoratsherr fort; „aber solche jammervolle Gesichter haben Kinder nicht, das sind die Plagegeister, die sie wegen ihrer Nachlässigkeit umgeben. Lieber Vetter! befriedigen Sie meines Vaters, Ihres Oheims, arme Seele." — Der Vetter sah sich ängstlich in dem trüben Zimmer um, ihm war es zu Muthe, als ob die Geister, wie der Schnupfen, in der Luft lägen. „Alles, alles, will ich thun, bester Vetter," rief er dann; ich bin nicht glücklich, wenn ich nicht so etwas zu betreiben habe. Prozesse sind mir lieber, als Liebeshistorien, und Ihre Angelegenheiten sollen bald in eine Ordnung kommen, wie meine Wappensammlung." Bei diesen Worten führte er ihn in ein Vorderzimmer, und hoffte den Majoratsherrn durch den Anblick seiner zierlichen gebohnten Schiebkasten, in welchen die Wappen, zum Theil mit Zinnober abgedrückt, die Namen in Frakturschrift beigefügt, glänzten, zu zerstreuen und zu befriedigen. Der Majoratsherr schien auch hierin, wie in allen Kenntnissen, wohlbewandert; der Vetter mußte seine Bemerkungen achten. Als er aber den Schrank mit den französischen Wappen eröffnete, da fuhr der Majoratsherr auf: „Gott! welch ein Lärmen! Wie die alten Ritter nach ihren Helmen suchen, und sie sind ihnen zu klein, und ihre Wappen sind mottenfräßig, ihre Schilde vom Rost durchlöchert; das bricht zusammen, ich halte es nicht aus, mir schwindelt, und mein Herz kann den Jammer nicht ertragen!" Der Vetter rückte den unglücklichen Schrank fort, und führte den Majoratsherrn ans Fenster, das er Luft schöpfen möchte. „Und wer fährt dort?" rief er; „der Tod sitzt auf dem Bocke, Hunger und Schmerz zwischen den Pferden; einbeinige und einarmige Geister fliegen um den Wagen, und fordern Arme und Beine von dem Grausamen zurück, der sie mit kannibalischer Begierde ansieht. Seine Ankläger laufen mit Geschrei hinter ihm drein; es sind die Seelen, die er vorzeitig der Welt entriß, — bester Vetter! ist denn hier keine Polizei?" — „Ich will den

Mann rufen, lieber Vetter, daß er Ihren Puls befühle," entgegnete der Vetter, „es ist unser bester Arzt und Chirurgus. Sie haben ihn gewiß an seinem schmalen, einsitzigen Wagen erkannt; sein Kutscher ist freilich mager, und seine Pferde abgetrieben, aber die den Wagen umflattern, sind Sperlinge, und die ihm nachbellen, Gassenhunde." „Nein," antwortete der Majoratsherr, „um Gottes Willen rufen Sie keinen Arzt! Wenn die meinen Puls fühlen, der immer in abwechselnden Takten sich bewegt, dann ganz stille steht, so schreien alle, ich sei schon gestorben; und am Ende haben sie recht, denn mich erhält nur der Gedanke einer guten Seele, die auch krank ist. Uebrigens habe ich Sie diesmal ohne Grund erschreckt, lieber Vetter, meine Worte drückten nur die Gefahr aus, worin sich der französische Adel befindet; ich bildete mir die Unruhe ein, die Frankreich in den alten Schlössern von den Geistern erfahren muß; Ihre Sammlung ist geistlos. Ich kann genau unterscheiden, was ich mit dem Auge der Wahrheit sehen muß, oder was ich mir gestalte; wirklich bin ich ein guter Beobachter meiner selbst, und die Physik der Geister war von je mein Lieblingsstudium."

Der Lieutenant der mit dieser Physik der Geister durchaus nichts zu thun haben mochte, brachte die Rede auf häusliche Einrichtungen. Der Majoratsherr erklärte, daß er nur wenig Aufwartung bedürfe, nur die wenigste um sich leiden könne, und deshalb sich selbst frisire und rasire, auch alle Dienerschaft entlassen habe. „Die Aufwärterin hier," sagte er, „ist eine herrliche Seele, sie trägt nicht mit Unrecht diesen Heil'genschein um ihr Haupt." — „Heil'genschein," brummte der Vetter vor sich; „das ist wohl das weiße Tuch, womit sie sich den Kopf eingebunden hat!" Dann sprach er laut: „Wenn Gott aus der eine Heil'ge schnitzeln wollte, die ginge wohl ganz in die Späne!" — Noch berichtete der Majoratsherr, daß er gewöhnlich bei Tage schlafe, und erst, wenn die Sonne im Sinken, aus dem Bette aufzustehen und seine stille Arbeit zu betreiben pflege, wogegen der Vetter heimlich brummte: „Davon kommt der Geisterspuk im Kopfe; er lebt ja wie die Nachteulen."

Nachdem das Abendessen eingenommen war, hatte sich der Vetter mit einer guten Nacht empfohlen. Auch die Aufwärterin war zu Bette gegangen, während der Majoratsherr sein großes Zimmer mit Wachskerzen tageshell erleuchtet hatte, um seine Bücher und Handschriften

auf- und abgehend mit gleicher Bequemlichkeit zu durchlaufen, und die Hauptarbeit seines Lebens, sein Tagebuch fortzuführen. Dieser glänzende Kerzenschein war eine neue Erscheinung für die Bewohner der Gegend, und die erste Unruhe, die er ihnen machte; denn bei der Sparsamkeit des Lieutenants mußten sie vermuthen, daß dort ein Feuer ausgebrochen sei. Als sie sich aber vor dem Hause sammelten, und die klagenden Töne einer Flöte durch das offene Fenster erschallen hörten, beruhigten sie sich wieder und freueten sich des neuen Lichts, das ihnen den Schmutz der Straße deutlich machte. Der Flötenspieler war der Majorathsherr, aber seine Töne sollten sich eigentlich zur Esther hinschwingen, die er am dunklen Fenster des Nebenzimmers belauschte, wie sie ihre Kleider abwarf, und im zierlichsten Nachtkleide vor einem eleganten Spiegeltische ihre Haare flocht. Der enge Bau jener Gasse, in welche die Balkenlagen jedes Stockwerks immer weiter hinausragten, um in den Zimmern noch etwas Raum zu gewinnen, brachte ihm ihr Fenster so nahe, daß er mit einem kühnen Sprunge zu ihr hinüber hätte fliegen können. Aber das Springen war nicht seine Sache; dagegen übte er die seltene Feinheit seines Ohres, das auf bedeutende Entfernuug ihm hörbar machte, was jedem Andern verhallte. Er hörte zuerst einen Schuß, oder einen ähnlichen Schlag; da sprang sie auf und las ein italiänisches Gedicht mit vielem Ausdruck, in welchem der Dienst der Liebesgötter bei einem Putztische beschrieben wurde, und gleich sah er unzählige dieser zartbeflügelten Gestalten das Zimmer beleben; sah, wie sie ihr Kamm und Bänder reichten, und ein zierliches Trinkgefäß; wie sie die abgeworfenen Kleider ordneten, Alles nach dem Winken ihrer Hände; dann aber, als sie sich in ihr Bett gestreckt, wie ein gaukelnder Kreis um ihr Haupt schwebten, bis sie immer blässer und blässer sich im Dampfe der erlöschenden Nachtlampe verloren, in welchem ihm dagegen die Gestalt seiner Mutter erschien, die von der Stirn des Mädchens eine kleine beflügelte Lichtgestalt aufhob und in ihre Arme nahm, — wie das Bild der Nacht, die das Kindlein Schlaf in ihrem Gewande trägt, — und in dem Zimmer bis zur Mitternacht damit auf- und niederschwebte, als wenn sie ihm die unruhigen Träume vertreiben wollte, es dann aber über den schwindelnden Straßenabgrund, dicht an das Auge des Staunenden trug,

der Esther's verklärte Züge in der Lichtgestalt deutlich erblickte, sie aber mit einem Schrei des Staunens unwiderruflich zerstreute. Denn mit diesem Schrei war er aus dem höhern Seelenzustande, aus dem Kern in die Schale zurückgesunken, und kein Wunsch führte ihm diesen seligen Anblick zurück. Er sah Esther in ihrem Bette nicht mehr liegen; ihr Zimmer war dunkel; nichts regte sich in der Gasse, als die Ratten, die eine muntere Jagd unter den Brücken der Gossen hielten, auch hustete die alte Vasthi mit hoher Pelzmütze aus einem Fenster, und fing an zu beten, als ein Stier in der Nähe ein heftiges Gebrüll erhob. Diesem Gebrüll ging der Majoratsherr im Hause nach, und erblickte durch ein Hinterfenster beim Schein des aufgehenden Mondes, auf grüner, mit Leichensteinen besetzter, ummauerter Fläche, einen Stier von ungeheurer Größe und Dicke, der an einem Grabsteine wühlte, während zwei Ziegenböcke mit seltsamen Kreuzsprüngen durch die Luft sich über sein Wesen zu verwundern schienen. Hier stand dem Majoratsherrn der Verstand still; diese schreckliche Wirthschaft auf einem Gottesacker empörte ihn, er klingelte der Aufwärterin. Sie erschien bald und fragte ihn: was er befehle? „Nichts, gar nichts," antwortete er; „aber was deutet dieser Spuk?" — Die Frau trat ans Fenster und sagte: „Ich sehe nichts als die Majoratsherren der Juden, das sind die erstgebornen Thiere, welche sie nach Befehle ihres Gesetzes dem Herrn weihen, die werden hier köstlich gefüttert, sie brauchen nichts zu thun; wenn sie aber ein Christ erschlägt, so thut er den Juden einen rechten Gefallen, weil er ihnen die Ausgabe spart." — „Die unglücklichen Majoratsherren," seufzte er in sich, „und warum haben sie Nachts keine Ruhe?" — „Die Juden sagen, daß einer aus der Sippschaft stirbt, wenn sie Nachts so wühlen am Grabe," antwortete die Frau; „hier, wo dieser wühlt, ist der Vater der Esther, der große Roßtäuscher, begraben." — „O Gott, nein!" rief er, und ging in den betrübtesten Gefühlen auf sein Zimmer, und suchte sich wieder mit heftigem Flötenspiel zu zerstreuen.

Endlich wurde es Tag; die großen Schatten der Häuser lagerten sich unter dem hellen Himmel, die Mägde sprangen frisch geschuht, als ob sie sich an diesem Tage durchaus nicht beschmutzen wollten, von einem trocknen Stein zum andern, die Schwalben dagegen kreuzten

hin zu dem köstlichen Bau-Mörtel, den ihnen der gestrige Regen bereitet hatte, und füllten damit alle Lücken der menschlichen Architektur. Auch an dem Fenster, das zu Esther blickte, hatten sich heute zwei von den zwitschernden Grauröcken eingefunden, und wollten ihr Nest gerade da ankleben, wo er durch die einzige helle Scheibe zu Esther hinblickte. Da stand der Majoratsherr zweifelnd, ob er sie stören, ob er alles abwarten solle, was ihm so bedeutend schien. Seine Sinnesart überwog für das Abwarten. Nun ihm Esther verborgen, konnte er sich an den lieben Geschöpfen, an ihrer Lust, an ihrem Fleiße nicht satt sehen, es war ihm zu Muthe, als ob er sich selbst da anbaue, als hange sein Glück davon ab, daß sie fertig würden, und ehe er sich zu Bette legte, sang er noch zu seiner Mandoline:

Die Sonne scheinet an die Wand,
Die Schwalbe baut daran;
O Sonne, halt nur heute Stand,
Daß sie recht bauen kann.
Es ward ihr Nest so oft zerstört,
Noch eh' es fertig war,
Und dennoch baut sie wie bethört;
Die Sonne scheint so klar!
So süß und thöricht ist der Sinn,
Der hier ein Haus sich baut; —
Im hohen Flug ist kein Gewinn,
Der fern aus Lüften schaut,
Und ging er auch zur Ewigkeit,
Er paßt nicht in die Zeit,
Er ist von ihrer Freudigkeit
Verschieden Himmelweit.

Den Abend, als er aufwachte, fand er den Vetter schon mit einem guten Abendessen in seinem Zimmer, auch sprach er von einer angenehmen Ueberraschung, die er ihm gemacht. — Deswegen führte er ihn in das Nebenzimmer, von wo er die Gasse beobachten konnte, und der Majoratsherr fand es mit Sopha und Stühlen, mit Schränken und Tischen geschmückt, auch war das Fenster gewaschen — aber die Schwalben waren herabgestoßen. „Meine guten schützenden Engel sind vertrieben," dachte der Majoratsherr. „Ich soll sie sehen, meinen Todesengel, soll den ganzen Traum durchleben, der mich plagte; denn

eins ist schon erfüllt, was ich im Schlafe sah." „Warum so traurig, Vetter?„ fragte der Lieutenant. „Ich habe unruhig geschlafen," antwortete der Majoratsherr, „und mir träumte von der Esther, sie sei mein Todesengel. Närrisches Zeug! Ihr Kleid hatte unzählige Augen, und sie reichte mir einen Schmerzensbecher, einen Todesbecher, und ich trank ihn aus bis zum letzten Tropfen!" — „Sie hatten Durst im Schlafe," sagte der Lieutenant. „Setzen Sie sich zum Essen, da steht guter Wein, ächter Ungar; ich habe ihn selbst gemacht aus Rosinen und schwarzem Brote, A propos, Sie müssen die gute alte Hofdame bald einmal besuchen; sie hat mich heute halbtodt gequält, daß ich Sie zu ihr bringe; sie wär' eine Freundin ihrer Aeltern." — „Dazu muß ich einen Tag leben; und ich verschlafe meine Tage viel lieber," antwortete der Majoratsherr. „Lassen wir das; nehmen Sie meinen Dank für die Ausschmückung des Zimmers! Eins möchte ich mir noch kaufen, seidene Vorhänge vor jenes Fenster; Sie haben die Fenster so hell poliren lassen, daß ich nicht mehr versteckt bin, wenn ich in die Gasse schaue." „Die finden Sie gleich unten bei der schönen Esther," rief der Vetter, „da können Sie ihre Bekanntschaft viel näher machen, als durch die Fensterscheiben. Alle unsere Majoratsherrn waren verliebter Complexion, Sie müssen keine Ausnahme machen, bester Vetter! Ich will Sie auch begleiten, damit Sie im Handel nicht betrogen werden, und daß Sie sich nicht abschrecken lassen, wenn das Mädchen sehr spröde thut."

So gingen beide, der Majoratsherr vom Lieutenant fortgezogen, in die Gasse, und der Letztere konnte sich eines Schauers nicht erwehren; ihm war's, als wären die hohen hölzernen Häuser nur aus Pappdeckeln zusammengebaut, und die Menschen hingen wie ein Spielzeug der Kinder an Fäden, und regten sich, wie es das Umdrehen der großen Sonnenwalzen geboten. Jetzt fingen sie an, ihre Läden zu schließen, räumten auf, zählten den Gewinn, und der Majoratsherr wagte in dem Lärmen, in dem Dufte nicht aufzublicken.

„Hier, hier!" rief der Lieutenant. Und der Majoratsherr wollte eben in einen Laden treten, als er statt der Esther ein grimmig Judenweib, mit einer Nase wie ein Adler, mit Augen wie Karfunkel, einer Haut wie geräucherte Gänsebrust, einem Bauche wie ein Bürgermeister,

darin erblickte. Sie hatte sich ihm schon mit ihren Waaren empfohlen, und gefragt, ob sie auf sein Zimmer kommen solle, sie wolle ihm das Schönste zeigen, auch wenn er keine Elle kaufen möchte; denn er sei ein schöner Herr! — Schon wollte er eintreten, als der Lieutenant ihn am Rock zupfte, und zuflüsterte: „Hier im andern Laden ist die schöne Esther!" — Da wendete er sich fort, und sagte verlegen: er wolle nichts kaufen, er hätte sich nur nach einem Komödienzettel an der Ecke umgesehen, und mit diesen Worten wandte er sich nach dem Nebenladen, wo er Esther zu sehen erwartete. Aber die alte Jüdin ließ ihn noch nicht los. Sie rief eifrig: „Junger Herr! hier im Winkel ist auch ein Zettel, ich habe vielleicht auch einen im Laden! Treten Sie ein, ich habe auch den Zettel von den spanischen Reitern!" Der Majoratsherr ward dadurch gestört und blickte sich um; erschrak aber, daß die Jüdin einen schwarzen Raben auf dem Kopfe trug, und verweilte. Unterdessen hatte der Lieutenant schon ein Gespräch mit Esther angeknüpft, welche ihm ohne Zudringlichkeit Bescheid gegeben. Dieser zog den Majoratsherrn in den Laden der Esther, und nun erschallte hinter ihm ein fürchterliches Rabengekrächze aus dem Munde der alten Jüdin. In halb hebräischen Schimpfreden, und im verzerrtesten Judendialekt zeihte sie die arme Tochter der Unkeuschheit, mit der sie Christen in ihren Laden locke, um ihrer eigenen Mutter den Verdienst zu rauben, und verfluchte sie dabei zu allen Martern. Endlich ließ der Athem des wüthenden Weibes nach, der trotz der warmen Luft, wie im Winter geraucht hatte, und sie hetzte vergeblich ein Paar vorübergehende kleine Buben auf, daß sie ihr sollten schimpfen helfen, wofür sie ihnen Kuchen versprach. Esther glühte vor Schamröthe, aber sie erwiederte nichts. Endlich lief die Alte fort, weil ein Käufer kam. Der Majoratsherr fragte, wer die grimmige Alte mit dem Raben auf dem Kopfe gewesen? — „Meine Stiefmutter," antwortete Esther, „haben Sie vielleicht das schwarze Tuch mit den langen Zipfeln für einen Raben angesehen?" — Der Klang der Stimme schien dem Majoratsherrn nun erst bekannt, nun er sie so nahe hörte; noch deutlicher als aus dem Fenster durchdrang ihn die Aehnlichkeit mit seiner Mutter. Esther war nicht frischer, aber jugendlicher; eine schmerzliche Blässe hatte das zarte Antlitz, selbst die feingeformten Lippen, wie ein schädlicher Frühlings-

nebel überzogen; auch ihre Augen schienen dem Lichte zu schwach, und verengten sich unwillkürlich, wie Blumen gegen Abend die Blätter um ihren Sonnenkelch zusammenziehen. Während sie mit Eilfertigkeit seidne Zeuge entrollte, suchte sie der Lieutenant in ziemlich ungeschickter Art zu trösten, indem er ihr die Hoffnung zusicherte, ihre Stiefmutter werde bald sterben. — „Ich wünsche ihr langes Leben," antwortete die Gute; „sie hat noch Kinder, für die sie sorgen muß. Wer weiß, wer zuerst den bittern Tropfen des Todesengels kosten muß! Ich fühle mich heute in allen Nerven so gereizt und schwach." Der Majoratsherr meinte einen Todesengel nicht nur fliegen zu sehen, sondern auch sein Flügelsausen zu hören. „Wie schrecklich seine Flügel sausen!" — Aber Esther sprang nach einer Hinterthür, schlug sie zu, und entschuldigte sich wegen des heftigen Zuges; ihr kleiner Bruder habe die Thür offen gelassen.

Der Majoratsherr wählte unter den Zeugen, fragte aber nach einer Farbe, die nicht im Vorrathe war. Gleich sprang Esther zu ihrer Mutter nach dem andern Laden, und diese brachte mit fröhlichem Antlitz den verlangten Stoff, als ob der Gewittervorhang mit einem Hauche fortgezogen worden wäre. Der Lieutenant wollte viel abdingen; aber der Majoratsherr warf das Geld hin, was verlangt worden. Da gab ihm Esther einige Thaler heraus, denn so viel betrüge ihr Vorschlag; darüber fing die Mutter wieder an zu wettern, aber diesmal ganz hebräisch. Als Esther wieder geduldig die Augen niederschlug, antwortete der Lieutenant ihr auf Hebräisch, so daß die Alte, ganz erstaunt über seine seltene Fertigkeit, das Feld räumte und sich in ihr Schneckenhaus verkroch. Esther schien sich darüber noch mehr zu kränken, als über den Schimpf, den sie erdulden müssen, und der Majoratsherr zog aus Schonung den Vetter, der schon Triumph ausrufen wollte, mit sich fort, indem er zugleich das seidene Zeug unter dem Arme selbst forttrug.

Zu Hause fragte er den Lieutenant, woher er das Hebräische wisse? — „Das brauchte ich zu meinem Verkehr mit den Juden," antwortete er, „und was es mir kostet an Büchern und Lehrmeistern, hat es mir reichlich wieder eingebracht, denn ich konnte nun alle ihre Heimlichkeiten verstehen. Sehen Sie, Vetter, in dem Schranke sind lauter

jüdische Sagenbücher, und Beschreibung ihrer Sitten und Gebräuche. Wissen Sie, was die alte zuletzt sagte? Sie freue sich darauf, wenn Esther stürbe, da würde es eine schöne Auktion geben! Wirklich ist sie auch aus dem Nachlasse ihres Vaters mit allen eleganten Möbeln versorgt, und die Leute erzählen, weil nun die feinen Herren nicht mehr, wie bei ihres Vaters Lebzeiten, zu ihr kommen, daß sie sich Abends prächtig anputze, und Thee mache, als ob sie Gesellschaft sehe und dabei in allen Sprachen rede." — Aber der Majoratsherr hörte wenig mehr darauf, denn er war mit ganzer Seele über die Sagenbücher hergefallen. Der Lieutenant wünschte ihm gute Nacht, und kaum hatte er ihn verlassen, so sah der Majoratsherr beim Lesen der alten Bücher in seinem Zimmer alle Patriarchen und Propheten, alle Rabbinen und ihre wunderlichen Geschichten aus den Sagebüchern hervorgehen, daß die Stube zu eng schien für die ungeheure Zahl. Aber der Todesengel schlug sie endlich alle mit seinen Flügeln hinweg, und er konnte sich nicht satt lesen an seiner Geschichte: „Lilis war die Mitgeschaffene Adam's, im Paradiese; aber er war zu scheu und sie zu keusch, und so gestanden sie einander nie ihr Gefühl, und da erschuf ihm der Herr im Drange seines Lebens ein Weib aus seiner Rippe, wie er es sich im Schlafe träumte. Aus Gram über diese Mitgenossin ihrer Liebe floh Lilis den Adam, und übernahm nach dem Sündenfalle des ersten Menschen das Geschäft eines Todesengels, bedroht die Kinder Edens schon in der Geburt mit Tod, und umlauert sie bis zu dem letzten Augenblicke, wo sie den bittern Tropfen von ihrem Schwert ihnen in den Mund fallen lassen kann. Tod bringt der Tropfen, und Tod bringt das Wasser, in welchem der Todesengel sein Schwert abwäscht."

Unruhig lief der Majoratsherr bei diesen Worten im Zimmer umher, dann sprach er heftig: „Jeder Mensch fängt die Welt an, und jeder endet sie. Auch ich liebte scheu und fromm, eine keusche Lilis, sie war meine Mutter; in ihrer ungetheilten Liebe ruhte das Glück meiner Jugend. Esther ist meine Eva, sie entzieht mich ihr, und giebt mich dem Tode hin!" — Er hielt es nicht aus bei dem Anblick des Todesengels, den er immer hinter sich lauernd zu schauen glaubte; er eilte auf die Straße im Mantel verhüllt, um sich an dem Nachhall des Tages zu zerstreuen. Endlich setzte er sich ermüdet hinter das

Fußgestell einer Bildsäule, die in der Nische eines hohen Hauses stand, und sah den eiligen Läufern zu, die mit Fackelglanz einem rollenden Wagen vorleuchteten; die Lilis zog hinter ihm her. Jubelnde Gesellen zogen lärmend aus der Trinkstube nach Hause, und klapperten noch mit den Nägeln gegen die Saiten, die sie so lange hatten schwingen lassen; aber auch ihnen zog der Todesengel nach, und — blies sie an aus einem Nachtwächterhorn. Und es wurden der Todesengel so viele vor seinen Augen, daß sie zu einander traten, und paarweis wie Liebende neben einander gingen in traulichen Gesprächen. Und er horchte ihnen zu, damit er wüßte, wie er zu Esther reden müsse, um ihr seine Liebe kund zu thun. Aber die Liebenden wurden von den Geschäftigen verdrängt, und er mochte nicht eher zuhören, bis ihm die Stimme der Vasthi auffiel, die mit einem alten Rabbiner vorüber ging und ihm sagte: „Was soll ich die Esther schonen; ist sie doch nicht das Kind meines Mannes, sondern ein angenommenes Christenkind, der er den größten Theil seines Geldes zugewendet hat.“ „Sei Sie still,“ sagte der Rabbiner, „weiß Sie denn, wie viel der Mann mit dem Kinde bekommen hat? Alles. Er hatte nichts, und konnte damit anlegen großen Handel. Was kann das Mädchen dafür, daß ihm sein Geld ist gestohlen worden?“ — Hier kamen sie ihm aus dem Bereich seines scharfen Gehörs, er eilte ihnen nach, aber sie hatten sich schon in irgend ein Haus begeben. Auch hier war er wie gewöhnlich zu spät zu einem Entschluß gekommen, doch war ihm der Fingerzeig seltsam bedeutend, und führte ihn sinnend in sein Haus.

Als er sich kaum ein Paar Minuten ausgeruht hatte, hörte er einen Schuß, er sah zum Fenster hinaus, aber Niemand schien es gehört zu haben. Beruhigt rückt er auf seine Warte am Fenster, und wagte es, einen Fensterflügel zu öffnen, so daß er noch genauer, als die Nacht vorher, das Zimmer der schönen Esther übersehen konnte. — Da hatte sich vieles verändert, die Kappen der Stühle waren abgenommen, und sie glänzten in weißem Atlas, um einen prachtvollen Theetisch, auf welchem eine silberne Theemaschine dampfte. Esther schüttete wohlriechendes Wasser auf eine glühende Schippe, dann sprach sie in die Luft: „Nanni, es ist die höchste Zeit, daß ich meine Locken mache, meine Gäste müssen bald kommen.“ Esther antwortete darauf

mit veränderter Stimme: „Gnädiges Fräulein, es ist alles bereit." — Im Augenblicke des Worts stand eine zierliche Kammerjungfer vor Esther, und half ihr die Locken ausziehen und ordnen. Dann reichte sie Esther den Spiegel, und diese klagte: „Gott, wie bin ich bleich! Hat es denn nicht Zeit mit dem Erbleichen, bis ich todt bin? Du sagst, ich soll mich schminken. Nein, dann gefalle ich dem Majoratsherrn nicht, denn er ist auch blaß wie ich, gut wie ich, unglücklich wie ich; wenn er nur heute käme, die Gesellschaft macht mir ohne ihn keine Freude."

Nun war alles im Zimmer geordnet, und Esther, sehr elegant angezogen, legte einige schön gebundene englische Bücher aufs Sopha, und begrüßte auch englisch das erste Nichts, dem sie in ihrer Gesellschafts-Komödie die Thür öffnete. Kaum antwortete sie englisch in seinem Namen, so stand da ein langer finsterer Engländer vor ihr, mit der Art Freiheit und Anstand, die sie damals vor allen Nationen in Europa auszeichnete. Mit solchen Luftbildern von Franzosen, Polen, Italienern, endlich auch mit einem kantischen Philosophen, einem deutschen Fürsten, der Roßhändler geworden, einem jungen aufgeklärten Theologen, und einigen Edelleuten auf Reisen, belebte sich der Theetisch. Sie war in einer unerschöpflichen Bewegung durch alle Sprachen. Es entspann sich ein Streit über die Angelegenheiten Frankreichs. Der Kantianer demonstrirte; aber der Franzose wüthete. Sie suchte sehr gewandt die Streitenden auseinander zu halten, und schüttete endlich, als ob sie angestoßen wäre, eine Tasse heißen Thee dem Kantianer auf die Unterkleider, um eine Diversion zu machen. Das gelang auch; es wurde entschuldigt, abgewischt, und sie versicherte, den Tritt des Majoratsherrn zu hören, eine neue Bekanntschaft, die sie erst jetzt gemacht, ein ausgezeichneter junger Mann, der Frankreich erst kürzlich verlassen habe, und jene streitigen Fragen am besten beantworten könne. — Bei diesen Worten durchgriff eine kalte Hand den Majoratsherrn. Er fürchtete, sich selbst eintreten zu sehen; es war ihm, als ob er wie ein Handschuh im Herabziehen von sich selbst umgekehrt würde. Zu einer Beruhigung sah er gar nichts auf dem Stuhle, den Esther ihm hinrückte, aber den andern Mitgliedern der eleganten Gesellschaft mußte sein Ansehen etwas Unheimliches haben, und während Esther zu ihm

flüsterte, empfahlen sich diese, einer nach dem andern. Als alle sich entfernt hatten, sprach Esther lauter zu dem leeren Stuhle: „Sie haben mir in aller Kürze gesagt, ich sei nicht, was ich zu sein — scheine, und ich entgegnete darauf, daß auch Sie nicht sind, was Sie scheinen." Darauf antwortete Esther, indem sie, zum Staunen des ansprechenden Majoratsherrn, seine Stimme täuschend nachahmte: „Ich will mich erklären: Sie sind nicht die Tochter dessen, den die Welt als Ihren Vater nennt, Sie sind ein geraubtes Christenkind, Ihren wahren Eltern, Ihrem wahren Glauben geraubt, und mein Entschluß, Sie dahin zurück zu führen, hat mich bestimmt, Ihnen meine Aufwartung zu machen. Erklären Sie sich mir jetzt auch deutlicher." Esther: „Es sei. Ich bin Sie und Sie sind ich; sollte aber die Sache wieder in Ordnung gebracht werden, so zweifle ich, daß ich dabei gewinnen kann, Sie aber verlören unglaublich viel, und nur der schreckliche rothnasige Vetter würde zu einer schwindelnden Höhe erhoben."

Sie schwieg und flehte sich selbst mit der Stimme des Majoratsherrn an, weiter zu reden, denn eine Aehnlichkeit mit der geliebten Mutter enthülle ihm nun halb das Geheimniß. — Dann fuhr sie fort: „Ist Ihnen denn der Eigensinn eines alten Majoratsherrn, der von seinem Vetter, dem Lieutenant, mehrmals gekränkt worden, einem eigenen Sohn die geliebten Reichthümer überlassen möchte, so geheimnißvoll? Nehmen Sie an, daß die Erfüllung dieser Hoffnung ihm nahe bevorstand, daß seine Frau in Wochen kommen sollte, daß ihr aber die Furcht quälte, die Geburt eines Mädchens könne alles vereiteln. Wenn diese oft geäußerte Furcht eine listige Hofdame benutzt, um ihm einen Knaben aufzuschwatzen, den sie eine Woche früher ins Geheim geboren, bedarf es da mehr, als einer oft bestochenen Hebamme, wenn nun die Furcht erfüllt wird, und ich statt eines Knaben geboren werde? Ich werde einem dienstbaren Juden überliefert, der außer dem Vortheil, auch seiner Religion dadurch etwas zuzuwenden hofft. Haben Sie Nathan den Weisen gelesen?" Majoratsherr: „Nein!" — Esther: „Nun gut, Sie werden der Mutter an die Brust gegeben, wie die Nachtigall auch Kukukseier ausbrütet; doch es versteht sich, ohne etwas Böses damit sagen zu wollen. Und daß

ich dies alles weiß, danke ich der Sterbestunde meines Pflegevaters; er versicherte mir noch dabei, daß jenes Kapital, was er mir zurücklasse, mehr betrage, als was ich nach der Stiftung des Majorats fordern könne; er habe aber wohl das Dreifache vom alten Majoratsherrn empfangen, um das Geheimniß zu bewahren, es sei die Grundlage seines großen Handelverkehrs geworden. Sie verstummen, Sie zweifeln, was zu thun sei? Sie verfluchen die Eitelkeit des männlichen Geschlechts, seinen Namen allein in Ansehen erhalten zu wollen? Aber was ist zu thun? Lassen Sie den alten lächerlichen Vetter Ihres Reichthums mit froh werden, wie Sie schon jetzt gethan; meine Bahn ist bald durchlaufen, und ich ertrage keinen großen Wechsel der Witterung. Aber Sie lieben mich, sagen Sie. Ach, ich habe Ihre Augen beim ersten Blick verstanden; aber unsre Liebe ist nicht von dieser Welt; diese Welt hat mich mit aller ihrer Thorheit zerstört. Freund, nicht alle Männer meinten es mit mir so ehrlich wie Sie, und sie umstrickten mich mit jeder Eitelkeit des kindischen Verstandes. Scheiden wir für heute, denn es kostet mir Viel, Ihnen zu sagen, daß ich Ihnen kein ganzes Herz mehr schenken kann; es brach, es ging in Stücken, und nur dort heilt sich der Riß." — Bei diesen Worten verfinsterte eine Thränenfluth die Augen des Majoratsherrn. Als er aufblickte, lag Esther, nachdem sie das Nachtlicht ausgelöscht, in ihrem Hemdchen im Fenster, und athmete heftig die kalte Nachtluft ein; dann ging sie zu Bette, und er setzte sich zu seinem Tagebuche, um alles Wunderbare, so treu er vermochte, aufzuzeichnen.

Gegen Mittag kam der Vetter, wie gewöhnlich, vor sein Bette, und fragte ihn, ob er nicht endlich Lust habe, die Hofdame zu besuchen. Der Majoratsherr überraschte ihn mit einem vernehmlichen Ja, hätte aber gern hinzugefügt, daß er lieber allein den Besuch gemacht hätte. Er kleidete sich schnell an, und machte sich mit dem Vetter auf den Weg, der sich darüber freute, daß sie jetzt gewiß noch allein sei. Wie sie sich dem Hause näherten, pochte dem Majoratsherrn das Herz. „Was ist das für ein schrecklich großer Menschenkasten dort," fragte er, „mit den Spiegelscheiben? In dieser Nische habe ich einmal Nachts hinter der Statue in der Nische gesessen!" — „Kennen Sie noch nicht Ihr eignes Majoratshaus?" fragte der Vetter. „Da ließe es sich

besser wohnen, als in meinem kleinen Neste!" — „Bewahre der Himmel," antwortete der Majoratsherr; „ich wollte, daß ich es nie gesehen hätte; die großen Steine scheinen mit Hunger und Kummer zusammengemauert." — „Freilich, der es baute, hat sich kaum satt zu essen gewagt, und Ihr Vater war nicht auf sonderliche Ausgaben eingerichtet, hat mir einmal, als ich knapp von einem Tage zum andern lebte, einen Prozeß gemacht, weil ich eine Schneiderrechnung, die er für mich ausgelegt, am festgesetzten Tage ihm nicht wiedergezahlt hatte." — „Gott, das ist hart," sagte der Majoratsherr, „das kann den Erben keinen Segen bringen!"

Unter solchen Gesprächen waren sie in das Vorzimmer der Hofdame getreten, die darum bitten ließ, daß die Herren eine halbe Stunde warten möchten, sie hätte noch einige Worte zu schreiben. Der Vetter sah an seiner Uhr, daß er nicht so lange warten könne, wegen seines regelmäßigen Spatziergangs, und ließ den Majoratsherrn allein. Diesem ward sehr unheimlich in dem Zimmer. Der schreiende Laubfrosch auf der kleinen Leiter schien von einem fatalen Geiste beseelt; auch die Blumen in den Töpfen hatten kein recht unschuldiges Ansehen; aus dem Potpouri glaubte er ein Dutzend abgelebte Diplomaten heraufhorchen zu sehen. Aber mehr als Alles, quälte ihn der schwarze Pudel; obgleich sich dieser vor ihm zu fürchten schien; er hielt ihn für eine Incarnation des Teufels. Als nun endlich die Hofdame wie ein chinesisches Feuerwerk mit dem steifem Wechsel ihrer Farben aus dem andern Zimmer hervortrat, da vergingen ihm fast die Sinne, denn ihm stand's vor der Seele, daß die Abscheuliche seine Mutter sei. „Mutter," sagte er, und sah sie scharf an, „Deinem Sohn ist sehr wehe!" Er dachte sie würde erschrecken, ihn für einen Thoren erklären; aber sie setzte sich ruhig zu ihm und sagte: „Sohn, Deiner Mutter ist sehr wohl." Sie wollte ihm ein emaillirtes großes Riechfläschchen reichen, aber er scheute sich davor, und sagte: „Da seh ich eine Seele eingesperrt!" Sie legte es bei Seite und sagte, „Wenn darin eine Seele, so ist es die Seele Deines Vaters, des Schönen; ich reichte es ihm, als er vom Lieutenant, dem Vetter, durchstochen ward, im unerwarteten Zweikampf vor meiner Thüre." — „Ich lebe mit dem Mörder meines Vaters unter einem Dache, und Du bist seine geliebte Freundin?" — „Du

weißt zu viel mein Sohn," fuhr sie fort, „als daß Du nicht Alles wissen solltest, wie viel Du mir zu danken, was ich für Dich gethan habe. Dein Vater hieß der schöne ..... in der ganzen Stadt; dieser Ruf machte, daß ich gegen ihn alle Vorsicht vergaß. Unser Liebeshandel blieb zwar heimlich aber bei den Folgen, die ich trug, mußte ich auf Verbannung vom Hofe gefaßt sein, wenn ich diese Folgen nicht verheimlichen könnte, nachdem Dein Vater erstochen war, ehe er sein Versprechen, mich zu heirathen, erfüllen können. Das gelang mir." — „Ich weiß es." — „Und zugleich rächte ich Deinen Vater an seinem Mörder, indem ich Dir das Vermögen zuwandte, was jenem mit allem Rechte zugefallen wäre. Ich that noch mehr. Durch meinen Einfluß am Hofe hemmte ich jeden seiner Versuche, sich in Ehren fortzuarbeiten, und erhielt ihn dabei in den Netzen meiner Reize. Weder seinem Verstande, noch seinem Muthe wurde gerechte Anerkennung; so veraltete er in sinnlosem Treiben und quälenden Nahrungsspekulationen, ein lächerliches Spottgesicht aller Welt, während die ältern Leute noch mit Entzücken von der Schönheit Deines Vaters reden, ihn noch als Sprüchwort brauchen, um Schönheit zu bezeichnen. Wenn ich Dich in Deinem Reichthum edel, sorgenfrei aufgewachsen sehe, allem Höherem zugewendet, und den Vetter denke, wie er da täglich unter schielenden Seitenblicken der Alten, und mit Hohnlachen der Gassenbuben in lächerlichen Hahnentritten vor meinem Fenster vorübertrippelt, oder Sonntags meinen Hund kämmen muß, dann fühle ich, daß ich Deinen Vater gerächt, ihm ein rechtes Todtenopfer gebracht habe. Oder soll ich noch mehr thun, um den Vetter zu kränken, soll ich ihn heirathen, ihn in seinem Stundenlauf durch die Stadt stören, seine Wappensammlung zusammenwerfen?" — Der Majorathsherr hatte auf das Alles nicht gehört; sonst möchte sein Widerspruch sie früher unterbrochen haben. Er sprach halbträumend in sich hinein: „Also ward ich der Edlen nur als ein Dieb an die Mutterbrust gelegt. Und wo ist das unglückliche Kind, das meinetwegen verstoßen wurde? Ich weiß es, Esther ist es; die unglückliche, geistreiche, von der Gemeinheit der Ihren, von dem Fluch ihres Glaubens niedergebeugte Esther!" — „Darüber kann ich Dir keine Antwort geben," sagte die Hofdame, „der alte Majoratsherr allein führte die Sache aus; ich war beruhigt,

als ich Dich aus der Schande unehlicher Geburt zu dem glänzendsten Schicksale erhoben sah. Du dankst mir nicht dafür!" — Er saß in sich versunken und hörte nicht, sondern sprach halblaut: „Ich sollte reich sein auf Unkosten eines Armen? Hab' ich nicht manches gelernt, was mir einen Unterhalt verschaffen kann? Ich spiele mehrere Instrumente, so fertig wie irgend einer; ich male, ich kann in mancher Sprache Unterricht geben. Fort mit der Sündenlast des Reichthums; sie hat mich nie beglückt!" — Die Hofdame hörte ihm aufmerksam zu und sprach mit ihrem Pudel, der seine Vorderpfoten auf ihre Kniee stützte und ihr ans Ohr den Kopf ausstreckte, dann nahm sie die Hand des Majoratsherrn und sagte: „Du bist Deiner Mutter wenigstens Gehorsam schuldig, und was ich fordere ist nicht unbillig; nur vierundzwanzig Stunden bewahre das Geheimniß Deiner Geburt, und schiebe jeden Entschluß auf, den es in Dir erregen könnte; darauf gieb mir Hand und Wort!" — Der Majoratsherr war froh, daß er in vierundzwanzig Stunden zu keinem Entschluß zu kommen brauchte, schlug ein, küßte die Hand, empfahl sich ihr und eilte nach Hause, um zu einer ruhigen Fassung zu gelangen.

Aber eine neue Veranlassung zur tiefsten Beunruhigung seines Gemüths mußte er dort vorfinden. Er sah vor dem Hause der Esther eine große Versammlung von Juden und Jüdinnen, die heftig mit einander redeten. Weil er sich nicht darunter mischen wollte, so ging er in sein Haus und befragte die alte Aufwärterin. Sie berichtete ihm, daß der Verlobte der schönen Esther vor einer Stunde ganz zerlumpt von einer Reise nach England zurückgekommen sei; er habe alles das Seine verloren. Die alte Vasthi habe ihm hierauf erklärt, daß er ihre Schwelle nicht betreten, an ihre Stieftochter nicht denken solle; aber Esther habe laut versichert, daß sie gerade jetzt ihre Zusage erfüllen wolle, den Unglücklichen zu heirathen, weil er Ihrer bedürfe, sonst hätte sie wegen ihrer Kränlichkeit das Verlöbniß aufgelöst. Darüber sei eine schreckliche Wuth der Mutter Vasthi ausgebrochen, die kaum durch das Zwischentreten der ältesten Nachbarn beschwichtigt worden sei. Jedermann gebe ihr laut Schuld, daß sie nicht aus Vorsorge für die Stieftochter, sondern aus Verlangen sie zu beerben, weil sie sehr kränklich, die Heirath zu hindern suche.

So war nun ein Mittel der Ausgleichung, wenn er selbst, der Majoratsherr, die verstoßene Esther geheirathet hätte, fast verloren und seine Neigung schien ihm jetzt sträflich. Er sah Esther, die bleich und erstarrt, wie eine Todte auf ihrem Sopha lag, während der Verlobte, ein jammervoller Mensch, ihr seine unglücklichen Begebenheiten erzählte. Es wurde Licht angezündet; sie schien sich zu erholen, tröstete ihn, versprach ihm ihren Handel zu überlassen, wenn sie verheirathet wären, aber er dürfe dann nie ihr Zimmer betreten. Er beschwor alle Bedingungen, die sie ihm machen wolle, wenn sie ihn aus dem Elend reißen und vor dem Zorn der grausamen Vasthi bewahren wolle. „Sie ist der Würgengel, der Todesengel," sagte er, „ich weiß es gewiß; sie wird Abends gerufen, daß die todten Leute nicht über Nacht im Hause bleiben müssen, und saugt ihnen den Athem aus, daß sie sich nicht lange quälen und den Ihren zur Last fallen. Ich hab's gesehen, als sie von meiner Mutter fortschlich, und als ich ans Bette kam, war sie todt; ich hab' es gehört von meinem Schwager; es darf nur keiner davon reden. Es ist eine Sache der Milde; aber ich scheue mich davor." Esther suchte es ihm auszureden, endlich sagte sie: „Bedenk er sich wohl! Wenn er sich allzusehr vor ihr fürchtet, so heirathe er mich nicht. Mir ist es einerlei, ich thue es nur, um ihn aus dem Elend zu retten; das bedenk er sich, und geh er, und laß er mich allein. Der Verlobte ging. Kaum war er fort, so stand Esther mit Mühe auf, erschrak, als sie sich im Spiegel erblickte, und rang die Hände.

Der Majoratsherr beschauete den schmalen Raum, der sie trennte; er glaubte, sie trösten zu müssen. Aber ehe er entschlossen, ob er sich einen kühnen Sprunge hingeben, oder durch ein Brett beide Fenster in aller Sicherheit vereinigen könnte, hörte er, wie alle Abende, einen Schuß, und es überfiel der gesellige Wahnsinn die schöne Esther schon wieder. Sie schlüpfte mit Eil in ein kurzes Ballkleid, und warf darüber einen feuerfarbenen Maskenmantel, nahm auch eine Maske vor und so erwartete sie die übrigen Masken zu dem Balle. Es ging wie am vorigen Tage, nur viel wilder. Groteske Verkleidungen, Teufel, Schornsteinfeger, Ritter, große Hähne schnarrten und schrieen in allen Sprachen, er sah die Gestalten, so wie ihre Stimme sie belebte. Sie war schlagend witzig gegen alle Angriffe, die sie sich selbst machte,

und scheute in diesen Spottreden keine ihrer Schwächen, die sie je gehabt hatte; aber sie wußte auch von Allem die beste Seite zu zeigen. Nur einer Maske wußte sie nichts zu antworten, die ihr vorwarf, so nahe ihrer Hochzeit solchen Leichtsinn zu treiben. „Nennen sie dieses Almosen, das ich dem armen Jungen reiche, keine Hochzeit. Ich bin verlassen; der Majoratsherr wird sich immerdar zu lange in Unschlüssigkeit bedenken, ehe er etwas für mich thut, meine Pulse schlagen bald die letzte Stunde, kurz David tanzte vor der Bundeslade, und ich tanze dem höheren Bunde entgegen." Bei diesen Worten ergriff sie die Maske und raste einen schnellen Walzer, welchem Beispiel die andern Masken folgten; während ihr Mund mit seltener Fertigkeit Violinen, Bässe, Hautboen und Waldhörner, tanzend nachzuahmen wußte. Kaum war dieser allgemeine Tanz geendet, so wurde sie angefleht, die Fandango zu tanzen. Sie warf die Maske und auch das Ballkleid von sich, ergriff die Kastanietten uud tanzte mit einer Zierlichkeit den zierlichsten Tanz, daß dem Majoratsherrn alle andere Gedanken in Wonne des Anschauens untergingen. Als ihr nun alle für diese Kunst ihren Dank zollten, und sie nur mit Mühe wieder zu Athem kam, sah sie mit Schrecken einen kleinen Mann eintreten, den auch der Majoratsherr, sobald sie ihn genannt, in einer sehr abgetragenen Maske die Herren begrüßen sah. „Gott das ist mein armer Bräutigam," sagte sie, „der will mit seinen Kunststücken Geld verdienen." Diese armselige Maske trug einen kleinen Tisch und Stuhl auf dem Rücken, empfahl seine Kunststücke, ließ einen Teller umhergehen, um für sich einzusammeln, und eröffnete den Schauplatz mit sehr geschickten Kartenkünsten; dann brachte er Becher, Ringe, Beutel, Leuchter und ähnliche Schnurrpfeifereien vor, mit denen er das größte Entzücken in der ganzen Gesellschaft erregte. Zuletzt sprang er in einem leichten weißen Anzuge, doch wieder maskirt, wie eine Seele aus dem schmutzigen Maskenmantel heraus, und versicherte, mit seinem Körper seltsame Kunststücke machen zu wollen, legte sich auf den Bauch und drehte sich wie ein angestochener Käfer umher. Aber Esther faßte einen so gräßlichen Widerwillen gegen ihn in dieser Verzerrung, daß sie mit zugehaltenen Augen in Krämpfen auf ihr Bette stürzte. Im Augenblicke waren dem Majoratsherrn alle Gestalten verschwunden;

er sah die Geliebte, die Unterdrückte im schrecklichsten Leiden verlassen; er beschloß, zu ihr zu eilen. Er sprang die Treppe hinunter, aber er fehlte die Thür, und trat in ein Zimmer, das er nie betreten. Und ihm und seiner Laterne entgegen drängten sich ungeheure gefiederte Gestalten, denen rothe Nasen, wie Nachtmützen über die Schnäbel hingen. Er flieht zurück und steigt zum Dache empor, indem er sein Zimmer sucht. Er blickt umher in dem Raume, und still umsitzen ihn heilige Gestalten, fromme Symbole, weiße Tauben; und das Gefühl, wie er zwischen Himmel und Hölle wohne, und die Sehnsucht nach dem himmlischen Frieden, dessen Sinnbilder ihn umgaben, stillte wie Oel die Sturmeswelle, die ihn durchbebte, und eine Ahnung, daß er ihm nahe, daß es seiner auf Erden nicht mehr bedürfe, drängte seine aufglimmende Thätigkeit für Esther wieder zurück.

Doch diesem höheren Traum stellte sich die Wirklichkeit mit spitzer Nachtmütze, einen bunten Band darum gebunden, eine Brille auf der rothen Nase, einen japanischen bunten Schlafrock am Leibe, mit bloßem Schwerte entgegen; natürlich der Vetter, der von dem Geräusch im Hause erwacht, den Majoratsherrn mit den Worten begrüßte: „Sind Sie es, lieber Vetter, oder Ihr Geist?" — „Mein Geist," antwortete der Majoratsherr verlegen, „denn kaum weiß ich, wie ich hier unter die Engel versetzt bin." „Kommen Sie in Ihr Zimmer zurück," entgegnete der Vetter, „sonst verlassen die Tauben ihre Eier; meine Puthhähne unten wollen sich ohnehin nicht zufrieden geben; Sie waren gewiß auch dort, ich konnte mir dieses Treppensteigen, den Lärm bei den Thieren nicht anders erklären, als daß ein Dieb von der Judengasse eingestiegen sei. Nun ist es mir nur lieb, daß Sie es sind. Vielleicht etwas mondsüchtig, lieber Vetter? Das weiß ich zu curiren." — Unter solchen Gesprächen führte er den Majoratsherrn in sein Zimmer zurück. Dieser aber faßte den Entschluß, dem Vetter zu erzählen, daß er Esther in Krämpfen ganz verlassen aus seinem Fenster gesehen habe, und daß er, in der Eil, ihr zu Hülfe zu kommen, die Thüren verfehlt habe. — „Welch ein Glück," rief der Vetter, „denn wenn die Thüren der Gasse offen gewesen, Sie wären nicht ohne Unglück oder Schimpf hinaus gekommen." — Der Majoratsherr war an das Fenster gegangen und sagte: „Sie scheint jetzt zu schlummern

der schreckliche Anfall ist vorüber.“ Der Lieutenant erzählte aber weiter: „Vor einem Jahre hätten Sie die Esther sehen sollen, da war sie schön; da kam der Sohn eines Regiments-Cameraden vom Lande hieher unter die Dragoner. Er war das einzige Gut der Mutter, seitdem der Vater in einem Scharmützel geblieben; denn die sind oft gefährlicher als die großen Schlachten. Ich sah es, wie sie ihm das letzte Hemde zu seiner Equipirung nähte; sie dachte nicht, daß es sein Sterbehemde werden sollte. Aber der Mensch war unbesonnen; ich sahe es ihm gleich beim Reiten an: er wollte immer Kunststücke auf den Straßen machen, und dachte nicht daran, daß da Leute neben ihm gingen. Genug, der verliebt sich in die schöne Esther, und sie in ihn, und mein junger Herr will Abends zu ihr schleichen, und wie die armen Juden außer ihrer Gasse mißhandelt werden, so meinen sie, die Christen drinnen auch mißhandeln zu können, und fallen über ihn her — besonders die alte Vasthi, die hätte ihn fast erwürgt. Die Sache ward laut, die Offiziere wollten nicht mit dem jungen Fähnrich weiter dienen. Er kam zu mir: was er thun sollte? Ich sagte ihm, schießt Euch todt, weiter ist nichts zu thun. Und der Mensch nimmt das Wort buchstäblich und schießt sich todt. Da hatte ich Mühe, es der Mutter auf gute Art beizubringen. Die Esther aber bekommt seitdem Abends um die Zeit, wo er sich erschossen, einen Eindruck, als ob ein Pistolenschuß in der Nähe fiele — Andre hören es nicht — und dann ein Anfall von Reden, Tanzen, daß kein Mensch aus ihr klug wird; und die Andern im Hause lassen sie allein und scheuen sich vor ihr!“ — Entsetzt von dem kaltblütigen Vortrage, rief der Majoratsherr: „Welche Klüfte trennen die arme Menschheit, die sich immer nach Vereinigung liebend sehnt! Wie hoch muß ihre Bestimmung sein, daß sie solcher Fundamente bedarf, daß solche Opfer von der ewigen Liebe gefordert werden, solche Zeichen — die, mehr als Wunder, die Wahrheit der heiligen Geschichte bewähren? O! sie sind alle wahr, die heiligen Geschichten aller Völker!“ — Nach einer Pause fragte er: „Ist denn diese Vasthi wirklich der Würgengel? Die Leute sagen, daß sie den Sterbenden den Todesdruck gebe.“ — „Wenn das der Fall ist,“ — sagte der Vetter, „so ist es Milde, daß sie nicht lebend begraben werden, weil ein thörichtes Gesetz ge-

bietet, die Todten nach dreien Stunden aus dem Hause zu schaffen. Es habe ihm ein Arzt versichert — daß er deswegen einem, der an Krämpfen gelitten, schwören mußte, bei ihm zu bleiben, daß er nicht erstickt würde, wenn man ihn für todt hielte. Und da sah er, wie die Verwandten ihn verlegen bereden wollten, fortzugehen — der Todte sei todt; aber er blieb, und rettete das Leben des Erstarrten, der ihm noch lange dankte. Da sollte die Obrigkeit ein Einsehen haben, und das frühe Beerdigen verbieten. „Aber lassen Sie uns von angenehmeren Dingen reden," fuhr der Vetter fort. „Ich habe Ihnen vielen Dank zu sagen, Sie haben mein Glück gemacht. Meine vortreffliche Herzens- und Hofdame fühlt eine so gütige, mütterliche Zärtlichkeit gegen Sie, daß sie mir die, seit dreißig Jahren versagte Hand reichen will, insofern ich Sie verpflichten kann, als ein geliebter Sohn in ihrer Nähe zu bleiben und unser nahendes Alter zu unterstützen. Da Sie nun, lieber Vetter, Ihr ganzes äußeres Dasein mit der Verwaltung des Majorats mir übertragen haben, ich auch aus der nähern Kenntniß der Verhandlungen ersehe, daß Sie viel zu abstract in Ihren Studien sind, um Ihrem Vermögen selbst vorstehen zu können, so habe ich, gleichsam als Ihr natürlicher Vormund, Ihr Wort dazu gegeben."

Der Majoratsherr fühlte sich in den Willen des Vetters eben so hingegeben, wie Esther in den Willen der Vasthi; er kam ihm auch vor wie ein Würgengel, und er konnte sich denken, daß er ihm eben so gleichgültig, wie dem jungen Dragoner die Pistole reichen würde, wenn er das Geheimniß des Majorats erführe. Der Majoratsherr liebte aber sein Leben, wie alle Kranke und Leidende, und es schien ihm ein milder Ausweg, den die Hofdame ersonnen, ihn durch diese Heirath als Sohn dem Hause dergestalt zu verknüpfen, daß bei der Unwahrscheinlichkeit, in ihrem Alter noch andre Kinder zu bekommen, er allein die Aussicht und der Mittelpunkt aller Hoffnungen beider werden müßte. So fand er sich gezwungen, dem Vetter zur Heirath Glück zu wünschen, und ihm seine kindliche Ergebenheit gegen die Hofdame zu versichern; auch versprach er ihm, künftig mit ihm im Majoratshause zu wohnen, Gesellschaften zu sehen und am Hofe sein Glück zu suchen. Dann las ihm der Vetter einige wohlgereimte Gedichte vor, in denen er dieses Glück besungen hatte, und empfahl sich

erst spät dem schlaftrunkenen Majoratsherrn, der heimlich allen Versen abgeschworen, seitdem er die edle Reimkunst mit so fataler, nichtiger Fertigkeit hatte handhaben können. Und doch konnte er es nicht lassen, einige Reime bis zum Verzweifeln sich zu wiederholen, und wußte auch nicht, wo er sie gehört hatte — doch meinte er damals, als er die alte Vasthi hinter der Bildsäule belauerte.

Es war eine alte Jüdin,
Ein grimmig gelbes Weib;
Sie hatt' eine schöne Tochter;
Ihr Haar war schön geflochten,
Mit Perlen, so viel sie mochte,
Zu ihrem Hochzeitkleid.

Ach liebste, liebste Mutter,
Wie thut mir's Herz so weh; —
In meinem geblümten Kleide
Ach laß mich eine Weile
Spazieren auf grüner Heide,
Bis an die blaue See.

Gut Nacht! Gut Nacht, Herz Mutter,
Du siehst mich nimmermehr;
Zum Meere will ich laufen
Und sollt' ich auch ersaufen;
Es muß mich heute taufen;
Es stürmet gar zu sehr!

Spät entschlafen, unter diesen immer wiederkehrenden Reimen, wurde er erst gegen Abend durch den Pistolenschuß erweckt, der sich zur gewohnten Stunde hören ließ. Fast zugleich trat die alte gute Aufwärterin leise ein, und als sie ihn wachend fand, fragte sie: Ob er nicht der Judenhochzeit aus dem Hinterfenster zusehen wolle. — „Wer wird verheirathet?" fuhr er auf. — „Die schöne Esther mit dem armen Lump, der gestern zurückgekehrt ist." — Zum Glück war der Majoratsherr unausgekleidet auf seinem Sopha eingeschlafen, denn Zeit konnte er nicht verlieren, mit solcher Heftigkeit sprang er nach den hinteren Fenstern des Hauses, aus denen er den Begräbnißort mit den wilden Thieren gesehen hatte. Lange Häuserschatten und zwischendurch strahlende Abendlichter streiften über den grünen Platz neben

dem Begräbnißort, der mit einem schrecklichen Gewirre schmutziger Kinder eingehegt war. Die Art der Musik, welche jetzt anhob, erinnerte an das Morgenland; auch der reich gestickte Baldachin, der von vier Knaben vorausgetragen wurde. Eben so fremdartig waren alle Zeichen der Lustigkeit unter den Zuschauern, welche Nachtigallen und Wachteln künstlich nachmachten, einander zwickten und Gesichter schnitten, und endlich, zum Theil mit künstlichen Sprüngen, den Bräutigam begrüßten, der wie ein Schornsteinfeger ein schwarzes Tuch um den Kopf trug und mit einer Zahl befreundeter Männer eintrat. Und welche Ungeduld, wie viele seltsame Einfälle unter den Leuten, als die Braut länger, als erlaubt, auf sich warten ließ. Aber endlich kam händeringend ein Weib und schrie unbarmherzig: „Esther ist todt!"

Die Musik der Cymbeln und kleinen Pauken schwieg; die Knaben ließen den Thronhimmel fallen, der wilde Stier brüllte schrecklich, oder wurde jetzt erst gehört. Der Majoratsherr allein, während Alles lief, um zu schauen, blieb erstarrt in seiner Fensterecke liegen, bis die Tauben heimkehrend es mit lautem Flügel umflogen, und die Aufwärterin sagte: „Ach Gott! da haben sie wieder eine mitgebracht; wer weiß, welchem armen Menschen sie gehört hat, und wie Viele sich darum grämen!" — „Sie ist's," rief der Majoratsherr, „die himmlische Taube, und ich werde nicht lange um sie weinen!" Er ging auf sein Zimmer zurück, und wagte es nach ihren Fenstern hinzublicken. Schon waren Alle aus ihrem Zimmer, aus Furcht der Einwirkung eines Todten. Der Verlobte zerriß sein Kleid vor dem Hause und überließ sich allen Rasereien des Schmerzes, während die Aeltesten von der Beerdigung redeten. Sie lag auf ihrem Bette. Der Kopf hing herab, und die Haarflechten rollten aufgelöst zum Boden. Ein Topf mit blühenden Zweigen aller Art stand neben ihr, und ein Becher mit Wasser, aus dem sie wohl die letzte Kühlung im heißen Lebenskampfe mochte empfangen haben. — „Wohin seid ihr nun entrückt," rief er nun zum Himmel, „ihr himmlischen Gestalten, die ahnend sie umgaben? Wo bist du schöner Todesengel, Abbild meiner Mutter! So ist der Glaube nur ein zweifelhaft Schauen zwischen Schlaf und Wachen, ein Morgennebel, den das schmerzliche Licht zerstreut! Wo ist die geflügelte Seele, der ich mich einst in reinerer Umgebung zu

nahen hoffte? Und wenn ich mir Alles abstreite, wer legt Zeugniß ab für jene höhere Welt? Die Männer vor dem Hause reden von Begräbniß, und dann ist Alles abgethan. Immer dunkler wird ihr Zimmer, die geliebten Züge verschwinden darin."

Während er in thränenlosem Wahnsinn so vor sich hinredete, trat die alte Vasthi mit einer Diebeslaterne in das Zimmer, öffnete einen Schrank und nahm einige Beutel heraus, die sie in ihre lange Seitentasche steckte. Dann nahm sie den Brautschmuck der Erstarrten vom Kopfe, und maß mit einem Bande ihre Länge, wohl nicht zu einem Kleide, sondern zur Auswahl des Sarges. Und nun setzte sie sich auf das Bett, und es schien, als ob sie bete. Und der Majoratsherr vergab ihr den Diebstahl für dies Gebet und betete mit ihr. Und wie sie gebetet hatte, zogen sich alle Züge ihres Antlitzes in lauter Schatten zusammen, wie die ausgeschnittenen Kartengesicher, welche einem Lichte entgegengestellt, mit dem durchscheinenden Lichte ein menschliches Bild darstellen, das sie doch selbst nicht zu erkennen geben; sie erschien nicht wie ein menschliches Wesen, sondern wie ein Geier, der lange von Gottes Sonne gnädig beschienen, mit der gesammelten Glut auf eine Taube niederstößt. So setzte sie sich wie ein Alpdruck auf die Brust der armen Esther und legte ihre Hände an ihren Hals. Der Majoratsherr meinte einige Bewegungen am Kopfe, an Händen und Füßen der schönen Esther zu sehen; aber Wille und Entschluß lagen ihm wie immer fern, der Anblick ergriff ihn, daß er es nicht meinte überleben zu können. „Der grimmige Geier, die arme Taube!" — Und wie Esther das Ringen aufgab und ihre Arme über den Kopf ausstreckte, da erlosch das Licht, und aus der Tiefe des Zimmers erschienen mit mildem Gruße die Gestalten der ersten reinen Schöpfung, Adam und Eva, unter dem verhängnißvollen Baume, und blickten tröstend zu der Sterbenden aus dem ewigen Frühlingshimmel des wiedergewonnenen Paradieses, während der Todesengel zu ihrem Haupte mit traurigem Antlitze in einem Kleide voll Augen mit glänzendem gesenkten Flammenschwerte lauerte, den letzten bittern Tropfen ihren Lippen einzuflößen. So saß der Engel wartend tiefsinnig, wie ein Erfinder am Schlusse seiner mühevollen Arbeit. Aber Esther sprach mit gebrochener Stimme zu Adam und Eva: „Euretwegen muß ich

so viel leiden!“ — Und jene erwiederten: „Wir thaten nur eine Sünde, und hast Du auch nur eine gethan?“ — Da seufzte Esther, und wie sich ihr Mund öffnete, fiel der bittre Tropfen von dem Schwerte des Todesengels in ihren Mund, und mit Unruhe lief ihr Geist, durch alle Glieder getrieben, und nahm Abschied von dem schmerzlich geliebten Aufenthaltsorte. Der Todesengel wusch aber die Spitze seines Schwertes in dem offenen Wasserbecher vor dem Bette ab, und steckte es in die Scheide, und empfing dann die geflügelte lauschende Seele von den Lippen der schönen Esther, ihr reines Ebenbild. Und die Seele stellte sich auf die Zehen in seine Hand und faltete die Hände zum Himmel, und so entschwanden Beide, als ob das Haus ihrem Fluge kein Hinderniß sei, und es erschien überall durch den Bau dieser Welt eine höhere, welche den Sinnen nur in der Phantasie erkenntlich wird: in der Phantasie, die zwischen beiden Welten als Vermittlerin steht, und immer neu den todten Stoff der Umhüllung zu lebender Gestaltung vergeistigt, indem sie das Höhere verkörpert. Die alte Vasthi schien aber von all' der Herrlichkeit nichts zu erkennen, und zu sehen; ihre Augen waren abgewandt, und als sich der Todeskampf gestillt hatte, nahm sie noch einigen Schmuck zu sich, und hob ein Bild von Adam und Eva von der Wand, und schleppte es auch mit sich fort.

Erst jetzt fiel dem Majoratsherrn ein, daß etwas Wirkliches auch für diese Welt an allem dem sein könne, was er gesehen, und mit dem Schrei: „Um Gottes Gnade willen, die Alte hat sie erwürgt,“ sprang er, seiner selbst unbewußt, auf das Fenster, und glücklich hinüber in das offene Fenster der Esther. Sein Schrei hatte die Todtengräber und den Verlobten ins Haus gerufen. Sie kamen in das Zimmer wo sie den Majoratsherrn, den keiner kannte, beschäftigt fanden, der armen Esther Leben einzuhauchen. Aber vergebens. Mit Mühe sagte er ihnen, was er gesehen, wie Vasthi sie erwürgt habe. Der Verlobte rief: „Es ist gewißlich wahr, ich sah sie hinauf schleichen und sah sie herunter schleichen, aber ich fürchtete mich vor ihr!“ Die Todtenbegleiter verwiesen ihm aber solche frevelhafte Gedanken, der Fremde sei ein Rasender, vielleicht ein Dieb, der solche Lügen ersonnen, um

sich der Strafe zu entziehen. Da ergriff der Majoratsherr den Becher mit Wasser und sprach: „So gewiß der Tod in diesem Wasser sein Schwert gewaschen und es tödtlich vergiftet hat, so gewiß hat Vasthi die arme Esther vor meinen Augen erwürgt!“ — Bei diesen Worten trank er den Becher aus und sank dann am Bette nieder. — Alle sahen an dem Glanze seiner Augen, an der Bleichheit seiner Lippen, daß ihm sehr wehe sei, und sie hörten seinen gebrochenen Reden zu. „Sie würgte an ihr schon manches Jahr,“ sagte er, „und Esther starb in einem Abbilde ihres Lebens, das mit seinem eiteln Schmuck noch in dem Tode die Raubgier der Alten, und vergebliche Liebe in mir regte. Sie ist dem Himmel ihres Glaubens nicht entzogen; sie hat ihn gefunden, und auch ich werde meinen Himmel, die Ruhe und Unbeweglichkeit des ewigen Blaues finden, das mich aufnimmt in seiner Unendlichkeit, sein jüngstes Kind, wie seine Erstgebornen, alle in gleicher Seligkeit!“

Bald wurden seine Worte undeutlicher und er bewegte kaum noch die Lippen. Und die Juden alle sagten, daß das Wasser in einem Sterbezimmer gefährlich, und selbst öfter als tödtlich erfunden sei bei gewaltsamen Todesfällen. Sie trugen ihn in das Haus des Lieutenants, und erzählten, was er ihnen von den Ereignissen berichtet hätte. Dieser versicherte ihnen, der Sterbende sei schon lange sehr kränklich gewesen, und rief eben den Arzt in das Haus, den der Majoratsherr zuerst erblickt hatte, wie der Tod auf seinem Wagen gesessen, und die beiden Rosse Hunger und Schmerz gelenkt habe. Dieser zuckte die Achseln, machte Versuche mit Stechen und Brennen und einigen heftigen Mitteln; aber er konnte die Ruhe des Unglücklichen nicht mehr stören, sondern beschleunigte nur seinen Tod. Noch am Abend nahm der Lieutenant Besitz von dem Majoratshause, und schlief seine erste selige Nacht in dem Prachtbette des Hauses. Seine glänzende Bedienung, sein Geschmack in der Pracht zeigte sich zur allgemeinen Bewunderung bei dem Leichenbegräbnisse des Majoratsherrn. Er gab mehrere große Mittagessen, und es verging keine Woche und Jedermann war erstaunt, wie dem Manne Unrecht geschehen. Viele rühmten seinen ächt praktischen Verstand, wie er sich durch alle Noth des Lebens durchgearbeitet habe; andre erinnerten sich jetzt, wie viele

Proben seines Muthes er im Kriege gegeben; einige verehrten sogar seine Gedichte, und erboten sich, sie herauszugeben. Bald trat er nach seinem Dienstalter in die Armee ein, und reichte als General der alten Hofdame seine Hand, nachdem er durch die glückliche Erfindungsgabe jenes Arztes von seiner rothen Nase kurirt war.

Dem Hochzeitstage zu Ehren wurde alles Geflügel geschlachtet, das er im kleinen Hause so lange verpflegt hatte. Die hohen Herrschaften beehrten ihn selbst mit ihrer Gegenwart und Jedermann rühmte die Fröhlichkeit und die Pracht dieses Festes. Um so unruhiger war die Nacht. Die Aerzte behaupteten, der Vetter habe sich im Weine übernommen; die Leute im Hause aber berichteten, die Hofdame habe im zu Bette gehen ein emaillirtes Riechfläschchen zerbrochen, worin der Geist ihres erstochenen Freundes eingeschlossen gewesen. Dieser Geist habe ihr Bett gegen ihn mit dem Degen vertheidigt, und beide hätten die ganze Nacht gefochten, bis endlich der Herr ermüdet sich vor ihm zurückgezogen. Die Hofdame verhöhnte ihn am Morgen als einen thörichten Geisterseher, und als er ihr im Zorne antwortete, drohte sie, die Geschichte zu seinem Schimpfe am Hofe bekannt zu machen. Zu ihren Füßen flehte er, daß sie schweigen möchte, und sie versprach es unter der Bedingung, daß er sie in keiner ihrer Launen stören wolle. So mußte er es ruhig dulden, daß die Hunde der Frau, als diese die Wappensammlung besehen und offen stehen lassen, mit den kostbarsten Wappen spielten und im Spiel zerbissen. Auch mit der Ordnung seiner Zeit hatte es ein Ende, denn die Frau verstellte und verdrehte ihm alle Uhren, wenn die Hunde zum Mittagessen früher ein Lusten bezeigten. Auch hatte er zum Spazierengehen nun so wenig Zeit übrig, seit ihm die Frau eine gewisse Anzahl junger Hühnerhunde und Hetzhunde zum Abrichten übergeben hatte. Die gute alte Ursula wagte es zu reden, ihn zum Widerstande aufzumuntern; aber er fürchtete schon bei dem bloßen Gedanken, daß sie in der nächsten Nacht den Geist aus dem emaillirten Riechfläschchen loslassen möchte, und jagte sie aus seinem Dienst; er trug die physische Angst in seinem Herzen, wie ein gebissener Hahn, der einmal vor seinem Gegner flüchtig geworden ist.

Die Frau kannte diese schwache Seite und trieb ihn mit dieser

Furcht aus allen guten Zimmern des großen Hauses auf ein Bodenzimmer, um ihre neuen Kolonien von Hunde-Racen aller Art in den Prachtzimmern wohl unterzubringen. Ungeachtet seiner Ehrenstellen wagte er sich unter solchen beschämenden Umständen nicht in die Welt, die sich der Frau, wegen der allmählig verbreiteten Geschichte ihrer heimlichen Niederkunft und des Kindertausches, ohnehin verschloß. Um so ungestörter ergab sie sich ihrer Liebhaberei zu Thieren aller Art, und gestattete Niemand den Eintritt in das Innere ihres Hauses. Neugierige Leute lauerten wohl Abends vor dem Fenster, wenn sie durch die Ritzen der Fensterladen die Kronleuchter hell brennen sahen, und kletterten auch wohl hinan, um etwas von diesem seltsamen Feste zu ersehen. Sie erzählten dann, daß sie unzählige Hunde und Katzen an großen, wohlgedeckten, mit silbernen Schüsseln feiner Gerichte beladenen Tischen hätten tafeln sehen, und wie der Herr General hinter dem Stuhle des Lieblingshundes mit einem Teller unter dem Arme aufgewartet habe, während sie Alle mit den artigsten französischen Worten zum Essen überredet habe. Sie erzählten, wie sie es als einen artigen Einfall belacht habe, als ein Paar Hunde die schmutzigen Pfoten an dem großen Wappen des Majorat-Damastgedeckes abgewischt hätten, während der Teller des Eheherrn hinter dem Stuhle des Hundes vom Zittern des unterdrückten Zornes an den Uniformknöpfen den hellsten Triller geschlagen habe. „Wir sind jetzt alle bei recht guter Laune," hatte sie da gesagt, „lesen Sie uns ihr Gedicht auf den Namenstag meines Kartusch vor!" Als die Horcher bei diesen Worten laut auflachten, brachte dies dem ganzen Feste eine Störung. Die Frau schalt, die Hunde bellten. Der General schickte seine Leute hinaus. Alle Zuschauer flüchteten, und am andern Tage wurde das Haus mit einem hohen eisernen Gitter umgeben, so daß Niemand mehr diesen Heimlichkeiten zusehen konnte.

Mit diesem Gitter schließen sich auch, zufällig oder historisch, je nachdem man es ansehen will, die Nachrichten von den Majoratsherren. Die Stadt hatte während des Revolutionskrieges sehr bald Gelegenheit, andere Lieutenants und Generale zu beobachten. Es war eine so unruhige Zeit, daß die alten Leute gar nicht mehr mitkommen konnten, und deswegen unbemerkt abstarben. So erging es wenigstens

dem Majoratsherrn, seiner Frau und ihren Hunden nach einigen heftigen Auftritten, in denen einer der fremden Offiziere, der eine bessere Hausordnung zu stiften sich berufen glaubte, die Hunde auf gewaltsame Weise aus den Staatszimmern hetzte und den alten Majoratsherrn in seine Rechte auf die Hausherrschaft wieder einzusetzen strebte. Bald darauf kam die Stadt unter die Herrschaft der Fremden; die Lehnsmajorate wurden aufgehoben, die Juden aus der engen Gasse befreit, der Continent aber wie ein überwiesener Verbrecher eingesperrt. Da gab es viel heimlichen Handelsverkehr auf Schleichwegen, und Vasthi soll ihre Zeit so wohl benutzt haben, daß sie das ausgestorbene Majoratshaus durch Gunst der neuen Regierung zur Anlegung einer Salmiakfabrik für eine Kleinigkeit erkaufte, welche durch den Verkauf einiger darin übernommenen Bilder völlig wieder erstattet war. So erhielt das Majoratshaus eine den Nachbarn zwar unangenehme, aber doch sehr nützliche Bestimmung, und es trat der Credit an die Stelle des Lehnsrechts.

Martin Martir.

Während der junge Hofkaplan Martin Martir am lautesten gegen die unanständigen neuen Trachten der Frauen in der Nachmittagspredigt eiferte, weckte der Herzog die alte Oberhofmeisterin, flüsterte zu ihr einige Worte, die sich dann im ganzen Hofkreise flüsternd fortpflanzten. Alle blieben ruhig sitzen, als der Herzog der Herzogin die Hand bot, als beide aufstanden und leise auf den Fußspitzen die Kapelle verließen. Dem erhaltenen Befehle gemäß folgten diesem Beispiele allmählig alle Hofgenossen, denen allein der Eintritt in die Kapelle gestattet war, alle entfernten sich ohne Geräusch, so daß der Strafprediger, welcher zur Ueberwindung seiner Scheu und Zerstreuung die Gewohnheit angenommen hatte, während der Predigt die Augen fest zuzudrücken, von dieser Auswanderung seiner Gemeine gar keine Ahnung haben konnte.

Der Herzog eilte in so raschen Schritten mit der Herzogin durch die Gänge des Schlosses, als ob sie nach dem zweistündigen Sitzen sich wieder im Gebrauche der Füße üben wollten. Erschrocken fragte Curt, der wachende Edelknabe im Vorzimmer, ob seine Durchlaucht etwas zu befehlen habe, als der Herzog selbst die Thür öffnete und diesen mit großen Augen anstaunte. Dieser Edelknabe hatte sich aus Liebhaberei zu den Waffen die große Rüstung des längst verstorbenen dicken Herzogs angeschnallt, die dort im Vorzimmer ihres Umfangs wegen als Merkwürdigkeit aufgestellt war. Freilich hatte er die Beinschienen weglassen müssen, denn schon der Panzer reichte bis zu seinen

Knieen, doch trug er diesen, den großen Gitterhelm und das geflammte Doppelschwert mit vieler Kraft.

„Welche Frechheit," rief der Herzog mit unterdrücktem Lachen, „zu Deiner Strafe sitze hier noch eine Viertelstunde in der Rüstung, gehe dann nach der Kapelle und putze die beiden Altarlichter mit dem Schwerte aus, darfst aber, was Du sehen oder hören magst, kein Wort in der Kirche sprechen, sonst bist Du für immer vom Hofe verbannt."

Der Edelknabe stammelte Entschuldigungen und versprach alles genau auszuführen, indeß die Herzogin mit Wohlgefallen das feurige Antlitz des Knaben von der rothen Abendsonne beschienen durch das Helmgitter leuchten sah. „Das wird ein Spaß wie ich ihn liebe," sagte der Herzog als er in seinem Gemache mit der Herzogin war, und küßte sie ungestüm halb schrecklich und halb lustig, „so liebe ich es, endlich wird Martir doch an Geistererscheinungen glauben müssen." Die Herzogin behauptete aber, er sei heimlich mit Martir im Einverständnisse, denn dieser habe ihren Spitzenkragen als ein Höllennetz gelästert, das die schwebenden Engel des Himmels zu fangen bestimmt sei und der Herzog zerknicke ihr nun gar diese neue niederländische Tracht mit seinen ungeschickten Küssen. — „Ich rede dem Martir nicht mehr das Wort," sagte der Herzog, siehst Du nicht daß ich Dich ritterlich an ihm räche. Es ist auch nicht länger auszuhalten dieses ewige Einerlei der Predigten, dieses Schimpfen gegen den Ehestand der Geistlichen, dieser Verdruß an allen Eigenheiten der Frauen, diese steten Anschuldigungen wegen des Sündenfalls, als ob sie noch täglich dazu verführten. Die reiche Fülle seiner Beredsamkeit, das lebendige Eindringen, der herzliche Rath, die Erhebung aus Unglück und Zweifeln, alles was ihn im ersten Jahre zu unserm Abgott machte, ist zusammen geschrumpft zu diesen endlosen Strafreden." — Die andern Geistlichen meinen, er sei zum Papstthum zurückgekehrt, bemerkte die Herzogin, sie wollen ihn ausstoßen, wenigstens vom Hofe wünschen sie ihn zu entfernen. „Ich werde ihn nicht lange halten können," antwortete der Herzog, „ich mag keine neuen Streitigkeiten anstiften, auch haben die Geistlichen eigentlich recht, er aber läßt sich nicht bedeuten, weil er seine Heftigkeit für eine höhere Begeisterung hält, der er selbst bei Ge-

fahr des Lebens folgen müsse. Versichere ich ihm, hinter dieser Heftigkeit eben sei der Teufel mit seiner Höllenflamme versteckt, so versichert er ruhig, das könne nicht sein, denn was er je Gutes gewirkt, was ich anerkannt hätte, alles sei in dieser Gluth entstanden, die ihn überkomme, er wisse nicht wie, alle Blödigkeit überwinde, welche ihm die strenge Mönchserziehung gelassen habe, ihn zu den kühnsten Entschlüssen kräftige und treibe. Diese Gluth habe ihn ergriffen bei der ersten Nachricht von Luthers Eintritt in den Ehestand, sie müsse er gewähren lassen. Vergebens zeige ich ihm, daß dieser Entschluß Luthers seinen Lehrsätzen angemessen, die er selbst anerkannt habe. Er sieht darin nichts als den irdischen Preis, wohl gar die geheime Triebfeder seines geistigen Strebens, schlägt die Bibel auf und beruft sich auf jene Stellen, die den ehelosen Stand rühmen ohne die Ehe zu verbieten. Räume ich ihm ein, daß es allerdings Menschen gäbe, die ungestört von Begierden ihrem Berufe ganz leben können, so geht er weiter und behauptet, daß alle Menschen nur sich selbst versuchen, daß sonst keine Versuchung zu finden sei, daß die Welt mit allem ihrem Reize dem verschwinde, welcher ernstlich von heiliger Gluth ergriffen sei und so stehen wir am Ende des Gesprächs wie beim Anfange bei dieser seiner höchst verehrten Geistesgluth, die ich nicht theilen kann, die mich vielmehr gegen alles Heilige erkältet." — „Irre ich mich nicht," meinte die Herzogin, „so ist diese Gluth eigentlich Beschämung über seine eigene Schwäche, ein Zorn über seine eigenen Neigungen und Neugierden, ich setzte gern alle meine Thätigkeit daran, ihn verliebt, ihn verheirathet zu sehen." — „Wir leben noch lange zusammen," rief der Herzog, „denn der gleiche Gedanke beschäftigt mich eben, aber er ist argwöhnisch. Mein Vorschlag ginge dahin, daß Du Dein zürnendes Wesen ablegst, daß Du ihm die Flucht aus der Kirche durch Umwandlung Deines Wesens erklärst, in seiner Gegenwart diesen ihm anstößigen Spitzenkragen ablegst und auch den Fräuleins ein Gleiches befiehlst, ebenso diese neuen Prunkkleider mit langen Schleppen, so daß Du ihm erscheinst wie mir in den Morgenstunden." — „Wenn Du nichts dagegen hast," antwortete die Herzogin, „dieser Versuch soll noch heut gemacht werden und er soll sich wundern, wie gefährlich ihm die Schmucklosigkeit der jungen Mädchen werden soll, die er jetzt so ohne allen Grund wegen

ihrer Prachtkleider öffentlich verhöhnt und geringschätzt. Ich eile alles einzurichten, ehe er zum Abendessen erscheint. Noch eins fällt mir ein. Wir erwarten die junge Großfürstin, weil sie sich vor der Gewaltsamkeit ihres Bruders flüchten will. Giebt es kein neuangekommenes Mädchen in der Stadt, das er nie gesehen, die wir so ausschmücken, die ihm scheinbar ihr Wohlwollen zuwende. Denn irre ich nicht, so ist die Erdengröße, der er so oft Hohn spricht, eben so mächtig einwirkend auf sein Herz wie die Schönheit, der er öffentlich die Häßlichkeit vorzieht, beiden verbunden kann er nicht widerstehen."

Die Herzogin dachte einen Augenblick nach, schlug in die Hände und rief, daß sie es gefunden. „Heute hat sich mir ein armes Mädchen vorstellen lassen, das aus Wrade gebürtig, dem Dorfe am Meere, dessen eingedeichte Niederung vor einigen Jahren von der Fluth verschlungen wurde. Sie ist nicht unwissend, denn die Mutter diente beim letzten Prediger, wurde vor ihm wie ein eignes Kind gehalten und unterrichtet. Seit dieser gestorben, leiden sie Noth, sie will dienen, will sich jeder Arbeit unterziehen, ich habe das Mädchen liebgewonnen und will sie allmählig aufbilden lassen zu meiner Bedienung." — „Der Ort wo sie geboren ist mir eine fatale Erinnerung," sagte der Herzog, „der vorige Pfarrer hatte eignes Vermögen, sonst hätte er nicht bestehen können, die Bauern wünschen einen Pfarrer, aber zu solcher Nothpfarre läßt sich nur ein armer Sünder bereit finden. Ans Heirathen darf da keiner denken, nun das wäre so eine Stelle für unsern Martir! — Soll aber das Mädchen allein kommen, das geht nicht; wir müssen ihr eine unbekannte Begleiterin geben, die etwas mehr vom Hofe weiß," unterbrach ihn die Herzogin. — „Die schaff' ich, die schaff ich," antwortete der Herzog, „dazu taugt Curt, der Edelknabe, den ich geharnischt ausgeschickt habe, ich sah ihn vor ein Paar Monaten als Frau verkleidet in einem Fastnachtspiele, es hat ihn niemand erkannt, er ahmte der Oberhofmeisterin Sprache, Bewegung, ganz so treulich nach, daß er den Fräuleins zum Muster hätte dienen können. Das ist ein himmlischer Einfall und irre ich nicht, so höre ich im Nebenzimmer seinen Harnisch klingen, er hat seinen Auftrag vollendet, er soll berichten. Curt, wie gings?"

Curt trat mit zierlicher Verbeugung ohne Waffen ein und ver-

sicherte, daß er seinen Auftrag mit Einsicht ausgeführt, der Hofprediger habe gar nichts vom Auszuge der Gemeine vernommen, habe noch besonders gegen die kurzen Kleiderärmel der vornehmen Frauen gepredigt und dreist versichert, daß der Teufel im Oberarm seinen Sitz habe, den niemand ansehen könne ohne gleichfalls des Teufels zu werden. Den Schluß habe eine allgemeine Verfluchung des weiblichen Haares gemacht, dessen Flechten wahre Teufelsangeln wären, dessen Locken schon an und für sich die Gestalt der Höllenflammen nachbilden, was sie auch ganz eigentlich seien, sie möchten sich mit unschuldigen Blumen kränzen so viel sie wollten, die Blumen verwelkten bald in der Hitze dieser sie umspielenden Haarflammen, die Perlen würden gelb, die Edelsteine erblindeten und wenn auch diese Locken mit weißer Asche sich bedeckten und ergrauten, so brennte das Feuer um so heftiger unter der Asche. — Bei diesem Schlusse, sagte Curt, hielt ich mich nicht länger, sondern trat, wie er Amen sagen wollte fest hin vor den Altar, daß der Helm am Panzer klirrte und löschte mit dem Schwerte eine Flamme. Amen hatte er nun eben gesagt, öffnete die Augen, starrte hin zu mir und schleuderte die große mit Messing beschlagene Bibel nach mir hin, daß ich eben, als ich das zweite Licht löschte von der Last getroffen zusammenstürzte. Der Helm hatte mich geschützt, der Kopf summte mir, aber ich verlor ihn nicht, sondern verbarg mich in einer Vertiefung des Altars, wo sonst einmal Heiligthümer gestanden haben sollen. Er rief nach dem Küster, der aber längst mit der übrigen Gemeine davon gelaufen war, scheu blickte er nach mir noch einmal und verschloß dann die Kirche. Ich entkam durch das Fenster, nachdem ich die Waffen ausgezogen und vorausgeworfen hatte.

Der Herzog lobte ihn, versprach ihm ein kleines Pferd, wenn er sich diesen Abend eben so geschickt nehmen würde und machte ihn mit dem Plane bekannt. Die Herzogin berief eine Kammerfrau und ließ sogleich das Nöthige zu seiner Verkleidung besorgen, auch das arme Landmädchen rufen, das sich Mariella nannte.

Unterdessen ließ sich der Hofkaplan anmelden. Der Herzog empfing ihn im nächsten Zimmer, ließ ihn nicht zu Worten kommen, sondern erzählte, wie er in der Kirche die Nachricht von der Ankunft seines Mündels, der Großfürstin erhalten. Es sei ein höchst liebevolles Kind,

das er seiner Unterweisung empfehle, weswegen er ja den heutigen Abend nicht versäumen möge. Martir wollte von der Kirche und den Erscheinungen in derselben anfangen, aber der Herzog unterbrach ihn mit der Versicherung, das sei nur eine der gewöhnlichsten Erscheinungen in Schaltjahren, der Ahnherr treibe sein Wesen, weil ihn der Teufel am Schalttage geholt als er sich schon wegen des drohend geweissagten Februars ganz sicher geglaubt habe. „Gnädiger Herr," sagte der Hofkaplan, „ich wollte, daß es der Teufel gewesen, aber ich fürchte, es war ein lebender Mensch und ich habe ihn vielleicht schwer verletzt mit der Bibel, die ich zur Prüfung gegen ihn warf wie Dokter Luther das Dintfaß, als der Teufel ihn bei der Bibelübersetzung zu stören trachtete. Mein Gewissen läßt mir keine Ruhe, schickt einen Trabanten mit mir hin zu genauer Nachforschung, es könnte ein Kirchenräuber gewesen sein, aber ich hatte kein Recht ihn zu richten." Der Herzog versprach es ihm nachsehen zu lassen und warnte ihn, künftig mit solchen Geistern von Stande nicht so hart umzugehen, er möge bedenken, daß sie zu seinem Hause einst gehört, daß sie einst Ansprüche auf allgemeine Achtung und Verehrung gehabt, daß sie meist selbst wohlerzogen gewesen, so weit das Zeitalter es erfordert und daß sie bei so schnöder Behandlung auch tobsüchtige Polterer werden könnten, die allen das Wohnen im Schlosse verleideten, wie er selbst schon über dergleichen Quälgeister andrer Schlösser habe klagen hören. Martir hörte zwar aufmerksam zu, drückte aber dann die Augen ein und versicherte, daß alle irdische Ehre mit dem Tode ende, „daß er mit den Geistern umgehen werde, wie ihm der Geist eingebe, dem er von seinem Thun einst Rechenschaft ablegen müsse. Der kleinen Großfürstin sehe ich mit Sorgen entgegen, sprach er, was soll die Jugend unter den Hofleuten, die des Glaubens und seiner Lehre spotten? Kaum kann ich des Abends über die Schloßhöfe gehen, überall aus den dunklen Ecken schallen mir spottende Reden, rufen mir Stellen aus meinen Predigten zu, wobei ich insbesondere weibliche Stimmen zu unterscheiden vermag, die ihr Geschlecht mit losen und lockenden Redensarten und Scherzen zu rächen meinen, ja die ärgsten Laster mir zuschreiben vor denen meine Seele erbebt. O es bleibt nicht dabei, öfter sind mir harte Bälle an den Kopf geflogen,

zweimal bin ich aus Hollundersprützen mit Dinte geschwärzt worden, Bindfaden fand ich dreimal über die Schloßgänge gezogen die mich zu Falle brachten, zehnmal meine Thürklinke mit Schmutz überzogen, ja einmal war sogar mein Zimmer durch Schläuche, welche der Teufel in das Schlüsselloch gelegt, unter Wasser gesetzt worden. Nur mit diesem wohlbeschlagenen Dornenstocke bewaffnet wage ich durch den Qualm und die Greuel dieser Stadt zu Gottes freier Schöpfung zu dringen, nur durch seinen Schwung habe ich mich gegen die Zudringlichkeit der Hunde und Straßenjungen retten können, und noch jetzt gnädiger Herr seht hier in meinen Haaren zwei Kugeln aus Kletten bereitet, die so geschickt auf dem Wege von der Kirche bis zu Euch mir ins Haar geworfen sind, daß ich mit dem Bemühen, sie fortzuschaffen, ihre teuflischen Stachelkörper mir immer tiefer ins Haar getrieben habe.“ — Der Herzog bemühte sich selbst ihn von diesem Haarschmuck zu befreien, indem er den Verbrechern scheinbar erzürnt harte Strafe androhte. „Ja Feuer sollte diese Spötter des göttlichen Wortes verzehren,“ fuhr Martir fort, gesegnet sei dagegen auch ein Bemühen, gnädigster Herr, diese Dornenkrone aus meinem Haare fortzunehmen, ich schäme mich nicht dieser öffentlichen Verhöhnung, wohl aber gräme ich mich, wenn ich durch meinen Bibelwurf einen Unglücklichen sollte erschlagen haben, ehe er durch Buße die Vergebung erlangt hätte; ich habe Sünde gethan, ich hätte ihn erst bekehren und dann bestrafen sollen.“ Der Herzog ging selbst mit Martir nach der Kapelle, um ihm die Angst wegen des ermordeten Menschen sich selbst aber die Langeweile des Augenblicks zu vertreiben. Martir schloß auf, ein Trabant brachte die Lampe, sie fanden die Bibel, deren eine Messingecke durch den Fall abgestumpft war, sie fanden auch Blut am Boden zur größten Befremdung des Herzogs, aber der Trabant erklärte es sogleich nach dem Geruche für Wein, für einen guten rothen Portwein, wie ihn der Herzog täglich in seine goldne Flasche einfüllen lasse, er entdeckte endlich auch einige Glasscherben. „Ei Herr Curt,“ sagte der Herzog leise vor sich, „so kommt man hinter seine Schliche!“ — Inzwischen beruhigte sich der Kaplan, daß niemand von ihm tödlich verwundet dort niedergestürzt sei, wie er zu sehen gemeint hatte. „Er wird der Rache des Himmels nicht entgehen,“ sagte er, „Euch aber gnädigster

Herr sage ich Dank für die Güte, mich selbst aus Gewissensbissen befreiet zu haben, da nichts in der Welt mich so quält, wie die Angst auch nur durch Unvorsichtigkeit oder Uebereilung Menschenblut vergossen zu haben." — Bei diesen Worten hatte er die Augen geöffnet und blickte wie ein Neugeborner in die Welt, während der Herzog ihm versicherte, der heimliche Rückzug des Hofes aus der Kirche sei nicht allein durch die Ankunft der Großfürstin veranlaßt worden, vielmehr habe die Herzogin nur diesen Anlaß benutzt, um jene von ihm gescholtenen Herrlichkeit der Zeit, die langen Schlepperöcke und den Spitzenkragen büßend um so früher und für immer ablegen zu können. Von diesem Entschlusse solle er sich noch am Abend selbst überzeugen, der ganze Hof werde in einer Einfachheit auftreten, die ihn überraschen, ihm die Zuversicht geben werde, daß keine Aeußerung seines Eifers verloren gegangen sei, sondern wie ein heißes Plätteisen all das Gekräusel und Gefältel niedergeglättet habe, was der Niederländer, Nürnberger und Augsburger Erfindsamkeit aus dem Geldbeutel andrer Völker aufthürmten. — „Es ist ein einziger Herr," sagte Martir vor sich als er den Herzog verlassen, wenn ich ihm nur alles glauben könnte, aber er lächelt bei den ernsthaftesten Dingen, ich glaube, er treibt sogar mit dem Glauben Scherz, denn während er mir recht giebt, daß ein echter Geistlicher ehelos leben sollte, unterschreibt er täglich die Erlaubnißscheine zu den Heirathen der unechten, abtrünnigen, sinnlichen Ungeistlichen. Die Herzogin hätte wohl eine bessere Gesinnung, aber so geht es in der Ehe, sie muß heulen mit dem Wolfe, damit er sie nicht zerreißt. Die Weiber haben die Versuchung in die Welt gebracht, den Fall, den Tod, aber nehme ich dies eine Grundübel aus, so thun sie mir leid, nichts hilft ihnen Reue, den groben, trunkenen, langweiligen Männern angeschmiedet wie die Wilddiebe auf den wilden Pferden, werden sie von allen Schrecknissen zerrissen und zerfleischt und in wenigen Jahren ahnen sie kaum noch, was sie in erster blühender Jugend gewesen, wie nahe ihnen der Himmel stand, wie hell und weit er ihnen geöffnet schien.

Inzwischen war Mariella, das junge Dienstmädchen, welches die Großfürstin spielen sollte, nachdem die Kammerjungfer ihr fast gewaltsam aus Eile die Sonntagskleider abgerissen und seltsame fremd-

artige gestickte Putzkleider der Herzogin ihr angezogen hatte, wie sie sich für die Fürstin eines fremdartigen Volks ziemten, in das Gemach der Herzogin geführt worden. Diese überraschte sich selbst, indem sie ihr unwillkürlich eine Verbeugung machte, als ob sie wirklich jene junge Großfürstin sei, noch mehr aber wurde sie von dem sicheren Anstande ja von einer gewissen Würde in ihrem Wesen, am meisten aber durch ihre Anrede überrascht, die sie der besten Gesellschaft einverleibte indem sie deren Sprache fehlerlos und frei von bäurischer Aussprache zu sprechen verstand. — „Wer hat Dich so wohl unterrichtet?" fragte die Herzogin. „Mein einziger Lehrer," antwortete sie, war der würdige Pfarrer Naugarten und wenn ich nicht ganz fremd erscheine in der höheren Welt, so kommt das von gewissen Uebungen, denen ich mich unterwerfen mußte." — Sie stockte und die Herzogin ermunterte sie weiter zu sprechen. „Gnädigste Frau," fuhr sie fort, „ich scheute mich nur durch die Beschreibung dieser seltsamen Uebung dem Angedenken des würdigen alten Herrn eine kleine Lächerlichkeit zu geben, doch mag sich diese durch Euer Lob meiner Erziehung rechtfertigen. Der alte Herr war in seiner Jugend mit einem reichen Grafen durch alle reiche Länder durch Italien, Frankreich, Spanien gereist, hatte ihre Sprachen gelernt und in den ersten Gesellschaften gute Aufnahme gefunden. Als einer der ersten Bekenner der neuen Lehre ging ihm alle Hoffnung auf Anstellung bei dem Grafen verloren, er dankte oft Gott, daß er die Nothpfarre zu Wrade in seinem Alter gefunden. In der Einsamkeit dieses öden Strandes dachte er dann täglich an seine früheren Gesellschaften, und bemühte sich mir beizubringen die verschiedenen Sprachen, besonders die Französische um zu wiederholen was in Paris mit ihm gesprochen worden, dann auch das Hochdeutsche, wie es die Reformatoren sprechen und schreiben. Ich war ihm so kindlich ergeben, daß mich kein fremder Gedanke störte, daß ich nach seiner Aussage schnelle Fortschritte machte, daß ich ihm bald gleich jenen klugen Frauen antworten konnte, deren Gespräche er mir vorsprach. Da war der alte Mann glücklich, ja er spielte recht eigentlich mit mir Komödie, indem ich bald die Königin von Frankreich, bald den König vorstellen mußte, während er feierlich mit gemessenen Schritten eintrat um mir gewisse Anreden zu halten, wie er sie von

Gesandten hoher Höfe vernommen hattte. War ich gnädig gegen ihn, war ich aufmunternd, so durchstrahlte ihn ein Feuer, als ob das alles wirklich sei, als ob die Bedingungen des Friedens und feindlichen Verkehrs angenommen, bis er dann wieder im Namen eines anderen Gesandten, gegen diese Bewilligungen seine Kränkungen mit ernster Stirne verglich, seine Verdienste aufzählte und zuweilen mit Thränen diese Auseinandersetzung schloß. Hätte der liebe Alte statt der fremden Sprachen und Geschichten die er mir beibrachte, der Mutter erlaubt, die ihm aufwartete, mir Unterricht im Sticken nnd Weben zu geben, was sie wohl verstand, so lange ihre Augen nicht gelitten hatten, so wäre ich jetzt nicht zu den geringsten Diensten allein brauchbar befunden worden; doch kann ich seiner und der Zeit in seinem Hause nur mit innigem Dank gedenken, er lebte nur für mich und noch in seiner Todesstunde sprach er zu mir wie zu einer mächtigen Fürstin, deren Gunst er seine ferne Anverwandten empfehlen wolle. So starb der treue väterliche Lehrer und die Mutter mußte mir einen Dienst suchen, denn in seinem Nachlasse fand sich außer vielen Schriften nur das Wenige, um ihn mit Ehren zu Grabe zu bringen und die Gemeine dabei zu bewirthen."

So hatte die Herzogin allmählig ihre Lebensumstände ausgefragt, tröstete das Mädchen, als sie dem Andenken des Lehrers einige unterdrückte Thränen schenkte und versicherte ihr, daß sie für ihr Fortkommen durch Unterricht in allen feinen weiblichen Handarbeiten sorgen, sie allmählig für ihren eignen Gebrauch als Kammermädchen aufziehen wolle. Dann fuhr sie fort ihr bekannt zu machen, was dieser Abend von ihr fordre und wie ihre Erziehung sie zu der Verkleidung besonders eigne; da sie im Nothfall, wenn sie auf eine Anfrage des Hofkaplans nicht verständig zu antworten wisse, leicht einige französische Redensarten einstreuen könne, da jener kein Wort Französisch verstehe. Curt, der Edelknabe trat nun wohlgeputzt als Begleiterin ein und erhob durch sein Ungeschick den Anstand der Herrin, die sein junges Herz außer Fassung gebracht zu haben schien, da auf einmal sein unerschöpflicher Muthwille einer stillen ernsten Verehrung gegen das Mädchen Platz gemacht zu haben schien. Die Herzogin bemerkte diese Verwandlung nicht ohne Unwillen, aber sie selbst mußte jetzt an ihre

Verwandlung denken, um ohne Spitzenkragen, ohne Schleppe, ohne Sammt, ohne Edelsteine im schlichten schwarzen Hauskleide gleich ihrer Namensverwandtin der heiligen Elisabeth mit ihrem Gefolge bei der Spindel den Hofkaplan zu erwarten.

Der Herzog kam jetzt und verkündete dessen nahe Ankunft, verwunderte sich gleichfalls über die junge Dirne in ihrem Staatskleide, denn ihr bräunliches Gesicht, die wohlgeformten, aber etwas starken Lippen, die etwas erhöhten Backenknochen, kleine Ohren, der Glanz ihrer dunklen Augen und die scharf abgeschnittenen dunklen Augenbraunen, die schlanken Hüften und die überaus kleinen Füße erinnerten jeden an das Eigenthümliche des Volkes, dem sie als Großfürstin in diesem Spiele der Laune angehören sollte. Aber noch ein andres Gefühl bemächtigte sich des heitern Herzogs, der Wunsch jenes dem Hofkaplan zugedachte Spiel dem schönen Kinde selbst einzustudiren. So zeigte er ihr an seiner eignen Hand wie sie die Hand des Hofkaplans ergreifen, sie an ihr Herz drücken und küssen müsse, wie sie dann entgegenkommen sich ihm nähern müsse, um einen Kuß auf ihrer Stirn zu empfangen, wie sie ihm dann eine Ehrenkette umlegen müsse, die aber aus Vorsicht zwar mit feinem Golde überzogen aber aus Kupfer geschmiedet war. Das alles ließ er an sich selbst mehrmals versuchen, während Curt als Hoffräulein seltsam genug mit betreßtem scharlachrothem Kleide angethan, sich dazwischen drängte und seiner schutzbefohlenen Großfürstin deutlich zu machen suchte, daß sie sich ihrem Gefühle nicht zu lebhaft überlassen müsse. Der Herzog wies ihn unwillig fort während die Herzogin, die sich an ihrer Spindel einübte, große Augen über den Eifer und die Eifersucht jener beiden machte.

Der Hofkaplan wurde inzwischen angesagt und trat mit eingedrückten Augen ein. Als er sie öffnete meinte er sich verzaubert! Die Herzogin und ihre Hofdamen spinnend in schwarzen alles verhüllenden Kleidern wie in einer Strafanstalt, wagten kaum ihn zu begrüßen, so eifrig wollten sie bei ihrer Arbeit erscheinen; während er vom Herzog aufmerksam gemacht wurde, daß dies die Folge seiner Reden gegen Spitzenkragen, Schleppen und Müßigang vornehmer Frauen sei, bat er um Entschuldigung, daß diese Rede noch nicht bis zu seinem Mün-

del im entfernten Großherzogthume durchgeschallt sei. Die Großfürstin Anna komme erst von der Reise und erscheine vor ihm in der unanständigen Pracht jener barbarischen Länder, wo die kostbaren Steine wie Rubinen und Jaspis in den Straßen eingepflastert wären, die Perlen in den Bächen herum rollten und die Ameisen das Gold zu ihren Haufen mit Myrrhen vermischt aus der Erde graben. Er stellte ihn der Großfürstin und ihrer Oberhofmeisterin mit würdigem Anstande feierlichst vor. Die Großfürstin küßte ihm die Hand wie ihr gegeheißen, reichte ihm dann die Stirne zum Kusse und legte dann um seinen Hals die goldne Schlinge der Ehrenkette. So gut war es dem Ehrenmanne noch nie geworden, aus Verfolgung und Anfeindung, zu jeder Gunst erhoben, die kaum träumend seine Seele zu ahnen gewagt hatte, erwachte in ihm ein Gefühl von Selbstvertrauen das er sonst unermüdlich von sich gewiesen hatte und das er unter dieser Gestalt gar nicht wiederzuerkennen vermochte und darum mit voller Seele in sich aufnahm, ihm bald die ganze Seele zum Aufenthalte anwies. Ferne Länder von falschen Lehren und eitlem Leben loszureißen schien ihm die Gluth seiner Lippen, wollte er diesen großen Zweck erreichen, mußte er diese junge Fürstin sich ganz zu eigen machen, keinen Augenblick versäumen. Er fragte eifrig nach ihren Landessitten, freute sich, daß sie des Deutschen so mächtig sei. Wo Mariella ungeachtet des guten Unterrichts ihres Pflegevaters stockte, da fiel Curt mit seltsamen Historien ein, die er vom alten Marschall vernommen hatte. Mariella, der unser Kaplan wie ein Abbild jenes würdigen Lehrers, gleichsam wie eine verjüngte Erscheinung desselben erschienen, schämte sich eigentlich des Possenspiels, das sie vorstellen mußte, um so mehr überließ sie sich dem Eindrucke liebender Ergebenheit und meinte dadurch nur einen kleinen Theil ihrer aufgezwungenen Verschuldung auszulöschen. Sie ließ seine Hand nicht los, es war ihr als ob ein heiliges Feuer von dieser Hand über ihr Herz ströme, Curt empfand darüber einige Eifersucht und setzte sich zwischen beide, um sie zu trennen, während der Herzog, der allmählig auch Annas Reize während der ernsthaften Unterredung näher zu betrachten und zu würdigen gelernt hatte, durch Versicherungen seiner vormundschaftlichen Freundschaft einen Vorwand fand, sich ebenfalls der Anna anzudrängen, ihr gleichsam

segnend eine Hand auf den Kopf zu legen. Dem Beispiel folgte der alte Marschall, sprach von seinen weißen Haaren und wie er sein letztes Blut für die Sicherung der Ansprüche des herzoglichen Mündels vergießen wolle, kniete nieder und verlangte einen Schuh Annas, um diesen an seinem Helm zu befestigen. Der Schloßhauptmann wollte nicht weniger eifrig erscheinen, der Kanzler war von dieser neuen Erscheinung am Hofe ergriffen, zwei Kammerjunker drängten nach, weil sie dies für den eigentlichen Sinn der Maskerade hielten, so daß kaum eine Viertelstunde vergangen war seit dem Eintritte des Hofkaplans, als sich dieser mit der jungen Anna von der ganzen männlichen Bevölkerung des Hofes umdrängt, mit Anna gleichsam in ein Netz gefangen sehen konnte, hätte ihm seine eigene Bewegung zur Betrachtung Zeit gelassen.

Die Fürstin, sonst von allen verehrt und diese Verehrung streng einfordernd, sah sich hinter ihrer Spindel mit den Frauen des Hofes völlig verlassen, es war ihr zumuthe, als ob sie in einer Stunde alt und häßlich geworden, als ob sie nun wirklich bei der Spindel Trost für ihre Langeweile suchen müsse. Einzelne Worte mit denen sie auf sich hinweisen wollte, waren überhört, Zorn und Eifersucht spornten ihre Heftigkeit. Sie rief den Herzog, er hörte nicht, sie rief den Edelknaben, er konnte nicht aus dem Gedränge zu ihr gelangen. Mit zornigem Lachen rief sie der Oberhofmeisterin, sie müssen die Ehre der Frauen retten und rächen, die Spindel sei ihre Lanze, das Bund Schlüssel ihr Streithammer, sie solle dem Pagen mit ihrer Spindel eins überziehen, sie selbst wolle den Herzog angreifen. Auf den Wink griffen auch die andern Hoffräuleins zu den Spindeln, der Hofzwerg blies die Trompete gar künstlich in die hohle Hand, wieherte und schnob dann wie die ungeduldigen Rosse wenn sie den Klang vernommen. Die Herzogin legte ihre Lanze ein gegen den Herzog, die Fräuleins griffen ihre gewohnten Verehrer an, noch ein Trompetenstoß des Zwerges und der Angriff erfolgte schonungslos. Verrath, schrie der Herzog, unerwartet sind wir überfallen, schonet wenigstens des Heiligen. Drauf, drauf, rief die Herzogin und alle Spitzen richteten sich gegen das faltenreiche Kleid des Kaplans. Schnell löste sich die Gruppe der Seligen auf, die fremde Fürstin von der Herzogin er-

griffen flog zur einen Thür hinaus, aus der andern flüchteten sich der Herzog und die Männer, welche mit dem Scherze einverstanden waren, nur Curt blieb unter dem Schutze der Herzogin, deren Kniee er umfaßte und der Hofkaplan im Gefühle seiner durch die Spindelstöße verletzten Würde. „Ihr beklaget euch," sagt die Herzogin, „über einige leichte Stöße? Sollten diese nicht Eure Grundsätze aufgerüttelt haben, die Ihr eben ganz aus den Augen verloren, um Augen und Hände nach einem verbotenen Gute auszustrecken. So wenig konntet Ihr der Lockung widerstehen, so schwach war Euer Entschluß, die Weiber zu verachten, nie solltet Ihr es wagen unsre kleinen Fehler öffentlich in der Predigt zur Schau zu stellen, oder gegen den Ehestand öffentlich zu reden, vielleicht wäret Ihr nie auf solche sündliche Gedanken verfallen, wenn ihr gleich den andern Geistlichen Euch vermählt hättet. Das wußte Luther gar wohl, darum stritt er gegen das ehelose Leben der Geistlichen. Laßt Euch nicht vor meinen Augen sehen, bis ihr vermählt seid.

Der arme Martir wußte nichts zu erwiedern, es war ihm zumuthe als ob er der ärgste Sünder sei, als sehe die Herzogin in sein Herz, denn gethan hatte er nichts, was eine solche Strafrede veranlassen konnte, obgleich er mit seinen Gefühlen und Gedanken in der Nähe der seltsam schönen Großfürstin nicht recht zufrieden war. Schweigend ergriff er Hut und Dornstock, die im Winkel standen, verbeugte sich und verließ das Zimmer nach entgegengesetzter Seite, wo der Herzog abgegangen war, um diesem nicht in seiner äußersten Verwirrung zu begegnen. Die Herzogin befahl nun Curt, daß er selbst der jungen Mariella den Schmuck und die fürstlichen Kleider abnehmen, zugleich auch der Schaffnerin bestellen solle, daß sie dieselbe zu allen strengen Arbeiten in dieser Nacht anhalten möge, doch sagte sie ihm, daß er vorher den Herzog zum Abendessen führen möge, wo sie seiner warte. Curt fand den Herzog im Vorzimmer bei Mariella.

Diese Botschaft obgleich dem Herzoge höchst störend wurde doch mit der freundlichsten Würde von ihm aufgenommen, er warf der weinenden Anna einen Kuß zu und eilte zu den Freuden des Mahles, die ihm vor allen andern zusagten. Eben so rasch gehorchte das Mädchen dem Befehle, Schmuck und Kleider abzulegen ohne der Bei-

hülfe Curts zu bedürfen, die sie vielmehr mit einer Art Stolz von sich wies. „Alle Fürstinnen," rief er, „zeigten sich dankbar, wenn ich sie bediente, hast Du mir nichts zu geben?" Dabei streckte er spottend die Hand aus als ob er einen Lohn erwarte. Sie griff in ihre Tasche und warf ihm ein großes Stück Geld in die Hand, das ihr die Mutter mit dem Bedeuten übergeben hatte, es bis zu dringender Noth wohl zu bewahren. Curt sah das Stück verwundert an, dann das Mädchen und erst, wie sie schon vor ihm die Treppe hinunter gegangen, sagte er indem er das Geld einsteckte: „Ein seltsames großes fremdes Goldstück, wie mag sie dazu gekommen sein, ob es aus der Münzsammlung des Herrn gestohlen. Das muß untersucht werden!" — Dann eilte er und richtete den Befehl der Herzogin bei der Schaffnerin, die ihm das Haar strich, und ungeachtet nichts anbot dahin aus, das Mädchen solle gleich das Zimmer des Hofkaplans scheuern, denn er wußte, daß sich dieser dem Reinigen seiner Zimmer beharrlich widersetzte, damit seine Bücher und Schriften nicht gestört würden, hoffte sich in seinem Aerger neuen Spaß und gnädiges Lächeln der Herzogin zu erwerben.

Die Schaffnerin hatte kein Arges dabei, sie meinte vielmehr, daß die Herzogin ihren eignen Ingrimm gegen die Unreinlichkeit der Zimmer des Hofkaplans theile und fragte nur: „Ob der Hofkaplan vielleicht mit dem Herrn nach dem Lustschlosse reise?" Der Curt nickte dazu als ob sie es getroffen und fuhr fort: „Nutzt die Gelegenheit, laßt alles scheuern Boden und Tische, die Bücher dürfen Euch nicht stören, die sollen auf einen Haufen gepackt werden, die Schreibereien aber in einen Sack, so gehen sie nicht verloren, Dintfaß und Federn dabei, auch Butter und Häring, wie sie da noch von ein halb Dutzend Frühstücken umherstehen, so vermißt er nichts, wenn er seine Arbeiten fortsetzen will." — „Soll alles geschehen," sagte die listige Schaffnerin, „ich verstehe die Herzogin, weiß recht gut, daß sie heut aus der Kirche gelaufen wegen seiner dummen Reden über ihren schönen Spitzenkragen, den sie aus den Niederlanden von der Schwester zum Geschenk erhalten. Die Herzogin will den Weiberfeind los sein, er hat hier den jungen Leuten schon manche Grille in den Kopf gesetzt und wenn es so fort geht giebt es Heuschreckennoth. Ich war dem Herrn erst gewogen, nöthigte ihn zu einem Glase Wein, da that er aber als ob ich ihm

zu gering sei, trank den Wein und ermahnte mich, bessere Ordnung bei den Mägden einzuführen, er begegnete ihnen immer Abends auf den Schloßgängen." — „Was hat der Narr sich um die Gänge im Schloß zu kümmern," rief Curt, „wenn er uns nur den Weg zur Seligkeit zeigt, er muß weichen vor dem Scheuern wie der böse Feind vor dem Rauchfaß, wie die Leute sonst glaubten."

Curt eilte fort, während die gellende Stimme der Schaffnerin Mariellen rief, die sich in einem Winkelchen der Küche verkrochen hatte, weil ihr nichts als ein Jäckchen und der Unterrock geblieben war, nachdem sie den fürstlichen Staat abgelegt hatte. „Mein schönes neues Sonntagskleid!" rief sie klagend, indem sie hervortrat, „Das ist Dir unverloren," sagte die Schaffnerin, „das haben die Kammerfrauen mir gebracht, auch brauchst Du es jetzt nicht, die gnädige Großfürstin soll heut noch scheuern den Stall des Hofkaplans, ich meine seine beiden Studirzimmer, nimm den Sack dort, bringe heiße Lauge, Scheuerlappen und Sand, ziehe auch die Schuhe aus, damit Du sie nicht verdirbst." — So bewaffnet eilten beide nach den Zimmern des Kaplans, welches die Schaffnerin mit dem Hauptschlüssel eröffnete. Als sie sich umblickte seufzte sie und sprach: „Wenn das mein Mann wäre, nähme ich mir das Lebeu über die Unordnung." Bei diesen Worten griff sie rasch in die ausgelegten Papiere, welche Sammlungen zu einer biblischen Concordanz in Buchstabenordnung darstellten, eine der mühevollsten Arbeiten, alle Bibelstellen in Beziehung auf gewisse darin vorkommende Hauptwörter auszuwählen und an einander zu reihen, und zur Hälfte verloren, wie sie nun in dem großen Sacke unter einander geworfen lagen. „Dafür mußte ich selbst sorgen," rief dann die Schaffnerin, „damit nichts verloren ging, mit den Büchern wirst Du schon allein fertig werden, dann scheure recht blank und schone nicht Deine Hände und Füße, reibe als ob es der Herzogin Wohnzimmer wäre, brauchst heute Nacht nicht zu schlafen, hast mehr Ehre heute genossen mit den herrlichen Kleidern, als Du jemals werth bist. So viele Flecken ich hier morgen finde, so viele blaue Flecken sollst Du Abends auf Deinem Rücken zählen."

Der Kaplan schritt inzwischen weit umher durch die Stadt, da die Thore geschlossen waren, er also das Freie nicht erreichen konnte,

das Gefühl seiner Sündigkeit verließ ihn allmählig, er hatte sich überzeugt, daß er alle seine Gedanken wie eine Geldkiste verschlossen gehalten, daß die Vorwürfe der Herzogin Argwohn gewesen — wohl gar Eifersucht. Die Herzogin hatte ein allgemeines aufmunterndes Lächeln gar oft auch ihm zugewendet, er glaubte, daß es allein ihm aufgegangen sei und er hatte es innerlich verdammt. Die Freundlichkeit der vermeinten Großfürstin verdammte er gar nicht, er hielt es für einen höheren Wink, daß er dort seine Lehre verbreiten solle, wohin noch keiner seiner Glaubensgenossen gedrungen. In diesem Augenblick beschien der aufgehende Mond eine schwebende Wolkenschicht und sein Auge erblickte darin die Großfürstin, schön aber bleich in weißem Hermelinmantel auf silbernem Throne, eine Sternenkrone auf ihrem Scheitel, zu ihren Füßen seine Concordanz in Pergament gebunden, ein starker Foliant, von flatternden Engeln so leicht getragen als ob er aus Spinneweben gewirkt, mit Flaumfedern gefüllt sei. Nur wenige Augenblicke dauerte diese Erscheinung da wurde der Mond von einer dunklen Wolke gedeckt und nur in ihm blieb ihr Dasein durch die Ueberzeugung, daß er zu großen Dingen berufen. Konnten die Apostel, unwissende Handwerker und Fischer dem Herren große Dienste leisten, so dachte er, warum sollte ich nicht mehr Heiden bekehren, ich der aus angesehenem Geschlechte geboren alles erlernt habe, was irgend zu wissen nutzte. Wer alle alte Sprachen weiß, wird sich auch in die neuen leicht einstudiren, auch wäre es nicht unmöglich, wenn es mir frommt, Pfingsten ist in acht Tagen, wenn ich bis Pfingsten warte, daß ich ohne Mühe die Gabe der Sprachen erhalte. Es kamen mir schon oft so seltsame Worte, ich weiß nicht woher, wenn ich Abends lange aufgesessen hatte beim Arabischen, vielleicht waren das Vorklänge jener fremden heidnischen Sprache, in der ich einst lehren soll, denn hier auf Erden ist alles neben seinem eigentlichen Dasein auch Symbol. Indem er sich mühte diese seltsamen Sprachtöne sich zurück zu rufen hörte er sie neben sich mit derselben Stimme, mit denselben Ausdrücken hersagen. Ein leiser Frost lief über seine Haut, der fremde Geist war unter seinem weiten Kleide, er konnte es deutlich unterscheiden. Habe ich zwei verschieden denkende Wesen in meinem Körper, die gar nichts von einander wußten bis zu dieser Stunde der Mitternacht, die vom

hohen Thurme ihr Einrücken meldet. Jetzt ruft es deutlich in meinem Mantel, jetzt hackt es in meine Füße, bin ich das alles selbst. nein, es ist der seltsame Staar, der Ankömmling, mein Frühstücks-Gast seit ein Paar Tagen, den ich so sorgsam einsperrte, dem ich so reichlich Futter streute. Armer Sprachgeselle habe ich dich zu hoch oder zu wenig geehrt, was trieb dich aus meinem Zimmer, gewiß ein schändlicher Verrath, du möchtest es mir klagen, aber du weißt nur fremde Worte die ich nicht verstehe, wer hat dich erzogen? Deinen Schrei, dein bonjour Marielle vernehme ich, obgleich ich deine Worte nicht deuten kann, du überstudirter armer Wicht, hast deine natürliche Sprache verloren und was du sprichst habe ich nie vernommen, Marielle, sang er lustig, ich kenne kein solches Mädchen, wer weiß wo die wohnt. Du zerrest mich nach Hause, gewiß haben sie dir dein Nest gestört, waren es die Katzen oder meine Feinde? Komm du alter treuer Bursche, ich muß dich mit meinem Dornstocke schützen und deine Feinde strafen.

So eilte er den Staar auf seinen Kopf setzend nach dem Schlosse, nach seinen Zimmern. Auf dem Gange bemerkte er schon einen Schimmer aus seiner geöffneten Stubenthür, der ihn veranlaßte sich leise anzuschleichen um Diebe, die nach seiner Vermuthung die Thüre erbrochen hatten, zu überraschen und zu fangen. So kam er fast unhörbar mit angehaltenem Athem in das Zimmer, bei dessen Anblick er den letzten Athem auszuhauchen wünschte. Sein Tisch mit den mühsam zusammengeordneten Blättern, die er in den nächsten Tagen zusammenkleben wollte, war leer und noch spiegelblank von dem eifrigen Scheuern, seine Bücher lagen in einer Ecke aufgehäuft, aber wo waren alle seine Handschriften geblieben. Der Boden des Zimmers glänzte auch noch von dem Scheuern, er war auch noch nicht trocken aufgewischt, als ob die Arbeit durch einen Zufall gehemmt worden. Er sah von der andern Seite einen dunklen Schatten sich über den Boden breiten wie von einem Gefäße mit einem Henkel. Scheu blickte er dahin und erstarrte fast, aus einem großen Sacke blickten seine Papiere, die Handschrift zu der Concordanz, aber auf dem Sacke erblickte er eine so seltsame Gestalt zusammengekauert, daß er im ersten Augenblicke an die Erzählungen vom Alp drücken denken mußte. Eine jugendliche

weibliche Gestalt saß da fast zusammengedrückt mit abgewendetem Gesicht; die den rechten Fuß auf das linke Knie gelegt hatte und mit Sorgsamkeit aus dem Ballen des großen Zehens etwas auszuziehen strebte. Es war Marielle, die bei dem Scheuern sich einen Splitter an der Stelle, wo Martir zu sitzen und die Dielen mit den Nägeln seiner Füße zu streifen pflegte, tief und schmerzlich in den Ballen gestoßen hatte und ihn nun mit einer Stecknadel bewaffnet, durch angebornes Talent zu solcher Wundarzenei auszuziehen strebte. Die Stellung war höchst unbequem und sie seufzte mehr von dem Drucke ihrer gebückten Brust, die nirgend mehr Platz zu finden wußte, je näher das Auge den Weg der Nadel zu beobachten und zu richten trachtete, als von dem Schmerze dieser kühnen Anstrengung gegen ihr eigenes Fleisch. Sie seufzte und Martir der in allen der Erscheinung nur Absicht, Bosheit und Frechheit zu sehen glaubte, fand sich dadurch so verwirrt, daß er die Augen eindrückte, sich dem Himmel empfahl, indem er thun wolle, wie ihm der Geist gebiete. Bei diesen Worten schlug er wild mit seinem Dornstocke gegen die Erscheinung auf Mariellen los, die mit einem zweiten heftigen Seufzer hinstürzte. Der Staar auf seinem Kopfe schrie unabläßig **Adieu, Adieu, mon Dieu, mon Dieu, Adieu** Marielle! — **Adieu!** lallte Marielle mit sterbender Stimme. — „Ihre Stimme bei Gott!" rief Martir und öffnete die Augen, und wie in jenem Wolkenbilde, das ihm vorher so bedeutsam erschienen, lag vor ihm die Großfürstin, die er blühend im goldnen Kleide verlassen, bleich wie eine verwelkte Rose in weißem Unterrocke und Hemde, unter ihr die Concordanz, die Lieblingsarbeit seines Lebens in weißem Sacke. Keine Erscheinung, keine Wolke, kein Traum, seufzte er, warf den Stock weit von sich, rüttelte fast besinnungslos die schlaffen Glieder der Unglücklichen. — Sie ist es, die Großfürstin, sie hat mit dem Vogel gesprochen, er war ihr wenige Tage voraus geflogen, ich hatte ihr Eigenthum geraubt, eingekerkert, vielleicht hat sie ihn gehört, fand das Zimmer offen, wo offenbar die Leute gescheuert hatten. Und nun ist der Vogel fort und sie, die Einzige ihres Geschlechts, in der keine Sünde, durch mich den Kain verwundet. Hohes Fürstenkind, nicht mein Zorn führte das Mordwerkzeug, nicht der gerechte Zorn über dieses unerlaubte Eindringen eines weiblichen

halbentkleideten Wesens in mein Schlafzimmer, es war die böse mir selbst lange versteckte Gluth, die hier zur Raserei eines gewaltsamen Angriffs gegen die Geliebte mich brachte, die Schaam mein Herz wie einen Feldflüchtigen ehrlos übergehen zu sehen Das war nicht jene hohe Liebe, die zwischen Glauben in Hoffnung wandelt, es war die schreckliche irdische Lust im Bunde mit Tod und Sünde, die alle Lehren, allen Willen nur nicht den Abscheu gegen die Sünde in mir unterdrückte. Dieser Abscheu, das Einzige was mir von allen frommen Gesinnungen blieb, mußte der zum Unheil enden! Unter solchen Betrachtungen hatte er den Körper des erblaßten Mädchens in einen Mantel gewickelt, und auf seine Schulter gelegt, den Schlüssel ergriffen zu einem nahen Seitenausgange des Schlosses, der ihm wegen seiner Amtsgeschäfte, da die Schloßgemeine zum Theil in der Stadt zerstreut wohnte, anvertraut worden.

Scheu blickte er sich um, aber ein tiefes Dunkel hatte den Himmel überzogen, der Wind wechselte öfter, die Windfahnen klirrten, der Strom rauschte in den ruhelosen Schloßmühlen. Kein Wächter störte ihn, aber es störten ihn seltsame Stimmen in seinem Kopfe. Sie ist todt, flüsterte die eine, rette die Ehre deiner Lehre, wirf sie in den Strom, die Leute denken, daß sie beim Wasser holen gefallen und ertrunken. Wirf dich ihr nach, tönte die andre, so bist du aller Qual frei. Umfange sie mit ganzer Seele, lautete die dritte Stimme, ein seliger Tod, vereint ins Meer der Ewigkeit zu treiben. Teufel lasse mich los, antwortete er halb rasend, sie kann noch leben, sie kann noch gerettet werden!

In dem Augenblicke blies ihn ein heißer Athem an von oben, er stieß gegen eine schwarze Gestalt, daß ihm der Boden zu wanken schien wie das Flußeis beim Aufgange, über seinen Rücken liefen die Eisschollen: Weich Teufel von mir im Namen des Herrn.

Da wandte sich die Gestalt mit ungeschickter Bewegung und plumpem Hufschlage von ihm, er erkannte das schwarze Roß des Leibarztes, des jüngern Dr. Mophaganna aus Padua, von manchen auch Faust genannt, weil den Leuten seine anatomischen Sammlungen, seine Skelette, seine stete Jagd auf Seltsamkeiten menschlicher Körper wie Mittel zur Bezauberung erschienen. Geizig wie er sich in allem

zeigte, so ließ er auch sein Pferd, das ihn bei Tage durch Stadt und Land trug, Abends nach karger Fütterung frei, damit es sich an dem reichlichen Grase rings an den Schloßwällen ersättige. Das gute Thier scheute Gott und fürchtete niemand, es war gewöhnt vor jedem Hause, wo der Doktor Kranke besuchte, ruhig stehen zu bleiben, bis er nach Beendigung seines Geschäfts wieder sich aufsetzte und es forttrieb. Die Menschen behaupteten sogar, daß das Pferd Nachts beim Umherweiden die Todten wittere und ihm Nachricht davon bringe, damit der Doktor sich irgend eine Seltsamkeit von den Leichen fortstehlen könne. Der Herzog hörte nicht auf diese Angaben, vielmehr zeigte er ihnen ein Glas, worin einer seiner Finger, durch Spiritus erhalten, die geschickte Hand des Italieners beurkundete, der ihn nur durch diese überraschende Operation von der Gefahr befreit hatte, sein Leben an einem kalten Brande zu verlieren. Diese Sicherheit in der Wundarzenei behauptete der Italiener nur durch Versuche an Leichenzergliederung erhalten zu haben, weswegen der Herzog seine Unternehmungen gegen die Sicherheit des Grabes und der ausgestellten Leichen dadurch begünstigte, daß er ihm eine Wohnung im Schlosse, also an unantastbarem Orte, einräumte.

Der Leibarzt war gerade an diesem Tage von der Stadt entfernt auf einem Kreuzzuge nach Leichen wie eine Wanderkrähe umhergeritten, sonst hätte er gewiß an dem Scherze gegen den Kaplan Theil genommen, den er beim ersten Anblicke gleich zur Zielscheibe seiner Einfälle sich erwählt hatte. Der Italiener, der sich tausend Dinge zu thun und zu wissen rühmte, von denen er kaum ein Gerücht vernommen, fand an M a r t i r den ängstlichsten Selbstquäler, der bis zu dem Augenblicke, wo ihn sein sogenannter Geist ergriff, an Allem zweifelte, was er selbst mühsam gelernt und erfahren. Der Italiener wußte außer seiner Kritik, seinem Gewissen, auch seine Furcht durch Erzählung der unerhörtesten Krankheitsfälle anzuregen, ja, er bildete ihm die unvereinbarsten Uebel ein, gab ihm dagegen die unbequemsten Heilmittel, so daß der Kaplan längst sich verschworen hatte, künftig lieber ohne Hülfe zu sterben, als durch diese schmerzliche Quälereien des Doktors geheilt zu werden.

Sollte er noch zu ihm gehen, seinen Beistand wegen der Unglück-

lichen anzuflehen, da selbst das Anschnaufen des Pferdes ihm als Zeugniß galt, daß sie todt sei. Noch hatte ihn Niemand gesehen, auch glaubte er nicht daran, daß das Pferd mit seinem Herrn sprechen könne. Nahe war ihm wieder der Strom, auch trat er wenige Schritte näher nach dem Ufer, als er die Mühle an einem Lichte erkannte, die aber geschützt worden, weil sie nichts mehr zu mahlen hatte. Der Mühlknappe gegenüber mußte ihn wohl in gleichem Augenblick bemerkt, die eingewickelte Marielle für einen Sack gehalten haben, ihn aber für einen heimlichen Mahlgast, wie deren manche in der Nacht mit gestohlenem Getreide zu ihm kamen. „Komm nur," rief der Knappe, „wer zuerst kommt, der mahlt zuerst, wirf ab Deinen Sack, gestohlnes oder gekauftes Gut, beides giebt gleich viel Mehl."

Es ist dunkel, sagte Martir vor sich, soll ich ihm meine schwere Bürde aufladen, ihm die an der Thüre aufsetzen, mich könnte er nicht mehr erfassen, er wäre unschuldig an dem Unheil und könnte dreist Lärmen machen, daß ihr der verteufelte Wälsche zu Hülfe eilte, in sofern Hülfe noch möglich.

Aber das schwarze Pferd hatte inzwischen schon das Pflaster vor dem Hause des Doktors zerschlagen, als ob es Feuer anmachen wollte, bis der Doktor zum Fenster heraus gesehen, sein Wiehern abgehört hatte. Da blickte er hin zu Martir und rief: „Liebster Freund, machen Sie eilig auf Ihren Füßen hierher, ick schließen sogleich mein Hausthür auf mit mein große Schlüssel, Treppe sein schmal, werde helf die Leiche tragen in mein Appartement, aber stoße Sie nirgend an, weil sehre viel daran gelegen, daß die Leiche nickt in Stücken brickt."

Das Pferd eilte bei diesen Worten zu dem Kaplan und versperrte wie ein guter Reiter den Rückzug, indem es mit dem Kopfe hinten drängte, daß der Kaplan fortschreiten oder besorgt sein mußte, daß es ihm die Füße von hinten zertrete. So wurde er ohne Nachdenken der Thüre des Doktors zugetrieben, deren Schloß sich leise öffnete, die, wohlgeölt, in ihren Angeln nicht krachte, sondern leise hinter ihm schloß, ohne dem dienenden Rosse den Eingang zu gestatten. „Maladetto," sagte jetzt der Doktor leise, „ich werde Dick erwürge, daß Du mick so lange hast warten lasse über die Nacht, werde Dir abziehen

die Haut, werde sie aufblase, werde sie hinstelle in meine Garte, wie ein Vogelscheuch, werde Deine Auge aussteche und demonstriren an meine Schüler und sage, es sein Ochseaugen, dumm Eselaugen. Nun nehme sick in Acht, bitte allerschönst, um Gottes Wille, nicht anstoß an die Leich, lieber zehn Stoß für mich, als eine an die Leich! Aber Spizebub, ick meine Du haben mich angeführt, die lang Riesin, Dein bös Weib, hast dividirt in zwei Theil, dies nur die eine Hälfte sein kann mit die Kopf, hast behalten für Dick die andre Hälfte mit die beide Bein. O das wäre groß grausam Divisionsexempel!"

So fand er sich noch unerkannt, als er schon auf den letzten Stufen der Treppe stand, von dem Schatten der Unglücklichen und von einem Verschlage über der Treppe gedeckt. Nichts habe ihm sein Leben gegolten, das schwor er oft dem Herzoge, aber die Verzweiflung, seinen Stand, seine Lehre beschimpft zu sehen von dem boshaften Italiener, erweckten ihm wieder Gedanken zur Flucht. Schon glaubte er, daß der Doktor den Körper der Erschlagenen gefaßt habe und sprang zurück. Aber in dem Augenblick sah er, daß der Körper, der Hand des Doktors entgleitend, zur Treppe niederfiel, ein Schrecken, wie er ihn nie gefühlt, lähmte alle seine Kräfte, eine Bewußtlosigkeit umfing ihn wie ein höherer Segen, er sank ohnmächtig nieder.

Als er zum Bewußtsein zurückkehrte, wollte er erst nicht die Augen aufschlagen, er hoffte begraben zu sein, endlich hoffte er doch wenigstens nur im Wahnsinn das Alles erlebt zu haben, was ihm so schwer auf dem Herzen lag. Aber die Sonne war inzwischen aufgetaucht und seine Flamme ließ sich auch nicht mehr ersticken, jammervoll blickte er in den Tag, gleichgültig auf die Knochenhand, die in seiner lag und an die er fest gebunden. Doch der Gedanke, daß es die Hand Mariellens sein könne, zuckte in ihm, er suchte sich loszureißen und von dieser Bewegung erschallte eine Klingel im Hause; denn dieser Knochenarm hing an einer Schnur, die Klingel bei der leisesten Bewegung anzuziehen. Auch dauerte es nur wenig Augenblicke, so trat der Doktor in prachtvollem Morgenrocke von scharlachrothem Tuche ein, sich nach dem Befinden des Kaplans zu erkundigen. Als er keine Antwort erhielt, befühlte er den Puls, schüttelte mit dem Kopfe und zugleich eine große Flasche. „Für mich giebt es keine Arzenei," seufzte der Kaplan,

„bis ich weiß, was aus der Unglücklichen geworden, die ein unvorsichtiger Schlag von mir an dem Schlafe verletzte. War sie zu retten?" — „Retten, Sie meinen kuriren?" sagte der Doktor; „davon habet mir gestern nichts gesagt, sonden von seciren gesprochen, von anatomiren. Habet mich da in große Sünde gebracht, denn es war noch ein ganze kleine Wenigkeit von Leben darin, als ich mit mein Messer einschnitt. Habe sick darum nick so schrecklich, is mir öfter geschehen, weiß kein Mensch, wo Leben anfängt, wo Leben aufhört, versteckt sich wie klein Kind in ein klein Winkel von die Leib und lacht uns aus, wenn wir ihn nicht finde und sagen, es is all vorüber, der Leib gehört der Erden. O Menschenseel ist boshaft Ding, wenn sie frei wird von all die Last, Sorge, viele kleine Quälerei dieses Leibes, kein Menschenseel is jemals gern auf die Erde gekommen, ist hier ein harter Dienst, es liefen alle davon wie die Spitzbub von der Galeere, wenn sie die Kette nicht fühlten im Fleische, womit sie sein angeschmiedet an dies Leben." — „Also lebte sie noch, sie war noch zu retten, ihr Tod über Dich, Du Unmensch, Du Menschenschlächter!" — rief der Kaplan und hatte seine Augen eingedrückt, um durch nichts am Ausdrucke seines Fluchs gehindert zu werden. — „Verstehen mich recht," antwortete der Doktor, „weiß nicht, ob sie zu retten war, weiß gar nichts von der Donzella, ob sie hätt ganz leben können, meine nur, war so hin und wieder noch ein wenig Leben darin, dachte, sie muß erst eine Stund todt sein." Matt seufzte der Kaplan: „Ihr macht mich rasend, lieber anatomirt mich, schneidet aus die Sehnen dieses Armes, der den unglücklichen Schlag führte, da nehmt ihn, ich will nicht schreien, nicht zucken. Ihr seid Maler, ich weiß es, kreuziget mich, um die Leiden des Herrn zu sehen und in meinen Augen die Leiden Satans, wie er vom Herrn abgefallen. Ihr waret von je mein ärgster Feind, es thut mir wohl, Euch meine Sünden zu bekennen, daß Hohn und Spott mir entgegenschalle aus aller Welt. Hört recht zu, dieses Mädchen riß nieder alle die Gedanken, von denen ich lebte, jetzt weiß ich es erst, warum mich ihr Anblick so erzürnte. Dies fürstliche Kind, nur der Allwissende weiß, wie es in mein Zimmer gekommen, oder war es ein armes Mädchen, das mir zum Spott als Fürstin verkleidet wurde, denn der Herzog treibt gern seinen Muth-

willen mit der Welt, die er wenig kennt, dies fürstliche Kind hat Alles in mir umgerissen, was ich in Jahren aufgebaut hatte, all mein Verdammen der verheiratheten Priester war die Thorheit des Unerfahrenen, sagt es meinen Feinden, ich war ein Thor, der sich vor dem Gift fürchtet, das in der Nahrung verborgen sein könnte, und darüber verhungert, alle die tausendfach verglichenen Bibelstellen erscheinen mir anders, sie gelten nur für die, welche, unberührt von Leidenschaften, so wie ich bis zum verflossenen Tage lebten, ja hätte mich der Himmel gestern zu sich genommen, ich hätte nichts geahnet, hätte nie verstanden, was Paulus zum Timotheus spricht, daß in den letzten Zeiten etliche von dem Glauben abtreten werden und anhängen den verführerischen Geistern und verbieten, ehelich zu werden. Ich hing an den verführerischen Geistern des Hochmuths, wollte mich nicht stören lassen in meinem hoffärtigen Thun und Treiben, darum verdammte ich die Ehe Luthers und all der Geistlichen, die seinem Vorbilde folgten. Nun wißt Ihr Alles, zu der Strafe komme der Hohn, daß ich sie reichlich verdiente, als ich Schuldlose verdammte, ich, der ich beim ersten Anblicke, in der ersten Stunde Alles vergaß, was ich in langen Jahren als himmlische Offenbarung verbreitete, durch alle List des Verstandes vertheidigte. Ich bin ein Abgrund von Nichtigkeit, den alle Weisheit der Welt nicht mehr füllen kann, Doktor, kreuziget mich, zerschneidet mich, stellt mich bei Euch auf in Flaschen, in Spiritus, wie Ihr Eurer verstorbenen Frau gethan, vielleicht seht Ihr Wunderdinge, macht Entdeckungen, wie kein Anderer gemacht, indem Ihr zerstückt.“ Der Doktor packte bei diesen Worten ruhig seine Messer aus, nahm die Knochensäge und prüfte sie sorgsam mit einem Auge, ob sie nicht verbogen, auch Binden nahm er hin zur Hand, Schwämme und ein Waschbecken daneben. Dann wählte er eine Lanzette, besah sie aufmerksam, holte dann einen keinen Schleifstein aus dem Tischkasten, der schon frisch geölt war, und strich sorgsam die Lanzette darauf ab. Als er sie scharf genug glaubte, polirte er sie mit einem Leder und sprach: „Wird gut schneiden, wenn Ihr mit eigenen Augen sehen wollet?“ — „Gewiß,“ sagte der Kaplan, „so starb sie, so will auch ich sterben, und leset in meinem Herzen, Ihr werdet sie darin finden, sehet hinter meine Augäpfel, da wird sie stehen, Ihr werdet

sehen, daß ich sie mehr liebte, als je ein Mensch sich selbst lieben kann, endet, endet, bindet mich, daß ich nicht irre werde in der Gluth, die mein Gehirn wie einen Glasofen füllt, Alles umher bebt und schwebt in dieser glühenden Luft!"

Besonnen nahm der Doktor die bereit liegenden Binden und befestigte Arme und Beine des Kaplans an den Seiten des Ruhebetts. Dann sagte er: „Nun bet!" — „Ich kann nicht beten," seufzte der Kaplan, „sinnlose Worte schreien aus allen Weltgegenden mich an, wie soll ich Rechenschaft geben von allen unnützen Worten!" — Der Doktor sagte: „Siehst Du, daß es gut ist, wenn Andere beten für uns — werde anfangen beim linken Arm. Sieh, das is die Tollader, sieh, das is Dein Blut!"

Wirklich hatte er ihm eine Ader geschlagen und ließ sie stark bluten, bis sich die heftigen Zustände des kranken Kaplans minderten und mit dieser krankhaften Heftigkeit seine Lebenslust. Die Krankheit äußerte sich bald nur in einem halsstarrigen Schweigen, trübes Wetter nach heftigem Sturme, es war ein Abscheu in ihm gegen jede Thätigkeit, hatte sich nicht Alles zum Irrthum verkehrt, war nicht jener Geist, dem er sich so zutraulich hingab, jener heftige Geist sein Verderber geworden, ja mußte er sich nicht selbst wie einen vom bösen Geist lange Besessenen scheuen! Der Doktor aber sagte ihm: „Böser Geist is Blut, in jedem Pfund ein böser Geist, hab sie Dir austrieben bis auf einen, das ist der Geist der Stummheit, sprecke wieder, das sage ich Dir." — „Nur einmal zeige mir das Antitz des geliebten Wesens," sagte schwach der Kaplan, „wie es auch entstellt sei, denn zu meinen höchsten Qualen gehört, daß es mir nicht mehr erscheint, daß ich mit aller Sehnsucht nicht einen Zug mir denken kann, es ist, als ob meine Thränen den Spiegel des Geistes zerfressen haben." — „Morgen früh," sagte der Doktor, „wenn Du geruhet habest lange Nacht, damit Du Tramontane nicht verlierest."

Am andern Morgen nach ruhigem Schlaf öffnete er die Augen fast vergessen dieses Gesprächs, und erblickte das Haupt Mariellens freundlich lächelnd, doch die Backen blaß und eine starke Narbe an rechter Schläfe in einem großen Glase, das oben sorgsam mit Blase zugebunden war, als sähe dieses Glas zufällig aus einem Schranke

heraus, der mit einem grünen Teppich verhangen war. Er wollte aufspringen, aber er fand sich gebunden, der Doktor sprang herbei, zeigte ihm auf seinen Ruf den leeren Spiegel, der noch vor ihm stand, der jetzt die leere Hinterwand des Zimmers, diese wohl bekannten alten Schränke zeigte, wo auch bei näherer Betrachtung nichts der Erscheinung Entsprechendes zu finden, wo er nun zu seiner Ueberraschung jenen Sack mit seinen gelehrten Sammlungen zur Concordanz aufbewahrt sah, der ihm, so wie die verschwundene Erscheinung, wieder in sein altes Leben zurückversetzten, das er bisher, wie eine abgefaßte Schlangenhaut, nur wegen einer verhaßten Aehnlichkeit mit sich selbst gefürchtet hatte. Alle biblische Stellen, die von Zauberei handeln, traten ihm vor Augen, er fühlte sich wieder in seinem Wissen und ordnete heimlich diese Aeußerungen, um herauszufinden, welche Art Zauber dem Doktor einwohne? Die fremde Sprache, die fremden Scherze hatten ihm den Glauben an seine Bosheit erweckt, den jener mit Wohlthaten vergolten hatte, er hatte ihn verheimlicht, ernährt, geheilt, um so ungemessener war seine Dankbarkeit. Er drückte die Augen ein, wollte wieder den Geist in sich walten lassen, um den Dank in heftiger Ergießung der Worte auszusprudeln, als ihm der Doktor zurief: „Nich Auge zu, um Gottes Willen, Teufel drückt Dir die Auge zu und spricht aus Dir, Aug in Aug, dat muß sick sehn, so hat böse Feind keine Macht.“ — Folgsam öffnete der Kaplan die Augen und sagte mit angemessener Besonnenheit seinen Dank, daß er ihm die Jungfrau durch seinen Zauberspiegel gezeigt, wenn aber das seiner Kunst möglich sei, warum nicht auch das Größere, dem Geist, über den er gebiete, nur wenig des verlornen Körpers zurückzugeben, wenn er ihn auch als kleines Kind zur Erde zurückführen müsse, er wolle dies Kind groß ziehen. — „Achtzehnjährig Citella kann kei klei Kind werd,“ rief der Doktor, „alles vorwärts in dies Welt, will aber Geist in Mitternacht Nahrung nehme, kann er wieder ein wenik Leib erhalte. Indessen sorg für Dein eigen Leib, Du sein nun gesund, hier nit bleibe kannst. Heißt in der Citta, Du sein davongelaufen mit jung Mädche. Herzog weiß Wahrheit, setz Dich aus Misericordia auf ein Nothpfarren ans Meer, in ein Ort heißen Wrack, is halb verschüttet von die Meer. Alles zusammenpacken, was Du hast, diese Nacht reise

fort, wirst dort Alles finde, Alle von die gut Herzog bestellt. Da ist groß Kirch am Meer, wo die ganz Gemein jetzt drin wohnen könnt, da ist begraben schön Kind, das Du in Deine große Keuschheit Zorne hast mit spitze Stock erschlagen, habe nicht ein Loth für meine Collection behalte. Herzog ist ein strenge Herr." — Nach einem erleichternden Ausbruche von Thränen fragte Martir mit leiser Simme: „War's eine Fürstentochter, war's ihr rechter Name, den ich hörte?" — „Kann sein, kann auch nicht sein," sprach dann der Doktor, „es ist ein seltsam Sach, viel wunderlicker als ein Mensch es sich erdenke kann, sie hieß Marielle, doch weiß ich nit, ob sie sick immer nennen also — is ein groß Problema — bin blind — die Zeit macht Augen, setz Brille auf."

Martir war in jammervollen Träumen auf dem heftig stoßenden Korbwagen bis zur Abendzeit gefahren. „Herr Kaplan," sagte der Kutscher, „da liegt Ihre große Kirche!" — „Ich bin nicht mehr Kaplan, ich bin Pfarrer," sprach Martir sanft. — „Nun, Herr Pfarrer," antworterte der Fuhrmann verwundert, „ich meine, das kommt auf eins, grämen Sie sich nur nicht um den guten Tisch am Hofe, um die schöne Wohnung im Schloß, es ist bei allen Dingen am Hofe ein Aber, ich habe lange genug zugesehen und denke manchmal, daß ich jetzt weiter wäre, wenn ich als Knecht bei einem Bauer gedient hätte. Mit dem Gelde heißt es, wie gewonnen, so verronnen und das Gewissen verrinnt nicht mit dem Sand in der Uhr. Wie hab' ich so manche geheime Fahrt machen müssen, vor der mir jetzt graut. Hier bin ich auch nicht zum erstenmal — nun, Herr Pfarrer, der Himmel stehe Euch bei, ich glaube immer, sie wollen Euch zum Narren machen, denn es fehlt ihnen jetzt am Hofe an einem Hofnarren! Grämt Euch nicht darum, es ist zwar eine gar schwere Abrichtung mit den Hofnarren, fast noch schwerer als mit den Falken, denn die eigentliche Kappe tragen sie inwendig. Ist aber die Lehrzeit vorbei, dann geht's Euch gut, Ihr dürft über Alles sprechen in Eurer Art, so wie die Landstände, aber zuweilen geschieht es doch und Ihr könnt Manchen zu Halse kommen. Da vergeßt mich nicht, wenn mich der Stallmeister anklagt, hat er immer Unrecht; ich futtre gern meine

Pferde dicke, aber denkt nicht, daß ich von Euch Hafer begehre, weiß Gott!" Voll Verwunderung über diese seine neue Bestimmung nahm sich Martir vor, wie grundlos auch die Vermuthung des Kutschers sei, doch sehr auf seiner Hut zu sein, um nicht etwa aus Gram über die zerstörte glänzende Lebensaussicht, aus Liebe oder warum sonst zum Narren zu werden, ja er flehte recht ernstlich zu Gott, was er ihm auch für Prüfung auferlege, daß er ihm wenigstens ein Bewußtsein seines Leidens und Lebens bewahre. Dann schlug er die Augen auf, müde, verdrossen, fast schlaftrunken, welch ein Blick, er glaubte, daß er sie nie weit genug aufreißen könne, so viel war zu sehen. Erster Blick über's bewegte Meer, ein Schauder der Ewigkeit, Alles wandelbar wie die Wogen und Wolken, unsichtbare Kräfte, die unter der Decke von beiden spielen, jammernde weiße Vögel, die ahnende Kunde bringen, und der Schaum der Brandung, ein Zeichen des letzten Widerstandes der Erde; wenige kühne Menschenseelen, die sich durch diese rollenden Wogen mit ihren Gedanken auf schwachem Kahne drängen, zufrieden einige Fische aus der Fluth zu ziehen und dann ihre Netze zu trocknen. Und in dieses unstäte Chaos sinkt eben die Sonne ein und durchschimmert noch einmal roth die Schneeberge der Wolken. Was ist das, jetzt scheint die Sonne zu verbrennen, ja jetzt bricht das innere Feuer der Sonne in Flammen aus, sie verbrennt, die uns so lange leuchtete, ihre Asche senkt der Sturm ins Meer, jetzt ist sie nicht mehr, die uns so lange erfreute, oder vielleicht erhebt sich am Morgen nur eine verglimmende Schlacke am Himmel. Wohl euch, ihr eingestürzten hohen Uferberge, ihr seht nicht diesen letzten Tag! Doch mitten auf den Bergtrümmern, nur durch einen schmalen Bergrand noch der Erde verbunden, steht die mächtige alte Kirche mit ihren spitzen glänzenden Fenstern, mit ihrem hohen, bogig gezierten Giebel, mit ihren beiden spitzen Thürmen an beiden Seiten des Eingangs. Das ist kein Haus für unser kleines Geschlecht und doch von ihm erbaut.

„Es ist die größte Kirche im Lande," sprach der Kutscher als zufällige Begleitung der Gedanken Martirs, „die Leute wollen behaupten, sie sei noch hundert Jahr vor Christi Geburt oder vor Erschaffung der Welt erbaut, ich weiß es aber besser, sie ist darum so groß, weil hier in heidnischer Zeit die größte Handelsstadt der Welt

gestanden, die aber allmählig ins Meer gesunken ist mit dem Ufer worauf sie stand; wodurch denn auch der Hafen gänzlich versandete und verschüttete. So hab ichs vom vorigen Prediger gehört. Der letzte Bergsturz war vor zwanzig Jahren, da rollten alle reiche Aecker des großen Dorfs und der Pfarre ins Meer, auch die meisten Höfe mit der Pfarrwohnung, nur ein Stück Ritterhof und die Kirche blieben stehen, der Herr schiffte in alle Welt, das Lehn fiel an den Herzog zurück. Das alte Haus des Pferdehirten wurde nun die Pfarrwohnung, denn die Bauern konnten keine Pferde mehr halten, beackerten das schlechte Land was übrig blieb mit ihren dürren Ochsen und legten sich auf die Fischerei, seht da liegt das Pfarrhaus, es ist doch gut, daß noch die Rasenstücke geblieben sind, die der vorige Pfarrer pflanzte und die Geisblattlaube, in der er Abends vor der Thüre saß, so ist doch etwas übrig, was ihm Ansehen giebt."

Der Anblick des niedrigen Strohdaches über dem mit Lehmfächern ausgefüllten Holzhause hätte einen jeden erschüttern können, der weniger auf seinen Herzen hatte als Martir. Dieser sah die Straf- oder Buß-Pfarre, wozu diese Pfarre nun einmal bestimmt war, um Geistliche die etwas versehen durch Noth zum Beten zu bringen, als eine milde Bestrafung seiner Schuld an und dankte im Herzen für die gnädige Strafe. Als er vorfuhr kam ihm niemand entgegen von der Gemeine, wohl aber die alte Haushälterin des vorigen Pfarrers, die obgleich nicht jung, doch noch rüstig und wohlgemuth sich herzlich freute, daß wieder ein Geistlicher im Dorfe sei, zugleich auch fragte, ob er ihre Dienste bedürfe, da sie sonst ein andres Unterkommen im Dorfe suchen müsse. Das kann mir nicht fehlen, sagte sie, denn als Hebamme seit so vielen Jahren habe ich über die Hälfte der jetzigen Leute in die Welt geholt, sie werden mich nicht hinaus treiben.

Martir sagte ihr freundlich, daß er ohne ihre Hülfe gar nicht leben könne, daß ihm die Wirthschaft fremd sei, weil er in der Stadt geboren, daß er seine Aeltern früh verloren nur unter Büchern zu leben gewohnt sei und das er ihr wie einer Mutter alles Häusliche ganz überlassen wolle, wenn sie sich zu dem Geschäfte verstehen wolle. Die Frau schlug gleich ein, indem sie versicherte, sie könne auch nur mit Gelehrten umgehen, der vorige Pfarrer habe sie unterrichtet und da

kämen ihr die Bauern gar nicht vor wie Menschen. Gleich besorgte sie die großen Bücherkisten mit Martir und dem Kutscher vom Wagen, gab den Pferden, weil keine Stallung, etwas Heu, dem Pfarrer und dem Kutscher aber setzte sie einige Fische vor. Der Pfarrer wollte nun nach Gewohnheit ein langes Gebet halten, aber sie unterbrach ihn bald mit dem Bedeuten, daß die Fische kalt werden möchten, so daß er schon beim ersten Eintritt ihrer Anlage zur Alleinherrschaft nachgeben mußte. „Für unser Elend brauchen wir nicht lange zu beten!“ sagte sie, „das mögen die reichen Nachbarn thun, die Pfarrer bei denen die Kälber nie fett genug sein können, wo die Gänse im Hofe ärger schreien als die Bauerweiber in der Kirche. Bei uns ist alles Amen. Auch möchte ich Euch nicht gern beim ersten Eintritt mit Sorgen belästigen, aber Ihr werdet noch heute ein Bettlaken an der Thurmfahne aushängen müssen, damit einer der Bauern Euch das Nothwendige von seinem Fange bringe. Denn so ist es hier vom Consistorio eingerichtet seit das Meer alle Pfarräcker verschlungen hat mit allen Zehnten der Bauern und zwar brachten die Herren das aus dem Grunde auf, weil sie sagten, die Fische gingen jetzt über zehntpflichtigen Baueracker, also müßten die Bauern auch den Zehnten von den Fischen geben. Die Bauern lachten über den Grund, aber sie meinten, daß der Pfarrer doch nicht verhungern dürfe, also wollten sie sich nicht weigern. Sie würden Euch heute begrüßt haben, wenn sich nicht reicher Segen von Häringen hätte sehen lassen, da ihr nun bleibt, die aber weiterziehen, so mußten sie die Häringe bewillkommnen mit ihren Netzen. Es würde uns auch an Brod gefehlt haben, doch zum Glück stand ich heute der Tagelöhnerfrau am Ende bei der Ankunft eines Andern bei, brachte einen schönen Knaben in die Welt und sagte ihr, er möge nun leben oder sterben, getauft oder begraben werden, ihr bekämet das Eure davon und so möchte sie mir ein Brod für Euch auf Abschlag geben.“ — Der Kutscher ließ bei diesem Wort das Stück Brod fallen, das er eben zum Munde führen wollte, wischte sich die Augen als ob ihm eine kleine Fliege hineingerathen wäre, öffnete dann einen Kober, legte ein groß Stück Schinken und ein Stück kalte Pastete auf den irdnen Teller, der leer vor dem Prediger stand und sagte: „Das Zeug hat mir die alte Schaffnerin in den Kober gekramt, kann es nicht essen und ist nur eine

Last für meine Pferde, wenn ich es wieder mitnehme." Dabei machte er einen kurzen Abschiedsgruß, fluchte grimmig auf die Schindmähren, daß sie nicht stehen wollten. Im nächsten Augenblicke fuhr er ohne sich umzublicken im schärfsten Trabe auf und davon. So fand sich nun Martir mit der Haushälterin ganz allein, mit dem Wagen der fern abrollte, war die letzte Verbindung zwischen ihm und der gelehrten Welt abgebrochen, er hatte noch ein Paar Schreiben an Freunde in Wittenberg mitgeben wollen, nun war alles zu spät. — „Wie heißt Ihr denn gute Frau?" fragte Martir. „Martha Greifenklau," antwortete die gute Frau, „ich könnte auch wohl einen größeren Namen führen, wenn der selige Herr Pfarrer länger leben geblieben wäre, denn von einem Jahr zum andern vertröstete er mich, daß er mich öffentlich heirathen wolle, doch schämte er sich als ein alter Mann das erste Beispiel von einer geistlichen Heirath zu geben und so oft ich ihm davon anfing, schloß er mit dem Rathe: Wollen es noch dem Herrn anheim stellen. Der Herr rief ihn aber zu sich und wer weiß wozu das gut ist! Den alten Herrn mit seinen fremden Sprachen konnte ich oft gar nicht verstehen und immer redete er von Paris und Madrid, von hohen Herren, als ob sie noch ihn besuchten. Der alte Herr war vielleicht schon lange verrückt und ich habe es nur aus Ehrfurcht nicht gemerkt!"

Gott behüte mich vor Narrheit, seufzte Martir und packte seinen Sack mit Betten aus, während ihm Frau Greifenklau eine alte Bettstelle zeigte im Alkoven des Zimmers der mit einer grauleinenen Decke zugehängt war, beides als ein Erbstück des seligen Pfarrers rühmend, das er ihr vermacht habe. Sobald das Bettlaken gefunden, fragte Martir nach dem Küster, ob der nicht das Tuch befestigen könne, um die Fischer im Meere von seiner Hungersnoth zu benachrichtigen, aber zu seiner Verwunderung vernahm er, daß zur Verbesserung der Stelle der Küster- und Schullehrer-Dienst damit verbunden sei, was ihm aber nicht viel Zeit koste, da die Kinder nicht länger als ein Paar Stunden täglich entbehrt werden könnten, wo sie dann ein wenig Lesen lernten, meist unter ihrer Anweisung, wobei sie ihm im Winkel eine Zahl wohlgeschnittener Haselstäbe und Birken-

ruthen als Lehrbücher zeigte. Haltet Euch nur mit mir, so schloß sie, und es soll Euch hier noch recht gut ergehen.

Sie gingen nun beide an dem hohen rissigen Ufer der großen Kirche zu, Frau Greifenklau aber trug sorgsam die Laterne voran, daß er nicht zur rechten Seite herabstürzen möchte, wo das ungestüme Meer noch immer gefräßig an dem Ufer nagte. Wie er so an dem Eingange stand, der mit behauenen Steinen voll alter verwitterter Bildwerke geziert war, so glaubte er seine Concordanz, das übereinstimmende große Glaubenssystem, das er aus Stellen der Bibel zu ordnen angefangen, schön vollendet vor sich zu sehen, da fehlte nichts, da war alles an seiner Stelle, alle Hauptpfeiler so fest, als ob sie erst heute begründet, nur die unvollkommene, wechselnde Zierde der Erde, die Menschenbildungen über dem Eingange, die waren unkenntlich geworden. Er glaubte in sein Inneres einzugehen, als er die Kirche betrat, er glaubte seinen Körper gefunden zu haben und es kam ihm hier der Gedanke, ob er nicht eben so der geliebten Unglücklichen, dem Geist, welchen er von der Erde gewaltsam verdrängte ein Haus hier bauen, einen neuen Körper schaffen könne, ob es denn so unmöglich sei, die magischen Vorschriften zur Citation der Geister in Anwendung zu bringen, mit ihm zu fühlen, mit ihm zu denken, mit ihm zu schaffen. Unter solchen Träumen war er bis zu einer frischen Holztafel gelangt, die eben erst in den unreinen Kirchenboden eingelegt schien. Sein Auge heftete sich unwillkürlich darauf und die Begleiterin sprach ernst: „Ja da ruht mein einziges Kind, meine Mariella, sie hat nur wenige Tage die Hofluft ertragen, da hat sie ein Schlagfluß fortgerafft, an ihrem rechten Schlaf war sie blau, sonst war kein Zeichen des Todes an ihr. Sie schien nur zu schlummern, als der Kutscher sie vor wenig Tagen auf demselben Wagen, der Euch hierher brachte, in schönem schwarzen glänzenden Sarge hier vorfuhr und die mitgebrachten Todtengräber sie hier zur Ruhe brachten. Wohl ihr, was blieb ihr seit der alte Herr gestorben, ich konnte ihr nichts abgeben und Ihr würdet sie auch nicht haben ernähren können. Der alte Herr hatte immer noch einen Sparpfennig, den er so nach und nach aufzehrte, was habt Ihr außer Euren vielen Büchern? Der Mensch stirbt immer zur rechten Zeit und wäre er noch so jung!“

Die Härte dieser Aeußerung und die schreckliche Gewißheit, daß hier die Gemordete auf Befehl des Herzogs begraben sei, um ihm die Erinnerung dieser Unthat bis zu seinem Lebensende vorzustellen, übermannten ihn nicht, eine geheime Wohlthat schien es ihm, ein Einstimmen in seine heimliche Betrachtung, wie dieser Geist wieder zur Erde beschworen werden könne. Aber er ließ sich nichts merken, fest entschlossen der Mutter alles zu verheimlichen, fragte er gleichgültig nach den andern Gräbern und wohin er selbst einst käme. Sie zeigte ihm die Reihe der Prediger und wie er selbst fast neben Mariella nach gewohnter Ordnung einst Ruhe finden würde.

Scheinbar gleichgültig fragte er dann nach dem Aufgange zum Thurme und eilte mit der Frau hinauf das Betttuch und die Laterne an der Fahne des Thurmes zu befestigen. Nach einem den Athem erschöpfenden Steigen auf der Wendeltreppe traten sie hinaus auf die Platte des einen noch unvollendeten Thurmes, auf dessen Mitte die Fahne errichtet war. Leicht folgte er der erhaltenen Anweisung, der gleichmäßige Wind schwellte das Leintuch, die Laterne beleuchtete es, bald zeigte ihm die Frau wohl vier verschiedene Feuer auf den Fischerböten im Meer, wie die Bauern diese zum Ziehen der Heringsnetze anzuzünden pflegten. „Der Himmel segne ihre Fahrt,“ sagte der Pfarrer und die Frau sprach: „Das heißt segnen, die uns fluchen, denn von allen, die hier unser Licht sehen ist gewiß keiner, der Euch nicht zum Abgrund des Meeres verflucht, weil sie Euretwegen ihrem Fischzug eine Stunde abbrechen müssen.“

Wirklich kam auch sehr bald ein Boot mit seinem Feuer an das Ufer gesegelt, denen die Frau entgegen zu gehen rieth. So verließen beide den hohen Leuchtthurm ohne die Signale abzunehmen, damit noch andre zur Abgabe des Meerzehnten aufgefordert würden.

„Mögt ihr an den Häringen sticken und bersten,“ sagte der alte Fischer, der ihnen am Ufer den Fang überreichte, „weiter kann doch so ein frommer Herr nichts, als ehrliche Leute in ihrer sauern Arbeit stören, um nicht ein Paar Stunden zu hungern, müssen wir mit unsern Kindern den Seehunden zur Nahrung werden. Der alte Pfarrer war schon toll genug, aber dieser muß ganz verrückt sein, daß er Nachts keine Ruhe hat, sondern nur an sein Fressen für den nächsten Tag

denkt und die alte ausgelaufene Thurmtreppe nicht scheut, an der schon mancher bei Tage sich Maul und Nase zerstoßen hat." — „Aber Freund," sagte der Pfarrer, „sorgt Ihr denn so ungern für den, der für Eure Seelen sorgen soll, achtet Ihr so wenig die Kirche und ihre Diener." — „Macht nicht soviel Worte," antwortete der Alte, indem er seinen Kahn von der Küste abhob, „ich bin der Kirchenvorster und daher weiß keiner soviel wie ich von der Seelsorgerei, warum hat der Himmel unser Erbe nicht besser bewahrt, was sollen wir für das bischen Sand und das große mörderische Meer, was uns geblieben, noch sorgen und beten, unsre Tage sind ein Kampf mit dem Tode, mit dem schreckt Ihr keinen von uns, der Teufel mag uns nicht, denn wir haben keine Zeit zum Sündigen, Gott kann uns nicht schlimmer ansetzen, als wir hier stehen, wir heißen noch immer Bauern, müssen zahlen wie Bauern und haben doch kaum soviel übrig wie sonst die Kossäten besaßen, die alle davon gelaufen sind." — „Auch das köstlichste Leben," sagte Martir begütigend, „wenn wir's überschauen ist Mühe und Arbeit gewesen, jeder Tag hat seine Freuden und seine Sorgen, denkt daran, wie viel Ihr noch zu verlieren habt um Euren Zorn zu bändigen über das, was ihr verloren habt." — „Ja Herr Pfarrer," sprach der Kirchenvorsteher, „seit wir unsern rechten Herrn nicht mehr haben, geht es uns gar zu schlimm, die herzoglichen Räthe hören uns nicht, da schreiben sie zu uns wie zu den andern Gemeinen, die sich im Wohlstande befinden; heute haben sie uns geschrieben, wir sollten eine neue Kirche bauen, weil die alte Kirche täglich in Gefahr ist in den Abgrund zu stürzen. Nun Ihr werdet es gesehen haben, daß sich der Thurm senkt. Zehnmal haben wir geschrieben, daß wir in der Pfarrstube sonntäglich Platz haben, daß wir nun so viele Jahre Sonntags Platz gefunden haben und für die Last dem Pfarrer Brennholz anfahren. Sollen wir noch eine Kirche bauen, so laufen wir alle davon, daß keiner hineinzugehen braucht." — „So brummig, Vater Steffen," sagte die Frau, „habe ich Euch doch nie mit dem alten Herrn sprechen hören." — „Es ist auch ein Unterschied," sprach der Alte, indem er sich ins Boot setzte, „der Alte war der Alte, so einen kriegen wir nicht wieder." — Diese Rede hätte sonst den Geist in ihm völlig empört, auch drückte er unwillkürlich die Augen zu, aber schon

hörte er eine andre Stimme in seiner Nähe, die ihn mehr demüthigte als sein Gewissen. **Adieu, Adieu,** rief der wohlbekannte Staar. Gleich öffnete er die Augen, konnte aber in der ungewissen Hellung des aufgehenden Mondes den ahnungsvollen Gast der Luft nicht entdecken. — „Er gehörte meiner verstorbenen Tochter Mariella,“ sagte die Greifenklau kaltblütig, er ist mit ihr zugleich bei dem verstorbenen alten Herrn in die Schule gegangen, hat aber nicht so viel begreifen können, ist nun ein alter Bursche und kann doch nur seine Paar fremde Wörter radebrechen; mein Kind aber, das hielt schöne Reden mit dem alten Herrn, daß er sich selbst über ihre Gelehrigkeit verwunderte. Ja auch beim besten Unterricht ist immer noch ein Unterschied zwischen einem Vogel und einem Menschen, wenn auch der Vogel noch so viel Verstand hat.“ — Der Vogel aber sang in der Ferne: Marielle, **leve toi, leve toi sonne la matinée. Bom Bom Bom.** — Dieser altbekannte Kanon, den Martir manchmal in Wittenberg mit jungen Genfern gesungen, drückte ihn innerlich zusammen. Er spricht, er singt, sie schweigt, ich habe den Mund ihr verschlossen, arme Tochter, arme Mutter! So dachte er in sich und sank auf den feuchten Ufersand nieder wie ein Schiff, das um sich zu retten vor dem grimmigen Sturm und den Klippen, mit vollen Segeln auf den Strand jagte, alles stürmte in ihm, hier war doch ein Halt gegen den innern Schwindel, der ihn ergriffen, er weinte heimlich und konnte nur beten, das dies sein letzter Augenblick sein möge.

Die Frau kam ihm jetzt wieder näher, sie hatte sich mit dem Staar abgeschwatzt, und sprach zu ihm: „Gewiß sucht Ihr ein Stück Bernstein beim aufgehenden Mondscheine. Ihr habt nicht unrecht, das Meer ging den ganzen Tag hoch, der Wind trieb nach dieser Ecke. Fürchtet Euch nicht vor den Bernsteinpächtern, das ist hier kein gemeiner Strand, der niemand angehört. Hier ist unser Acker, was das Meer darin herauswühlt das ist mit Recht unser, so sagte der Alte und ging fast alle Abend mit Mariellen hier spazieren und sammelte Bernstein. Seht hier ist sogar ein altes Pfarrstück, Ihr könnts an dem Steine mit dem Kreuze kennen. Aber, ich bitte Euch, zieht Schuh und Strümpfe aus, streift die Aermel auf, sonst verderbt Ihr Euer gutes Zeug, diese Pfarre ist nicht angethan ein neues

Kleid zu kaufen, das Kleid muß halten bis an Euer Lebensende." — Martir antwortete, „keiner wisse wie nahe ihm das sei," und suchte seine Qual zu verbergen, indem er suchte, was ihm gleichgültig war, diesen Weihrauch der Urwelt, das Harz der Paradiesesbäume. Bald fand er kleine blinkende Stücke, aber die Frau erkannte es für Steine ohne Werth. Endlich zeigte er ihr ein großes Stück, das so leicht sich anfühlte. „Die blinde Henne findet auch manchmal ein Korn," rief die Frau erstaunt, „das ist ein Glückszeichen, denn so oft der alte Herr mit Mariellen suchte, nie fiel ihnen ein solcher Schatz in die Hände. Ich sage Euch, davon könnt Ihr ein ganzes Jahr gut leben, auch das nöthige Vieh kaufen, sammt Wirthschaftsgeräthe." — Von seiner eignen Freude überrascht, sagte Martir: „Muß doch meinen ersten Glücksfund bei bei der Laterne betrachten, bis zu unserm Hause ist es noch weit." — „Nein," sagte die Frau ängstlich, und hielt ihn fest, „jetzt nicht, in der Mitternacht tanzen die Kleinen über und unter dem Keller der Todten und wer ihnen heimlich zuhorcht dem verwirren sie den Verstand, daß es ihm ewig im Kopfe summt. Seht nur die Thüre steht offen, die wir angelehnt hatten." — „Und der neue Grabesdeckel," fügte der Pfarrer leise hinzu, „scheint auch geöffnet im Mondenscheine." — „Kommt," rief die Frau und zog ihn fort, „vor Schrecken könnte Euch der Mund zur ersten Predigt ausschlagen und das wäre ein schlechtes Zeichen."

Erschöpft traten beide mit den Fischen und dem Bernstein ins Haus. Das Bette fand er gemacht, obgleich er hätte schwören wollen, daß es nur so hineingeworfen war vor dem Ausgange zur Kirche. Inzwischen behauptete die Frau das Gegentheil und daß sie es selbst gemacht habe, wünschte ihm eine gute Nacht, um wie sie sagte, die Ziegen zu melken. Gleich warf er sich nach kurzem Gebet ins Bette und würde bald alles im tiefsten Schlaf vergessen haben, wenn nicht ein Lärmen ihn erweckt hätte. Er sah mit Verwunderung wieder die Lampe der Frau im Zimmer, sah sie selbst beschäftigt eine breite Thüre in der Wand herunter zu klappen, einige Betten darauf zu legen, als ob sie noch für einen Fremden, der angekommen, ein Bett bereitete. Dann schnitt sie Brod ab, goß Milch in eine Schale, legte einen Löffel daneben. „Wer ist gekommen?" fragte sie Martir, aber in

demselben Augenblicke stieg die Frau selbst mit aller Sittsamkeit in das Bette und schnarchte bald, daß der Staar einmal über das andre: **Taisez vouz!** rief.

Ißt der Staar die Milch mit dem Löffel? fragte sich Martir: Was würde der Herzog, was würden meine Kollegen sagen, wenn sie mich hier mit der Frau in einem Zimmer überraschten, gewiß ist es ein böser Plan gegen mich und meine Lehren. Nein, wenn sie mir übel wollten, brauchten sie mich nur hinrichten zu lassen, es sind Unschuldigere vor unserm Schlosse enthauptet worden und ich habe sie zum Tode vorbereiten müssen. Meine Vorstellungen hat keiner der Richter, hat der Herzog nicht gehört, doch blieb mir seitdem die Angst selbst ein Mörder zu werden wie jener der im Traume sein Schwert ergriffen hatte und einen betrunkenen Freund umbrachte, der ihn im Bette angegriffen. Alles geschieht mir wovor ich mich je gefürchtet habe, Gott erziehet mich strenge, wozu will er mich brauchen. Gewiß werde ich auch noch heirathen müssen wie ich morden mußte, denn vor beiden hatte ich einen Schauder!

In solchen ernsten Betrachtungen sank ihm fast das Haupt, als Tritte im Zimmer ihn wieder ermunterten. Weiß umhüllt erschien eine Gestalt, aber sie wendete sich von ihm und nahete sich leise dem Tische, wo die Milch von der Alten aufgestellt war. In große Eile nahm sie viele Löffel davon, auch von dem Brodte schien sie zu genießen. Er wagte sich nicht zu bewegen, er glühte von Angst und Reue, die Gestalt war zu ähnlich der Unglücklichen, die seine Raserei geopfert hatte, aber mit der Angst erwachte auch seine Liebe zu der Schönheit, die er damals zuerst in ihrer gewaltsam ergreifenden Anziehung kennen gelernt hatte. Sein Herz webte so rasch von Secunden wie eine Uhr, an deren Gewicht sich ein muthwillig Knäbchen hängt, das Gott Amor von den scherzhaften Heiden genannt wird, ja er suchte diese schmeichelnden Gefühle absichtlich auf um die gräulichen folternden Vorwürfe zu bändigen, er dachte sich, sie könne ihn als Geist lieben, ihn aufsuchen und nächtlich sich ihm gesellen. Die Gestalt wandte sich und er sah deutlich den blauen Fleck an den Schläfen, deutlicher die Umrisse der Zergliederten, jede Neigung verwandelte sich in den Wunsch, von diesem Schreckensbilde befreit zu werden. Aber wie das Bild eines Hohl-

spiegels scheint sie sich zu nahen in wenig Momenten, ohne daß ihre Füße sich bewegen, sie sieht durch seine Gardinen und dann wie jene japanischen Puppen umkreist sie das Zimmer, läßt die leinene Hülle fallen und versinkt bei dem Bette der Mutter.

Und kaum ist sie verschwunden, so naht ein Zug kleiner Wesen von der Thüre her, er hört deutlich die Tritte, hört wie sie sich pfeifen, es ist als ob sie scharf beschlagene Stiefelchen trügen, so laut ist ihr Auftreten mit den kleinen Füßchen. Auch sie gehen hin, wo Milch und Brod gestanden, sie wirthschaften mit einer Brodrinde, als ob sie diese wie einen schweren Steinblock forttransportiren wollen. Das sind die kleinen Wichte, die des Menschen Sinn und Verstand verwirren, seufzte Martir in sich und hüllte sich fester ein — in den nächsten Augenblicken weiß'er nichts mehr von sich. War alles ein Traum?

Der Morgen leuchtete hell ins Zimmer auf seine Bücher, die er in der Ecke aufgerichtet hatte, er rieb sich die Augen, alles war verschwunden, Bett und Milchnapf, Geist und Unterirdische. Als er sich erkundigen wollte kamen schon die Knaben des Dorfes, ihm vor der Schule ein wenig Beistand zu leisten, wenn es nöthig, auch brachten sie ihm selbst Haselstöcke und Birkenruthen nach dem Auftrage der Aeltern.

So begann seine Amtsführung mit dem Unterrichte der Kinder und füllte den Morgen, wobei er in sich eine Ruhe, ein Wohlwollen spürte, das ihm sonst fremd gewesen. Die Kinder schienen gute Nachrichten nach Hause gebracht zu haben, so daß die Aeltern veranlaßt wurden ihm gleich nachher den Antrittsbesuch zu machen, ihn um Entschuldigung zu bitten, daß sie gestern nicht gekommen, er sei aber durch böse fremde Leute verläumdet worden. Martir wagte nicht nach der Verläumdung zu forschen, doch kam es durch die Geschwätzigkeit der Leute heraus, daß er bei den benachbarten Geistlichen als ein Feind des Ehestands verrufen, ja daß keiner Umgang mit ihm zu halten gesonnen sei. Hier überwand er zum erstenmal die Narrheit der laut geäußerten Meinung, erklärte, daß er wohl zu weit gegangen sei in seinen Ansichten von den Geistlichen, daß nur zu wenig geleistet würde, wenn

der Mensch allzuviel von sich forderte, Luther habe doch wohl endlich Recht gehabt, als er sich vermählte, statt in Zweifeln und Verlangen seine nützliche Zeit zu verderben. Auch gestehe er, daß er den Frauen zu viel Böses nachgeredet habe, eben weil er seit frühester Jugend auf Schulen und von ihnen entfernt nur das Lautwerden derselben im Gezänk mit Mann und Knecht gehört habe, wie so viele durch ihr Geschrei in gründlichen Studien gestört worden, die Frauen seien aber wie das Feuer am Heerd, so lange die Suppe nicht überkoche oder anbrenne, denke keiner daran, dann aber gehe es an ein Fluchen über das nützliche Element, die Holzstücke würden aus einandergeschmissen und nun komme gar noch Rauch zu dem übrigen Unheil.

Eine Frau wünschte dem Herrn Pfarrer für die gute Meinung eine hübsche junge Frau, meinte auch, sie werde sich schon finden. Martir drückte die Augen ein, um seine Beschämung zu verbergen, indem er versicherte, daß in diesem Häuschen kein Platz für Frau und Kinder sei. „Glauben Sie das nicht Herr Pfarrer," antwortete die Frau, „viele geduldige Schaafe gehen in einen Stall, mein Zimmer ist noch kleiner und da wohnt auch der Sohn mit seiner Frau; die Frau Pfarrern kann Ihnen beim Unterricht viel Last abnehmen, da brauchen Sie nicht aufzustehen, sie hält Ordnung mit dem Stock und kann dabei doch ihre Hausarbeit verrichten. Der Staar schrie bei diesen Worten von dem Schranke: O che cocagna o che felicita andar a la campagna col su in amora. Bonjour Marielle. Bon jour mon ami. Schert Euch zum Teufel. Martir erschrack, weil er denselben Befehl heimlich in sich ausgehen lassen, die Leute aber grüßten den Vogel und dann dem Pfarrer indem sie sich entschuldigten, daß sie so lange geblieben. Als sie hinausgegangen waren, hörte Martir draußen noch einigen Streit. Er horchte und entdeckte, daß die Greifenklau den Männern die abgelegten großen Stöcke zu Brennholz verhauen und damit seine Suppe gekocht hatte, zur Strafe, wie sie sagte, weil sie ihre Schuldigkeit nicht erfüllt und kein Holz angefahren hätten. Die Frauen lachten die Männer aus, daß sie immer mit einem Stock in der Hand gingen, werden sie doch fertig ohne Stock und müßten noch viel weiter laufen, die Männer wagten gegen

diese weise Mutter nicht laut zu werden, sondern versprachen noch an demselben Tage ein Paar Holzfuhren zu leisten.

So kam nun der Mittag, von welchem der Pfarrer die Erlösung seiner Neugierde hoffte. Aber da hatte er seine Noth mit seinen Fragen laut zu werden, theils blieben sie im Halse stecken, daß er sie verschluckte, theils überhörte die Frau seine gedämpfte Stimme und sprach nur immer von ein Paar jungen Schweinen, die sie aufgezogen habe, die er am nächsten Tage zum Markt treiben solle. „Aber sie laufen mir davon liebe Frau, ich verstehe mich nicht darauf," sagte er verzweifelnd. „Ei da binden wir jedem einen Strick ans Hinterbein da könnt Ihr sie regieren wie der herzogliche Kutscher mit seinen Pferden hier lenkte," antwortete sie. — Armer verlorner Sohn, seufzte er, auch noch Schweine sollst du treiben, ehe der Vater dir seine Hände ausbreitet und dich aufnimmt in seiner Ruhe. — „Ich helfe Euch," fuhr Frau Martha fort, „wir müssen den Bernstein verkaufen und nöthiges Hausgeräth einhandeln."

Nachdem er dies alles eingeräumt, sich zu allem bereit erklärt hatte, kam er endlich zu der Frage: Ob nicht ein Hausgeist zuweilen sich zeige. — „Freilich," sagte die Frau, „das ist noch mein Glück, wie sollte ich sonst mit der Arbeit fertig werden. Wer sollte Essen kochen, abwaschen, die Stube scheuern, die Ziegen milchen, das Schwein füttern und die Hühner, wenn ich zu Frauen in Kindesnöthen geholt werde. Es soll ein Mädchen sein, sagen die Leute, ich hab's nie gesehn, die Leute sagen, es sei das erste Kind, dem ich als weise Mutter auf die Welt helfen wollte, es starb aber und nun weiß ich wohl, daß ich daran schuld gewesen. Nun der Teufel machts besser, als er kann, eine fromme Seele wirft ihre Last auf Gott."

Bei diesen Worten fiel eine Centnerlast von dem Herzen Martirs, die Frau aber fuhr ruhig fort: „Für ein Näpfchen Milch, das ich dem guten Kinde Abends hinsetze thut es mehr als die beste Magd." — „Aber wo schläft die Kleine?" — „Ich weiß nicht recht," antwortete die Frau, „aber ich meine zuweilen bei mir im Bette zu meinen Füßen, denn da finde ich ein Grübchen zuweilen und die Stelle fühlt sich warm an, gerade als ob eine Katze da geschlafen hätte." — „Und Ihr habt

keine Furcht vor dem Wesen?„ — „Nein Herr, vielmehr lieb ich das Kind, es ist meine einzige Nachkommenschaft seit dem Tode der Tochter, ich wollte sagen meine einzige Gesellschaft.“ — „Aber wenn dies Wesen Nahrung zu sich nimmt, so muß es doch einen Körper haben, muß wachsen?“ — „Ja Herr, wenn ich ihm viel gebe, vielleicht wüchse das Kind mir über den Kopf und dann müßte ich die Magd spielen, aber so geb ich nur soviel, das es eben nicht verhungert, soviel als es bei seinem steten Laufen und Arbeiten verdünstet, da bleibt es mir nun immer unterthan, wagt nichts anzurühren, was ich ihm nicht zum Speisen angewiesen habe und widerspricht nur selten. Denkt Euch nur, das große Stück Bernstein hätte sie gern gehabt, das hörte ich heute Morgen, aber ich führte sie schön ab.“ — „Laßt es ihr,“ antwortete der Pfarrer, „ich verkauf es nicht.“ — „Nein Herr“ fuhr die Frau fort, „was sie meint ist eigentlich ein Halsband daraus, was soll sie mit dem Stücke machen. Für das könnt Ihr ein Halsband eintauschen und außerdem noch viel Geld zur Einrichtung. Es soll und muß morgen verkauft werden, sonst ziehe ich fort und Ihr bleibt allein.“ — „Aber wenn wir mehr Milch hinsetzten und zögen das Kind groß,“ fuhr Martir fort. — „Wenn Ihrs daran wenden wollt,“ antwortete Martha, „wenn Ihr nachher stark genug seid, daß Ihr sie bändigen könnt, so könnte sie uns dann freilich auch durch schwere Arbeit nützlich werden. Ich will Euch darin nichts vorschreiben, handelt nach Eurem Willen, setzt nur hin, was Ihr dem Kinde gönnt zu der Milch, wer weiß ob es nicht die frischen Häringe recht gern essen mag. Aber alles mit Maß, zwei Stunden von hier ist einmal ein Kobold so fett gefüttet worden, daß er die Wände aus einander trieb, ohne daß einer die Ursach errathen konnte. Ich habe die Ritzen selbst gesehen in der dicken Mauer, die Maurer strichen Kalk hinein, aber nach einem Jahre stand sie wieder auseinander daß ich einen Finger hineinlegen konnte, endlich mußten die Leute das Haus abreißen und von Grund auf neu bauen.“

Nachmittags beschaute Martir seinen Garten und fand ihn wohl angebaut, was nach Frau Marthas Versichern alles der Hauskobold gethan hatte. Die Rosen wollten eben aufbrechen, alles Grün glänzte

in Fülle, denn dieser Garten gehörte zu der fruchtbaren Gegend die rings von den Wellen fortgerissen war. Das Meer blickte heute friedlich, als ob es zur Lustfahrt in die Ferne einlade und in dieser Ferne erschienen jetzt bei der klaren Luft einzelne Felsen, von Wolken sehr wohl zu unterscheiden, die Grenzsteine andrer Völker, andre Sprachen redend, in andrer Tracht erscheinend und im Grunde, dachte er, nicht verschieden von jenen Koboldden, die hier heimlich das Land zu bewohnen schienen. Auch jene dort müssen für uns arbeiten, bringen Eisen aus der Erde, schmelzen und schmieden es, wir geben ihnen dafür die Kost, das Getreide. Allem will ich mich gern unterwerfen, Schule halten und Schweine zu Markte treiben, wenn ich nur dem geliebten Kobold nahe bleibe, wenn ich ihn verkörpern, ihn mir aneignen kann und so die schwere Schuld tilge, die jeden Muth, jedes Streben in mir erstickte. Kann sie nicht wieder aufleben, weil ich mir selbst absterbe, ganz zu ihr mich bilde in Sanftmuth und Geduld? Wo ist noch jener Zorn, den ich wie eine höhere Stimme ehrte, er hat weichen müssen dieser Liebe, dies bleiche stille Wesen ist mein Vorbild, dem ich allmälig ähnlich werden muß und wenn wir vereint sind, wenn ich sie erreiche, so bin ich ganz vernichtet.

Nur Wehmuth, Wehmuth überall
Wohin die Sonne scheint,
In Wehmuth seufzt die Nachtigall,
Die Liebende vereint,
Es ist nur ein Vorübergehn
Es ist nur ein Hinüberwehn.

Dem Herzen ist die Brust zu eng,
Der Liebe diese Welt,
Und daß sich nicht der Kopf zerspreng
Nicht Herz und Welt zerschellt,
Bleibt uns nur die Gewalt des Scheins,
Als blieben wir einst ewig eins.

Doch ich verzichte auf den Schein,
Die Ewigkeit ist nicht,
Das ich bewahre dieses Mein,
Das hier so schmerzlich bricht,
Nein daß ich es verschenken kann,
Da fängt ein ewiges Leben an.

Es bedarf keiner Erinnerung, daß diese Gedanken im Maaß des Horazischen: O wie elend ist ein Mägdlein, daß dem Amor sich entziehn muß, durch lateinische Worte angedeutet sich ganz anders als in dieser Uebertragung ausnahmen. Martir sprach immer mit sich Latein im Vertrauen, nur im Weltverkehr brauchte er die deutsche Sprache, ihr Gebrauch kostete ihm Mühe, außerdem gewährte es den Vortheil, daß der ungelehrte Theil der Menschen seine Selbstgespräche nicht verstehen, er sich also dieser Art Herzensergießung dreist überlassen konnte in Gegenwart seiner Aufwärterinen und Wirthe auf der Universität, ja daß er bei dem leichten Stoff den sie zuweilen behandelten, ihm doch das Ansehen eines ernsten Kanzelredners schon damals gewannen. Auch Frau Martha fühlte diesen Respekt als sie leise zu ihm getreten, so daß er bei ihrer Berührung erschrak, als ob der Hausgeist ihn erfasse. „Wie kalt sind Deine Finger!" rief er und sie antwortete mit Thränen: „Ach die Kuh, die alte Kuh, seit dem Tode der Tochter war sie krank ich habe alles gethan, aber da half nichts, ich habe sie warm zugedeckt, ich habe ihr das Beste gegeben, ich kann vor Jammer kein Wort sprechen." — „Wer wird so um eine Kuh weinen." — „Um meine Tochter habe ich nicht weinen können," sagte die Frau, „denn die wird selig, aber mit dem Leben einer Kuh ist es ganz aus, hat sie kein Kalb groß gezogen wie diese, so hat die schöne Art und Natur ein Ende. Dieses Jahr wollte ich eins absetzen. Ich weine auch nicht allein um die Kuh, sondern auch um das Geld, was sie kostete, der alte Herr hatte sie mit seinem letzten Sparpfennig gekauft, hatte sie der Tochter vermacht und wenn die Tochter heirathete sollte sie mir bleiben, daß ich doch etwas Lebendes um mich hätte. Nun ist alles todt." — „Wir wollen eine neue kaufen!" — „Ja Herr das meine ich auch und darum Herr, die Häute gelten jetzt, müßt ihr mir den kleinen Gefallen thun, die Haut abziehen und morgen zu Markte tragen." — Der arme Martir war von entgegengesetzten Gefühlen ganz erstarrt, nicht die Unehre bei dem Geschäfte erschreckte ihn so sehr als die Erinnerung an den italienischen Leibarzt, dem er mehrmals in solchen Geschäften zugeschaut hatte. — „Was stellt Ihr Euch an Herr," fuhr die Frau fort, „warum ist es denn anders, wenn ein Stück Vieh von selbst stirbt, als wenn es durch das Beil eines

Schlächters stürzt. Ist das nicht ein Festtag, kommen nicht alle Hausgenossen zusammen, wollen helfen, wollen schauen wie viel reichliche fette Nahrung das Innere verspricht, ja eine rechte Neugierde ist beim Aufhauen wie im Puppenspiele wenn der Vorhang aufgeht. Laßt Euch unsre Freude nicht zu gering dünken, wir haben keine andre hier auf dem Lande, wenn wir Aepfel schütteln, Trauben lesen, schlachten und Wurst machen, das sind unsre Festtage, dabei predigt und singt, das wird bei allen Eingang finden, vom seligen Mann habe ich noch Winde und Messer bewahrt, er war Schlächter, nur die Kraft fehlt mir, auch kann es einer nicht gut machen, einem andern als Euch mag ich aber nicht dabei wissen, weil die Leute es dem Scharfrichter nicht verschweigen, dem der Herzog seit dem letzten Jahre auf alle Felle vom verstorbenen Vieh ein Recht gegeben hat. Säumt Euch nicht lange, Herr, denn wenn Ihr mich in solcher Hauptsache verlaßt, so ziehe ich fort von Euch mit meinem Kobold."

Das war genug, den von aller Welt verlassenen Gelehrten zu bestimmen. Was blieb ihm, wenn die Hoffnung des Kobolds ihm entzogen wurde. So ließ er sich nach dem Stalle hinziehen, dachte der alten Opferpriester, wie viel diese schlachten mußten, besonders dachte er des Homers, noch mehr des Herkules, als er den Stall erst reinigen mußte, damit die Haut nicht zu sehr beschmutzt werde. Der verstorbene Mann der Frau Martha war wirklich Dorf-Schlächter gewesen, sie selbst übernahm dies Geschäft bei den armen Leuten des Dorfs noch jetzt, indem sie ihnen das Geräth und ihren Rath dazu lieh, auch half, so weit ihre Kräfte ausreichten. So wurden beide gar bald damit fertig, die Kuh nach dem Balken mit den Hinterbeinen aufzuziehen und die Lösung der Haut erfolgte dann viel leichter, als der Pfarrer jemals geträumt hätte. Längst vergessener Unterricht wurde ihm erinnerlich, die optischen Versuche des Wittenberger Lehrers mit den Augen wurden wiederholt, während die Frau alle Schlächterspäße des seligen Mannes erneute, von seinen Pantoffeln sprach, die aus den Klauen zu machen, von dem Buche mit den vielen Blättern im Innern, woraus ein guter Schlächter etwas vorlesen könne. Das machte den Martir wißbegierig, er beschloß, auch das Innere zu durchforschen. Die Frau verstand dies schwere Geschäft vollkommen, sie wollte den

Sitz der Krankheit entdecken, rasch ging es ans Werk. Das Innere war ausgelöst und, o Wunder, dem staunenden Martir blickten aus dem Wanst Bibelstellen in seiner Handschrift entgegen, Stellen, die gerade auf seinen großen Streit wegen der Ehe die nächsten Beziehungen hatten; so las er: „Es ist besser freien, denn" . . . hier war das Blatt durchschnitten, und er fügte seufzend hinzu . . . „besser freien, denn schlachten." — „Seht nur, Herr," sagte Frau Martha zufrieden, „sie hat doch wirklich noch etwas von dem Gras gefressen, als ich es mit Papierhekſel gemischt hatte, allein wollte sie es nicht, Stroh ist hier knapp nach dem kalten Winter, da schnitt ich ihr etwas von Euern alten Papieren dazu. Hab mir beim alten Herrn so manchmal schon geholfen mit den alten Papieren, da suchte er dann und wußte nicht, daß er es schon in der Milch getrunken. Ja solch Thier kann man zu Allem gewöhnen und da seht nur, das war ihr Unglück, daß sie so gierig Alles hineinschlang, da seht, sie hat meiner Marielle Bild, was der Alte ganz klein auf ein Kupferplättchen gemalt, mit einem Glase zugedeckt an einem Kettchen um den Hals trug, heruntergeschluckt. Er dachte, daß er es verloren hätte, aber sie hat es ihm abgerissen, ohne daß er es merkte. O das ist wohl schon ein Jahr her und so lange ist sie noch nicht krank, das Kupfer hat sie vergiftet. Die Platte ist ganz angefressen, aber das Bild ist von dem Glase so gut gedeckt geblieben, seht, es ist noch recht gut zu erkennen." — „Sie ist's, sie ist's," rief er hingerissen, „das Bild laßt mir, ich gebe Euch alle meine Bücher, meine Schriften zum Heckſel machen, wenn es Noth thut, und was ich aus dem Bernstein löse, soll alles Euer sein und dem Kobold." — „Wenn Ihr immer thut, was ich haben will," sagte Martha, „so muß ich Euch schon den Willen thun, da habt Ihr ein schönes Schlachtlohn verdient, woran Keiner dachte, ich sage Euch, Ihr habt einen seltsamen Glücksstern." — In dem Augenblicke wurden sie durch einen wohlklingenden Gesang von vielen männlichen Stimmen gestört. „Es ist ein lateinisches Studentenlied: **Ecce quam bonum**," sagte der Geistliche, „gewiß fahrende Schüler." — „Ach da sind wir verloren," rief Martha, „die fressen uns die Haare vom Haupte, aber sie lassen sich nicht abweisen, ich hab's mit dem wilden Volke schon ein paarmal zur Zeit des alten

Herrn erlebt, sie schlagen die Fenster ein, wenn wir nicht aufmachen, und die Leute im Dorfe sind wieder alle zum Häringsfange ausgefahren. Geht, Herr, beschwichtigt sie mit Eurem Latein, das wirkt noch am besten."

Martir schlüpfte in seinen Rock, schlich, durch eine Stachelbeerhecke gedeckt, nach dem Hause und begrüßte zwölf fahrende Schüler und Studenten, die schon in dem Wohnzimmer ihren Sitz genommen, mit einer trefflichen lateinischen Rede über ihre Befugniß in das Haus eines Geistlichen so ohne Anmeldung einzudringen. Sie beschworen es, daß sie sich übermäßig laut angemeldet, daß sie auch angeklopft hätten, sie hätten endlich gemeint, der Herr Pfarrer sei taub. Wenn er nun nicht blind sei, so möge er ihre Zeugnisse und Matrikeln durchlaufen, dann aber, riethen sie ihm, eine gute Bewirthung nicht lange anstehen zu lassen, da sie vom nächsten Orte durch den großen Wald bis zur Küste einen langen, sehr erschöpfenden Marsch gehabt hätten. — „Aber warum marschirt Ihr so weit?" fragte Martir, mir ist solch ein Umtreiben nie eingefallen, obgleich ich so lange auf Schulen und Universitäten war, um keinen Preis hätte ich so viel Zeit versäumen mögen." Der Aelteste versicherte ihm, jetzt würde die Antwort zu weit führen, denn jeder von ihnen hätte einen andern Grund zum Wandern, den Einen hätten die Mücken, den Andern das Fieber, den Dritten die Hartherzigkeit des Wirths vertrieben, der seine Miethe haben wolle, sie suchten Anstellung oder eine andre Universität! Jetzt solle er rasch aufdecken.

Martir hatte Mitleid mit den jungen Leuten und brachte den ganzen Rest der Fische, welche die Bauern ihm gezehntet hatten, Frau Martha brachte Milch und den Rest des Brodes. Aber die unverschämten Jünglinge lachten über diese Mahlzeit, als sie endlich aufgetragen war, es sei kein Fasttag, sie brauchten Fleisch. Vergebens schwor ihnen Martir, daß er es ihnen gern geben würde, wenn er es hätte, er wolle ihnen seine Speisekammer aufschließen, damit sie ihn nicht für hart und geizig hielten, was sie im Hause an Fleischspeise fänden, solle ihnen preisgegeben werden. — „Gut, es gilt," sagte der Aelteste, „suchet und Ihr werdet finden."

Ruhig waren jetzt Alle und erzählten abwechselnd dem Pfarrer

und seiner Haushälterin von ihren Schulspäßen, als plötzlich eine ungeheure Schüssel mit dünn zerschnittenem, auf dem Rost gebratenem Fleische von einem der Schüler hereingetragen und mit Siegesruf begrüßt wurde. — „Seht Ihr, Herr, wir können zaubern,“ rief der Aelteste, und warf sich gleich den Uebrigen über das Gericht, „es ist unser, Ihr habt uns feierlich alles Fleich zugesagt, was wir bei Euch vorfinden würden.“ — „Um Gottes Willen, esset es nicht!“ rief Martir, „ich sehe wohl, wo es gewesen, meine krepirte Kuh.“ — „Eine krepirte Kuh wird nicht aufgezogen und ausgenommen,“ lachten ein Paar, „Ihr sollt uns nicht schrecken.“ — „Haltet ein,“ fuhr Martir fort, „sie ist an Gift gestorben, an einer kupfernen Kapsel, die sie verschluckte.“ — „Das geht nicht ins Blut, das bleibt im Magen,“ rief der Aelteste lachend, „dagegen sind Zwiebeln gut und die haben wir reichlich daraufgestreut.“ — „Wenn Ihr nicht im Guten hören wollt,“ fuhr Martir fort, „was ich zu Eurem Besten sage und thue, so muß ich mein Hausrecht brauchen, Euch befehlen, von dieser schädlichen Speise ab zulassen, Euch diese Schüssel wegnehmen.“ — „Nehmt sie fort, ein Jeder hat das Seine, die Schüssel wollen wir nicht essen.“ — „Ihr dürft nicht essen, ich rufe die Bauern zusammen, Ihr seid Kinder des Todes.“ — „Ich habe nie besseres Fleisch gegessen,“ sagte der Aelteste, „sagt, was Ihr wollt, aus Achtung gegen Euer gutes Latein und große Gelehrsamkeit, auch weil Ihr weder Stroh noch Betten habt, ziehen wir fort, nicht wegen der Bauern, denn die sind alle auf dem Meere und fischen, das Fleisch hat uns wieder Kraft gegeben, wollen bis zur Nacht den nächsten Ort erreichen.“ — Was auch der gute Martir zu ihrer Belehrung sagen mochte, sie zogen lachend fort, so daß er wohl noch ein heimliches Schelmstück vermuthen konnte. Das fand sich auch bald, denn als er den Stall betrat, fand er die Kuh nicht wieder, nur die Haut lag noch daneben, alles Eßbare war unter den großen Mänteln der Schüler fortgewandert. Er wollte ihnen noch wohlmeinend nacheilen, aber, ihres Raubes bewußt, hatten sie sich in den Wald zurückgeworfen, wo ihre Spur sogleich in der Dickung von kleinen Sträuchern und alten Blättern sich verlor.

„Des Menschen Wille ist sein Himmelreich und seine Hölle,“ seufzte der Pfarrer ermüdet und kehrte heim, „die guten Fische sind mir ge-

blieben, meine Wohlthaten haben sie verschmäht, was mich belästigte, diese todte Kuh, haben sie mir entwendet und mir dadurch die Last des Vergrabens erspart. Ich hoffe, daß Ihnen das Gift nicht schadet, ich habe keine Mittel sie zu retten. Und wenn mir Alles fehlt, wenn der Kobold nicht wiederkommt in jener seligen Gestalt, so ist mir doch das liebe Bild geblieben, welche gelehrte Arbeit ist mir so theuer bezahlt worden wie diese Kuhschinderei?" So war die Unruhe dieses Tages endlich überwunden, die Fische wurden gewärmt, nebst Milch und Erdbeeren, die beim Nachrufen der Studenten vom Pfarrer im Walde entdeckt worden, dem Kobold hingestellt, Alles in der Hoffnung, daß er sich endlich einen Körp er anessen werde. Der Pfarrer ging mit der Absicht zu Bette, diesmal alle Gesichtszüge recht genau zu beobachten, aber die Natur wollte es anders, sie senkte sein inneres Auge in die Tiefe und sein äußeres Auge schloß sich, während jenem die wunderlichsten Züge fremder Völker vorüberzogen, die alle zu Mariellens Füßen lagen. Er sah eine hohe Pforte von Glockenmetall besetzt mit Edelsteinen unter einem Spitzbogen, der aus weißem Marmor kunstreich mit unzähligen Bildern geschmückt war. Ein Engel mit grünen Flügeln rauschte herbei, Marielle betrat mit gesenktem Blicke die Stufen, er fragte nach ihren Gaben, sie blickte ihn verwundert und doch gütig an, der Engel entriegelt die Pforte, aus welcher ein strahlender Thron die ganze Erde anschimmert. Marielle tritt hinein, doch ehe sie den Thron besteigt wendet sie sich zurück, reicht den Zurückbleibenden die Hand. Martir fühlt den Druck dieser Hand, er kann sie nicht lassen, da schlägt die schwere Thür zu und klemmt ihm die Hand ein, so schwebt er nun mit einer Hand im Himmel ausgeschlossen von ihr auf der Erde. Sein Schmerz war grenzenlos und da es Mühe macht im Schlafe zu weinen, weil die Augen geschlossen sind, so wachte er um sich und gab das Weinen bei dem hellen Morgenlichte auf, das durch die Fenster in unzähligen Stäubchen leuchtete, die in der Luft schweben und deren Schicksal uns so völlig fremd bleibt, obgleich wir sie einathmen. Schnell war er in seinen Kleidern, blickte sich scheu nicht einmal um nach dem Bette der Frau Martha, sondern sah nach den Speisen, die er alle von dem Kobold verzehrt fand. Er muß wachsen, er muß ganz zu einem irdischen Wesen werden, sprach er in sich, aber

dann das fremde Volk, der Engel, die Pforte, das Zuschlagen der Thüre, das Einklemmen der Hand. Er setzte sich zum Schultische, um diesen merkwürdigen Traum in lateinischen elegischen Versen aufzuzeichnen. Wir wollen diese zwar in andrem Maaße aber doch möglichst treu zu übersetzen suchen.

O senke nicht den Blick zur Erde nieder
Soll sich die Himmelspforte Dir erschließen,
Der Engel will als Hüter Dich begrüßen
Und weht Dir Kühlung an mit dem Gefieder.

Die Gaben, die er fordert, bringt kein Büßen,
Er locket Dich zur Menschenqual nicht wieder,
Er fordert Deinen Blick, Die Augenlider
Versagen ihm, weil noch die Thränen fließen.

Nur sel'ges Schauen bringe zu dem Heerde
Des ewgen Lichts, auf uns laß fallen
Die letzten Thränen, Thau der dürren Erde.

Wirf ab den dunklen Thränenschleier, werde
Ganz leicht, blick aufwärts, laß Dein Haar frei wallen,
Die Pforte öffnet sich, die Chöre schallen.

Die Feder aus des Engels grauen Flügeln,
Gefüllt mit Purpur aus den lichten Höhen,
Sie wagt zu schreiben, was ich dort gesehen,
Sie wagt, mir der Gedanken Lauf zu zügeln.

Die Himmelspforte sah ich ihr entriegeln
Ich sah sie vor dem Thron hell leuchtend stehn
Den Quell aus dem das irdische Vergehn
Entflossen, ihre Tritte fest versiegeln.

Der Engel reine Kinderseelen sie umkränzen
Wie Edelsteine in den krausen Haaren
Und ihre Hände sah ich segnend glänzen.

Das irdisch Falsche wird das geistig Wahre
Fortan des Himmels und der Erde Grenzen
Des Herzens Dunkel wird das Ewigklare.

Nnn reich ich Dir die Hand mit neuem Muthe,
Ich weiß daß wir uns hier im Geist erkannten,
Und die mich noch von Deinem Glanz verbannten
Die kennen Deinen Willen nicht, Du Gute.

Sie drängen all zu Dir, der Gottgesandten,
Sie wollen hören von dem ird'schen Blute,
Wie es Dich quälte, wie es nimmer ruhte,
Da winkst Du mir als einem Nahverwandten.

Schon fühl ich Deiner Fingerspitzen Wärme
Und auch der leichten Hände festen Band,
Den sanften Zug der schlanken vollen Aerme.

Da hat der Engel schnell sich umgewandt
Die Pforte schlägt er zu, wie ich so schwärme,
Und eingeklemmt bleibt meine treue Hand.

Kaum hatte er diese Zeilen beendigt und dachte selbst über den seltsamen geheimen Sinn derselben nach, als er durch eine Luftsphäre erweckt wurde, das ihn höchlich überraschte. Er hörte nämlich außer dem gelinden Schnarchen der Frau Martha ein andres lieblicheres Athmen, als ob die Frau zwei Nasen eine große und eine kleine bekommen habe. Ist das der Kobold? Hat er sich verspätet? Soll ich nicht hinblicken wie er aussieht? Dachte er und konnte sich nicht erwehren durch allmählige Wendung seines Kopfes nach dem Bette hinzublicken. Welch ein Wunder in dem Morgenlichte! Zwei Köpfe, zwei Lebensalter, zwei Jahreszeiten, zwei Tagszeiten auf einem Pfühle, unter einer Decke. Frau Martha, ein ernster wohlgebildeter alter Kopf in reinlicher weißer Mütze, daneben Mariellens Kopf in lebenvollster Frische vom Schlafe geröthet, von einem frischen Rosenkranze umglüht, durch den nur wenig Grün blickte, geschützt von zwei weißen Flügeln, die ihr Luft anzufächeln scheinen. Wer träumte nicht gern solch einen Kobold, nur der arme Martir erwachte zu bald aus diesem Anstaunen, als er in dem Schlafe eine Narbe und eine Röthung der Haut bemerkte. Er wollte sich abwenden und zum Himmel flehen, daß er ihn nicht in Verzweiflung führen möchte, als sich die weißen Flügel bewegten, und er deutlich die weiße zahme Taube unterschied, die ihre Flügel ausreckte, sich musterte und wenig auf ihren Gesellen den Staar zu achten schien, der sich hinsetzte und sein Frère Jacques, leve toi den Schlafenden vorsang.

Was war nun wirklich, was sollte ihm bleiben? Der Kobold war augenscheinlich mehr als ein kleines Kind, erschien auch nicht flüchtig

und unbestimmt, wie ihn Martha beschrieben. Durfte er ihn fassen, konnte er es? Welcher Argwohn durchfuhr ihn gegen seine eigne Sehnsucht und Neugierde. Er wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er sich mit den Kleidern leise nach dem Alkoven schlich, sich wieder hinter den Vorhang stellte, um zu überlegen, um zu warten, bis sich das Weltwunder aus dem Bette erheben würde.

Staar und Taube trieben nun zuerst ihr Wesen, tranken aus einem Wasserbecken indem sie sich auf dessen Rand setzten. Jetzt klopfte eine Hand an das Fenster, eine Stimme rief, daß es bald Zeit wäre nach dem Markt, wenn Frau Martha die Schweine noch verkaufen wolle. Indem er nun nach dieser Seite hinblickte hörte er Fußtritte, aber so schnelle, daß er nur noch ein Paar Rosen des Kranzes und einige Falten eines gestreiften Mantels erblicken konnte, wie ihn die Landleute der Gegend sich selbst zu weben pflegten. Hätte er nicht so große Scheu vor der Frau Martha gehegt, er wäre nachgesprungen um diesen Kobold zu erkennen, jetzt aber bezwang er seine Neugierde, wartete ab, bis Frau Martha dem Nachbar Antwort gegeben hatte und aus dem Bette aufgestiegen war.

Nun erst zeigte er sich und eilte hinaus die Fußtapfen der Entflohenen zu suchen. Hier war kein Zweifel, der frische Tritt war im bethauten Grase des Gartens zu erkennen. Er eilte ihm nach zu einer Rosenlaube. Da hatte sie gesessen, deutlich war es zu erkennen, aber schon sah er ihre Tritte, wie sie über den Gartenzaun gestiegen und achtete nicht des himmlischen Bildes übers Meer auf welchem sich unzählige Vögel spiegelten und kreuzten, nicht der ausgespannten Segel großer Schiffe, die den mäßigen Wind zu benutzen suchten. Er selbst war wie ein Schiff auf Entdeckungsreisen, sein einziges Sternzeichen diese Tritte verfolgend, mit allen Segeln, so viel seine Brust athmen konnte, so weit seine Füße zu schreiten vermochten. So kam er ohne alles Nachdenken seiner Spur sicher nach der großen Kirche fand die Thür offen sprang hinein, sah noch ein flüchtiges Bild im Dunkel bei dem Grabmale Mariellens, sah noch den hölzernen Deckel offen, aber im Augenblicke wo er ihn berührte schlug er zu, doch ohne seine Hand einzuklemmen. Um so mehr war sein Herz beklemmt, als der Staar neben ihm schrie; Adieu Marielle!

Gewalt zu brauchen gegen Gräber schien ihm ein Frevel und doch konnte er nicht glauben, daß er Fußtritte eines Geistes gesehen, auch ist ein Geist wohl an sich geheim und braucht sich nicht zu verheimlichen, vielmehr mag er Mühe haben sich zu offenbaren in einem fremden Elemente. Mit den eindringlichsten Worten beschwor er das unbekannte Wesen, welches ihm alle Ruhe raubte, sich ihm zu zeigen, ihm zu antworten, die Räthsel seiner Noth zu lösen. Aber das Grab war stumm, der Staar schimpfte und sang abwechselnd, die Schwalben zwitscherten, aus der Ferne rief die helle Stimme der Frau Martha nach ihm, weil inzwischen die beiden Schweine gefüttert waren und alles zum Markte sich anschickte.

Also von allem, was zuerst und allein sein Herz gerührt hatte, von der geheimnißvollen Geisterwelt, die er belauert, von der Himmelspforte, die er geschaut, sollte er lassen und fühlte nun erst ganz, wie fest seine Hand, seine Gedanken hier eingeklemmt blieben. Aber gewohnt der Selbstüberwindung durch ein bedrängtes Jugendleben riß er sich los, eilte zurück, ließ sich in eine Hand ein Frühstück geben von Frau Martha, in die andre Hand den Strick, woran das eine Schwein am linken Hinterfuße befestigt war, während Frau Martha das andre durch gute nahe Bekanntschaft und beliebte Töne hinter sich herlockte um den Zug zum Dorfe hinaus zu bringen. Doch plötzlich fiel ihr ein daß noch etwas im Stalle vergessen, gab ihm auch den Beinstrick des andern Schweines, ging zurück und überließ ihn der unbekannten Gefahr allein die Bewegungen zweier schüchternen Thiere lenken zu müssen. Auch dauerte es nicht lange mit dem ersten ruhigen Anscheine, beim ersten Hundebellen auf der Straße verwilderten beide Bestien und wollten durchgehen. Martir redete ihnen vernünftig zu, aber was halfs, die fremde Sprache schien ihre Scheu noch mehr zu erregen und er fürchtete sich ihnen die Beine auszureißen, weswegen er wie ein nachsichtiger schwacher Vater von den Verirrungen seiner Kinder, durch den tiefen Koth des Weges fortgerissen erst seine Ruhe fand, als die beiden muthwilligen Schweine in einer Pfütze auszuruhen, sich zu wälzen beschlossen, und das Wasser sich kühlend durch das Maul laufen ließen. Hier fand ihn Frau Martha, verwunderte sich über sein Ungeschick, versicherte daß dem vorigen Pfarrer, so alt

er gewesen, nie geschehen, daß die Schweine mit ihm durchgegangen. Ein Locken von ihren Lippen genügte die beiden Thiere auf den richtigen Pfad zu bringen, dann übernahm sie sich die Führung des einen Stricks, steckte dem Pfarrer den Bernstein in die Tasche, hing ihm die zusammengelegte Kuhhaut, durch einen Sack gedeckt und einen Riemen wohlbefestigt über die Schulter. So begann nun der Zug, als Martir den Edelknaben Curt in der Entfernung zu Pferde erblickte. Die Scham in diesem Aufzuge gesehen zu werden hätte ihn vor kurzer Zeit noch erstickt; jetzt war er schon bedachter und ergebner geworden. Mit leisem Eintauchen der Hand in das Binnengewässer des Weges, hatte er eine Schminke gewonnen, die seine Haut unkenntlich machte, während sein Rock, den er am Hofe nie anzuziehen wagte in Rücksicht seines Alterthums, ihn ohnehin dem Edelknaben verstecken mußte. Curt schien im Vorüberjagen die bräunliche Schminke, die ihn zu einem Mulatten herabwürdigte, noch vermehren zu wollen, denn sein Pferd bespritzte ihn vollständig mit dem Ertrage der Straßenpfütze, indem er selbst die naseweise Frage vorlegte: Ob er das Schwein, oder das Schwein ihn führe. Doch ohne die Antwort abzuwarten jagte er weiter und gab durch sein Bespritzen dem Geängsteten die Veranlassung Frau Marthen zu versichern, daß er sich beim nächsten Bächlein abwaschen müsse. Aber so schnell war dieser Bach nicht erreicht als ihm schon die Tochter eines Predigers aus der Nähe, die ein großes Mastschwein zu Markte führte, von Frau Martha vorgestellt wurde. Diese gute Jungfer Rose hatte aus Oekonomie Schuhe und Strümpfe ausgezogen und trug sie unter dem Arme rühmte Frau Marthen wie gut diese Vorsicht gewesen, indem sie die Spuren des Weges bis zu ihrem Knie deutlich zeigte, dabei schimpfte sie auf Vater und Mutter, die ganz bequem auf ihrem Wagen nachfuhren und ihre Mühe verlachten. — Mitleidig sagte Martir, wie gern er diese Mühe theilen, ja ganz auf sich nehmen möchte .... Hier fiel ihm Rose ins Wort und versicherte, daß er mit Vater und Mutter zuerst sprechen müsse, aber sie wolle gern für ihn sprechen, denn er gefalle ihr überaus wohl, er scheine ein tüchtiger Wirth, der von der Sonne gebräunt nicht vom Schreibtisch gebleicht sei. Es sei nun einmal Gottes Wille, daß sie ihm begegnet sei, denn sie habe den Andreas

noch gestern Abend angerufen, daß er ihr endlich einen Mann bescheren möge. — In diesem Augenblicke hatte sich der Korbwagen der beiden Aeltern genähert, denen er von der Tochter vorgestellt wurde als ein junger Pfarrer, der etwas auf dem Herzen habe. — „Steige der Herr Bruder auf unsern Wagen," rief der Vater, „meine Tochter ist so, daß sie zwei Schweine gar leicht führt, so ehrlichen offenen Absichten muß ich entgegen kommen, da mich der Himmel schon in alter katholischer Zeit mit zwölf Kindern gesegnet hatte, die jetzt durch die Verheirathung mit der Mutter öffentlich als solche in gutem Ansehen erscheinen sollen. Aber wehrtester College" fuhr er fort, „wie wollt Ihr eine Frau in der Nothpfarre zu Wrack ernähren, da müßt Ihr von den Euren eine Erbschaft oder sonst vom Hofe etwa ein Gnadengehalt erwarten." — Martir scherzte über seine Armuth, indem er sie noch weit übertrieb, er hoffte dadurch allen Ansprüchen zu entgehen. — Aber der Pfarrer fuhr fort: „Ich will euch zeigen, daß ich in guter christlicher Gesinnung mich der Demuth befleißige, mich den unerforschlichen Rathschlägen und Fügungen des Himmels überlasse, er der die Lilien kleidet wird auch Euch und Eure Kinder kleiden. Nehmt meinen Segen zu dem raschen Entschlusse."

Die Mutter weinte bei diesen Worten, die Tochter reichte den Arm in den Wagen, die Hand legte sich in die Hand Martirs, die Verlobung war geschlossen ehe die erste Stunde der Bekanntschaft verflossen, und wenn er dagegen reden wollte, versicherte der Vater ohne ihn zu hören, er möge über die Sache gar nicht sprechen, sich nur ernstlich vorbereiten zu dem ernsten Schritte, der ihm nun zu thun bevorstehe, seine Tochter sei zuweilen eine wilde Hummel, so daß er mit gutem Grunde die stärksten Schulstöcke für sie aufheben müsse.

Da riß Martir die Geduld, fest entschlossen das Schwein der Heirathslustigen als Abstand preis zu geben, sprang er vom Wagen, als gleichgültig ein Mann von einem zweirädrigen Einspänner, der sich ohne Geräusch genähert hatte, gleichfalls vom Wagen sprang und ihn fest packte bei dem zusammengewickelten Kuhfelle auf seinem Rücken. „Was," rief dieser Schreckliche, „was ist das? Ha Dir bin ich nicht umsonst nachgefahren! Ein geistlicher Herr sollte sich schämen, daß er dem Schinder ins Handwerk fällt, um ihm eine geringe Kuhhaut zu stehlen.

Wozu muß ich dem Herzog die theure Pacht und außerdem zum Weihnachten ein Dutzend gegerbte Hundefelle abtragen, wenn jeder in meine Nahrung pfuscht, ja das sehe ich, pfuscht, denn da ist eingeschnitten, die Haut gilt ein Drittel weniger, als wenn ich sie abgezogen hätte. —

Martir verstummte in Schaam, er konnte nicht lügen, seine Sündenschuld war ihm auf die Stirn geschrieben, Frau Martha noch allzufern um ihn vertheidigen zu können. Aber der Schwiegervater war mit gewaltiger Stimme um so näher. „Herr College," schrie er, „wir sind geschiedne Leute, ein Schinderknecht soll meine ehrliche Rose nicht heirathen, auch zeige ich es dem hochlöblichen Consistorio an, ein solcher Mann darf nicht die Kanzel besteigen." Bei diesen Worten fuhr er fort, Rose gab unserm Martir den Schweinstrick zurück und flüsterte tief beschämt: Wie mußtet Ihr auch das laut sagen, was Ihr gethan, habe ich selbst oft genug thun müssen, ich will dem Vater schon Bescheid sagen, verzweifelt nicht, es wird sich alles noch künftig machen, ich kann von Euch nicht lassen, auf dem Tanzboden beim Bäcker findet Ihr mich, da will ich Euch guten Rath geben, wenn ich mein Schwein verkauft habe. Und sprecht nur nicht mit den andern Collegen, die wollen gern auch ihre Töchter an den Mann bringen und rühmen sie, weil sie jung. Glaubt mir, ich war auch jung und da taugte ich nicht viel zur Wirthschaft jetzt erst weiß ich worauf es ankommt, wir sind verlobt und ich bin entschlossen alles Leiden mit Euch geduldig zu tragen." — „Nein, nein," rief Martir, „ich kanns nicht zugeben, dieser Edelmuth ist zu groß, wir sind nicht verlobt, es ist ein Mißverständniß, ich bin ein Schinder, ich will es bleiben." — „So stehe Euch Gott bei," rief das Mädchen, „ich werde Euch auch nicht aufgeben und wenn Ihr wirklich der Schinder werdet, ich heiße Lucretia, daran erkennt mich, daß ich Ehre und Leben gern aufgebe, um mich nach meinem Willen zu verheirathen, so ruft mich beim Bäcker, denn da raucht es so stark, daß man keinen auf drei Schritte erkennen kann."

Geduldig ließ sich eben Martir das unselige goldne Fließ vom Rücken nehmen durch den grimmigen Führer des Einspänners, als Frau Martha dies durch strenges Verbot und ein Paar jener wandernden Studenten, die gestern Abend von Martir bewirthet worden, mit

drohenden Stöcken dieses Selbstrecht des Scharfrichters hinderten. „Wir haben das geschlachtete Thier gesehen," rief der Eine, „wir haben selbst davon gegessen, es war ein gutes Fleisch, wir müssen dem Geber unsern Dank sagen." — „Warum hat mir aber die eine Frau im Dorfe gesagt," fuhr der Knecht fort, „daß die Kuh krepirt sei in ihrer Gegenwart?" — „Weil sie Euch mit Eurem neuen Rechte zum Narren haben wollte," sprach der Student weiter, „ich kenne alle römischen Rechte, nichts steht da von der Haut der gefallenen Thiere, daß diese dem Landesherrn zufalle. Ei, mit gleichem Rechte könnte ich Euch des Herzogs Kleid schenken auf seinen Todesfall oder sein großes sammtnes Staatsbette. Ja, auf Ehre, ich schreibe eine Dissertation darüber und will sie ohne Vorsitzer vertheidigen."

In diesem Augenblicke stampften, brausten und sprühten sechs Prachtrappen herbei mit vielem blanken Messing und Federbüschen geziert, sie zogen einen mit rothem Tuch beschlagenen Wurstwagen. „Die Herzogin schon wieder," rief der eine Student, „die durchkreuzt heute das Land, die beiden Trabanten können kaum noch mitkommen. „Was giebts da?" fragte die Herzogin und ließ still halten. Der unglückliche Martir sank nieder auf einen Stein am Wege, indem er die unglückliche Kuhhaut dem Abdecker überließ, der seine Hand noch immer nicht von diesem seinen ersehnten Eigenthume abgelassen hatte. Die beiden Trabanten stiegen ab und hatten die Streitfrage bald deutlich herausgebracht, während der Senior der Studenten eine mächtige lateinische Anrede der Herzogin improvisirte. Martir hatte mit einem Blicke den offenen Wagen durchschaut und nun seine Augen nicht aus Stolz, sondern aus Beschämung geschlossen, nach der ihm zugekehrten Seite saß die Herzogin und jenes Fürstenkind, jenes Ebenbild von Mariellen, das er am verhängnißschweren Tage bei der Herzogin kennen lernte, das er bisher für eine ausgeputzte Marielle, diese aber wieder für einen während kurzer Zeit eingefangenen Kobold gehalten hatte.

Die Herzogin schien ihn nicht zu bemerken, die Fürstentochter wagte nicht aufzublicken. Nachdem jene den Studenten ein gratias gesagt, ließ sie sich alles von den Trabanten berichten, sagte zu Martha, daß sie ihretwegen gekommen, daß sie nothwendig mit ihr sprechen

müsse. Als jene auf die Schweine zeigte, gab sie ihr ein Paar große Geldstücke und schenkte die Schweine den fahrenden Schülern und Studenten zum Frühstück, während der Abdecker, nachdem er die Haut errungen, unbekümmert um die übrige Welt, die nicht zu ihm gehörte und die er für unehrlich hielt, sich eilig auf den Weg gemacht von dem Geschrei der hungrigen Raben und der übermüthigen Studenten verfolgt, die durch ein Wort der Herzogin aufgemuntert mit den Schweinen und Hunden ihm nacheilten und jubelten, wenn ein Erdenkloß nachfliegend auf seinem Rücken zerschellte.

Frau Martha aber sehr beschämt von der gnadenreichen Einladung bestieg erröthend den Wagen ohne den Muth zu gewinnen unserm Martir ein Wort des Abschieds zu sagen. Dieser war unterdessen von dem Steine herab in einen Graben neben dem Wege gesunken, der eben nicht feuchter als der Weg war, obgleich tief genug ihn dem Auge der abfahrenden Gesellschaft zu verbergen.

Kaum waren sie fort, so erhob er sein Haupt und blickte ihnen nach. Noch war er schwach, er wußte eigentlich nicht, wie alles geschehen. Er besann sich auf alle Einzelnheiten, um sich zu überzeugen, daß er noch derselbe aufstrebende Geist sei, der auf der Schule alle übertroffen, in Wittenberg ein Licht des neuen Tages geworden war, wie er sich da als Mittelpunkt der geistigen Welt, als Richter über alle eingesetzt hatte. Nun blickte er um sich wie der verlorne Sohn, dem sogar seine Schweineheerde entlaufen, der sich auch dazu nicht einmal für tauglich achtete und wie sah er selbst aus, als ob er Hirt und Heerde zugleich gewesen, denn die Schweine hatten ihn durch den tiefen Weg kreuz und quer fortgezogen, wie es ihnen der böse Geist eingegeben, der einmal in sie gefahren war.

Wie er aber an Marielle dachte, an den Kobold, so wurde es ihm heiß und licht im Kopfe, laut rief er: Und doch kann ich alles das Elend nicht missen, alles früher Erlebte verschwindet wie eine Winterlandschaft, in der Erinnerung, nachdem Laub und Gras hervorgedrungen ist. Fürstentochter, Marielle, Kobold die sind nun mein Leben. Wie der gute Hofkutscher mich warnte! Freilich es ist ihnen gelungen, ich bin verrückt, wenn irgend ein Mensch so genannt werden kann, nichts liegt mehr in meinem Kopfe auf derselben Stelle

und doch ist alles noch vorhanden. Denke ich an meine Concordanz, so bedaure ich die verlornen Stunden, denke ich meiner Predigten, so möchte ich lieber selbst dabei einschlafen und von ihr träumen, denke ich aber meines Kampfes gegen das weibliche Geschlecht, gegen die Ehe, so meine ich, daß ich vom Teufel besessen gewesen, daß dieser mein Verstand war, daß ich des Teufels mit meinem Verstande bin los und ledig geworden. Verrückt, närrisch, wahnsinnig bin ich, aber ich will es auch sein, ich will mich nicht klüger anstellen, als ich mich wiederfinde, die Leute sollen noch lange reden vom verrückten Pfarrer in der Nothpfarre.

Muthig richtete er sich auf, Hunger, Durst und Mattigkeit waren von ihm gewichen, er schritt der Stadt zu indem er sein großes Stück Bernstein an der Sonne betrachtete. Er sah darin eine kleine Mücke mit ausgebreiteten Flügeln und lachte: So war ich auch erstarrt, nun sind die Flügel mir frei geworden. Er hatte jetzt die Höhe erreicht, wo die Stadt mit ihren beiden Kirchthürmen und gezackten Zinnen und Mauern, mit ihren Dächern und rauchenden Schornsteinen vor Augen lag. Hier, sagte er, will ich nun meine ersten närrischen Streiche machen, ich will von meiner Narrheit leben, da mich die Gelehrsamkeit verhungern läßt. Seltsam, da wenden die Leute noch so viele Tausende an einen Kirthurm, selbst am Markttage versäumen sich nicht die fleißigen Maurer und der Geist, welcher das Haus beleben könnte, daß jeder sich danach umsähe, auch wenn es ohne Thurm, der muß aus Hunger und Kummer hier draußen in Narrheit versinken.

Die zerbrochene Postkutsche.

Unter gellendem Blasen des vom Ueberfahren gequetschten Posthorns schwankte die ungeheure schwarze Postkutsche wieder einmal durch die Reihen kleiner Häuser des Städtchens dem Marktplatze zu, als ob es das Rathhaus wäre, welches sich wieder festzusetzen Lust habe, nachdem es vor dreißig Jahren im Feuer aufgegangen war. Hier am Markte hielt die Kutsche vor dem langersehnten Posthause, bei Tage durch das neue Schild der neuen Regierung kenntlich, jetzt mitten in der Nacht, die alle andren Lampen zum Himmel, als bewachende Sterne erhoben hatte, durch eine funkelnde Laterne über der Thüre ausgezeichnet, zu dem die rothglimmende Pfeife des in der Thür stehenden Postmeisters sich wie eine schwächere Nebensonne verhielt. „Das wundert mich," sagte der Postmeister zum Postillon, indem er seinen Schaafpelz fester umschlug, „wie er mit seinen Pferden bei dem Wege so glücklich durchgekommen ist? Hat er irgendwo Vorspann genommen?" — Aber da war keine Antwort zu vernehmen, denn in der Postkutsche tobte es mit Schelten und Fluchen, wie in einer Schenke am Sonntage, einer stampfte mit den Füßen, der andere zerschlug die mürben wachstuchenen Kutschwände, der Postmeister vernahm nichts als die Worte: „Unanständigkeit! Gute Gesellschaft! Faule Fische! Seefische, Stinte, Austern, Häringe!" — „Ja, wie die Häringe sind wir eingepackt, aber kann ich nur erst zu meinem Hieber kommen, da will ich es gewiß nicht auf mir sitzen lassen." Der Postmeister öffnete selbst die Thüre der Postkutsche, aber niemand bezeigte Lust auszusteigen, so innig waren Alle von dem Handel ergriffen. So mochte es noch zehn

Minuten fortgetobt haben, die Pferde waren schon erlöst, und latschten wie auf Pantoffeln mit hängenden Köpfen durch das geöffnete Hofthor, schon wollte dem Postmeister die Geduld brechen, als die Postkutsche wie das trojanische Pferd unerwartet ihren Bauch öffnete und ein großer Theil der Reisegesellschaft aus dem von dem Fußstampfen brechenden Wagenkasten mit halben und ganzen Beinen hinaus rutschte. Da mußte der Postmeister lachen, daß ihm der Bauch schütterte. „Seit dreißig Jahren," rief er, „denke ich jeden Posttag: nun, diesmal kommt der alte Kasten nicht wieder bis zu uns, sondern bleibt unterwegs liegen, und heute geschiehts, daß er im Stillestehn auf ebenem Pflaster zusammenfällt." Keiner half den Passagieren, der Postillon rief die Magd vom Kaffeekochen, den Postsekretair vom Copiren der Briefadressen fort, um das Mirakel zu sehen, alle standen umher und warteten der Entwickelung. Kaum war aber die Gesellschaft aus ersterem Schrecken auf festen Fuß einigermaßen hergestellt, so richtete sich aller gegenseitige Zorn gegen den einen Postmeister, er wurde wegen des schlechten Postwagens, wegen der schlechten Pferde abgedonnert. „Wenn Sie in England wären," rief Einer, „ich machte Ihnen den Prozeß als Thierquäler und Menschenschinder." „Darum ist es gut, daß wir in deutschen Landen sind," antwortete der Postmeister sehr gefaßt; „was geht mich das an, ich habe nur über die Sache zu berichten; den Postwagen stellt der Postmeister von der ersten Station, wo er ausfährt, weil er das Mindeste dafür forderte; nach der Vorschrift muß er noch zehn Centner mehr tragen, als er heute geladen hatte, die Pferdestellung ist meinem Nachbar als Mindestfordernden überlassen, und weil er sich mit dem Scharfrichter gut steht, so hat er freilich nur schlechte Pferde. Ihr Unglück kann mir recht lieb sein, denn ich erhalte dadurch vielleicht die Stellung des Wagens und der Pferde, Sie müssen es nur höhern Orts anzeigen." — „Das werde ich auch," rief ein Passagier mit imponirender Stimme, ich bin ohnehin vom höchsten Landescollegio zur Untersuchung der hiesigen Gerichte abgesendet, das soll auch abgethan werden. Herr Postmeister, lassen Sie mir gleich den Herrn Stadtschreiber wecken, ich werde bei ihm schlafen." — „Aber vergessen Sie nicht," rief ein junger Mann, „daß wir uns morgen sprechen."

„Ich glaube, wir haben schon zuviel über die Sache gesprochen," entgegnete der imposante Mann; „ich habe morgen viel zu thun, haben Sie nichts gesagt, habe ich auch nichts gesagt, haben Sie nichts gehört, habe ich auch nichts gehört, wir haben vielleicht alle beide im Schlafe geredet, und damit wünsche ich eine gute Nacht." Schon war die Magd bereit, den fremden Herrn mit einer Laterne zum Herrn Stadtschreiber zu führen, während der Postillon an sein Trinkgeld erinnerte. „Keinen Pfennig geb' ich," rief der Mann, „ich werde Bericht von der ordnungswidrigen Art, wie wir gefahren sind, an mein hohes Collegium senden." „Ich gebe auch kein Trinkgeld," rief der Student, „ich gebe mein Ehrenwort, daß keiner aus der Gesellschaft ein Trinkgeld geben soll; oder er hat es mit mir zu thun!"

Die dicke Dame stimmte damit überein, auch die musikalische Familie war einstimmig, und die andern waren schon nach demselben Grundsatze heimlich davon gegangen. Der Postillon drohte, der Postmeister versicherte, er lasse keinen fort, bis das Trinkgeld bezahlt sei. Da donnerte der imponirende Mann vom Hause des Stadtschreibers her, alle beschlossen die richterliche Entscheidung im Städtchen abzuwarten, griffen nach den Felleisen und Paketen; weil aber der Postmeister diese ernstlich vertheidigte, so nahm jeder, was ihm in die Hände fiel, um doch ein Unterpfand für das Seine zu besitzen, dann vertheilten sie sich zwischen den beiden Wirthshäusern, die sich bei dem Lärmen eröffnet hatten. Erst im Wirthshause, nachdem er sich schon nach allen andern Dingen, nur nicht nach dem Seinen umgesehen, bemerkte der Student, daß er einen unrechten Mantelsack mit sich genommen, er fand Damenkleider, Hauben, Damenschuhe; neben ihm schrie die dicke Hofräthin, sie habe auch einen falschen Nachtsack. Schon dachte jeder zu dem Seinen zu kommen, aber vergebens war die Hoffnung. Die Hofräthin meinte: „Gewiß gehörte dieser Koffer dem dicken Mann, der als Mehlwurm den Feldzug mitgemacht hat, und soviel von Schlachten sprach, denn sehen sie nur diesen müllerblauen Rock, die gelben Hosen, die Klappstiefel, keinem andern würden sie passen, als ihm oder mir." — „Das ist ein vollständiger Werther-Anzug," antwortete der Student, „ich habe Lottenkleider, das giebt morgen eine allerliebste Komödie in dem Städtchen." „Ach," seufzte

die Hofräthin, „die gute Zeit schwärmender Wertherliebe ist lange vorüber.“ „Hier noch nicht,“ antwortete der Student, „in diesem Lande kommt Alles fünfzig Jahr später, eben seh ich den Werther auf dem Nähzeuge in dem Wirthshause von Thränen ganz naß liegen; es ist immer mein Erstes, um Leute kennen zu lernen, nach ihren Lesebüchern mich umzusehen; gewiß gilt das Buch hier in dem Städtchen in dem neuen Nachdrucke für etwas ganz Neues, und wir glauben wohl endlich gar selber, daß wir es gewesen sind.“

Die Hofräthin wünschte gute Nacht, um alles zu bedenken, der Student hatte noch keine Ruhe, sondern kleidete sich als Lotte aus dem gefundenen Vorrathe an, heftete eine große Schleife, die er dem Spiegel seines Zimmers raubte, auf seinen Busen, so entschlief er auf dem Bette ungewiegt und uneingesungen.

Zu dieser Ruhe konnte der imponirende Gerichtsvisitator noch nicht kommen. Der Stadtschreiber, ein feierlicher Mann, hatte das ganze Haus geweckt, überall Räucherkerzen angezündet, seinen besten Rock angezogen, auch die Frau mit eigener Hand ausstaffirt. In der Küche wurde gesotten und gebraten, die Weinflaschen liefen Trepp auf, Trepp ab, um dem Herrn Rath die beste auszusuchen, während heimlich zum Haltfest und zum Rathsstenter geschickt wurde, um alles soviel wie möglich der neuen Gerichtsordnung in den Gefängnissen und im Rathszimmer anzupassen, ehe die Rathsherren es inne würden, daß ihr Stadtschreiber nichts von der neuen Gerichtsordnung verstände. Der imponirende Fremde ließ es am Zulangen nicht fehlen, sprach verächtlich von dem schlechten Mittagessen auf der letzten Station und ließ es an bedenklichen Fragen über alle Zweige der Gerichtsverwaltung nicht fehlen, ob das Depositorium ein feuerfester, bombenfester, gewölbter Raum sei, ob die herabgesetzte Sporteltaxe genau befolgt werde, ob die Stempelordnung beobachtet sei, wie es mit dem Urtheilsprechen ergehe.

„Das Urtheilsprechen,“ sagte der Herr Stadtschreiber, „ist eine schlimme Sache! Unser Geschäft war sonst nur, die Sache von beiden Seiten auf's Reine zu bringen, dann stellten wir es Gott und den Universitäten anheim.“ „Wird sich alles finden,“ antwortete der Imposante, „nur nicht zu genau genommen mit dem Urtheil sprechen;

wozu wären denn die höhern Instanzen, wenn gleich alles in der ersten abgemacht werden sollte? Geben Sie Achtung, wenn die hiesigen Amtsgerichte erst Land- und Stadtgerichte heißen, sie kriegen gleich einen ordentlichen Respekt gegen Ihre eigene Weisheit." — Unter so ernsten Gesprächen versank der Herr Rath in Schlummer, der Herr Stadtschreiber unterstand sich nicht, einen solchen Mann zu wecken, wollte ihn aber auch nicht allein lassen, weil er sonst beim Erwachen das Schlafzimmer nicht gefunden hätte; er vereinigte sich also leise mit seiner Frau dahin, daß sie einander theils durch gegenseitiges Einschenken, theils durch eine Prise Taback, abwechselnd durch einen Kuß wach erhalten wollten, um den geehrten Gast beim ersten Aufblicken aus dem Schlummer in's Schlafzimmer einzuführen. Vorsorglich wurde beschlossen, da sich einige Fliegen, sogar ein Paar singende Mücken im Zimmer bewegten, daß sich beide in der Handthierung eines Fliegenwedels abwechseln sollten, damit der Schlummernde dadurch in keine böse Laune versetzt werde. Es ist uns lieb, daß wir diesen breiten Herrn zur Ruhe gebracht haben, um die andere Postwagengesellschaft wollen wir uns erst am nächsten Morgen bekümmern, der allen zu früh das geschäftige Städtchen erweckt.

Der erste Lärmen am Markte entstand Morgens durch die Kinder des Postmeisters, die in dem zerbrochenen Postwagen Verstecken spielten, und bei dieser Gelegenheit in der Ecke desselben einen ungemein alten stinkenden Krebs mit einer Inschrift gefunden hatten, die sie laut dem Postillon vorsangen:

Wenn ihr ihn riecht, wenn ihr ihn seht,
Ein Schneider hat ihn angenäht,
Als Sinnbild, wie es langsam geht
Auf diesem großen Wagen;
Er wird's den Leuten klagen
Nach dreien heißen Tagen.

„Also war der Herr doch nicht Schuld daran," sagte der Postillion, „Alle behaupteten ihm ins Gesicht, er habe verdorbene Fische in seinem Eßkober, und darüber wollten sie einander mit Pistolen zu Leibe gehen; was konnte ich dazu sagen, es roch schrecklich schlecht, das war ganz richtig, als ich in den Wagen die Nase steckte, ob es aber Fische oder Krebse waren, wer konnte das wissen, und wenn es der Klügste war."

Während er so in breiter Art späßelte, kamen Frauen, die aus den Läden etwas zum Frühstück kaufen sollten, hielten ihre Gespräche, besahen den Krebs, stritten sich, wie alt er sei, ob der Krebs gut oder schlecht angenäht gewesen, jede wußte eine Geschichte von Krebsen, wie sie am besten gekocht würden, daß Krebse stürben, wenn ein Schwein unter dem Wagen durchliefe, auf welchem sie gefahren werden, davon möchte der Krebs auch wohl gestorben sein. Das lachte, kreischte, summte allmählig auf dem Markte, daß der Student ungeachtet seiner Ermüdung aufwachen mußte. Nun interessirte ihn das Marktgeschrei nicht, destomehr aber das Gespräch zweier Leute vor seiner Thüre, das zur Musik des Stiefelwichsers geführt wurde. Waren es nicht Engländer, die diese Nacht so spät hereinfuhren? fragte der Eine. Freilich antwortete der Andere, alle viere.

Jener. Woher weißt Du das?

Dieser. Wozu habe ich mein Paar Augen im Kopfe?

Jener. Verstehst Du Dich so gut auf die Gesichter?

Dieser. Sie suchen das Gesicht am unrechten Orte; ob es gerade Nationalengländer sind, weiß ich nicht, wer kann das jetzt sagen, aber Stutzschwänze waren es, lang und dürr.

Jener. Dummes Zeug, Du sprichst von den Pferden, ich wollte von der Herrschaft etwas wissen, woher sie sind, ob sie mir vielleicht Wein abkaufen; gieb ihnen doch den Preiscourant.

Dieser. Es wird auch nichts helfen, sie haben gestern Wein verlangt, und sie bekamen von Ihrem Besten, und doch schnitten sie schreckliche Gesichter, und tranken lieber unser Stadtbier.

Jener. Einbildung, es war gewiß der Zettel von der Flasche abgefallen, und sie wußten nicht, was sie tranken, oder es waren Frauenzimmer?

Dieser. Ein junger Herr mit seiner Mutter.

Jener. Lade sie doch heute zu meinem Deklamatorium ein.

Dieser. Heute wird nichts daraus, da schläft ein Herr Musikus und zwei Musikantinnen, welche diese Nacht mit dem zerbrochenen Postwagen ankamen und sich in der Dunkelheit da einquartiert haben; die lassen sich nicht hinaustreiben, wollen auch heut ein Deklamatorium

geben; nichts hilft, was ihnen auch der Wirth vorgestellt hat, vor Gott und nach Gott.

Jener. Es wird doch noch Recht und Gerechtigkeit in der Stadt sein, ich gehe zum Herrn Stadtschreiber, der nimmt auch von meinen Weinen. — Der nimmt heute Niemand an, entgegnete der Andere, es ist ein Gerichtsherr da angekommen, der die ganze Stadt in Untersuchung nehmen will. Der Student jubelte und eilte, die Frau Hofräthin von dem Streite zwischen zwei Deklamatoren zu unterrichten, zugleich beredeten sie sich über die im Concerte zu spielende Rolle mit mehr Lust, als je bei dem Spaß herauskommen konnte.

Mit dem Frühstück kam der gestempelte Fremdenzettel, es wurden von dem Studenten die Namen Werther und Lotte ins Buch eingetragen. Wirklich saß schon die Hofräthin ohne Verwunderung des Kellners als Werther gekleidet auf dem Sopha, denn bei der Nacht war es ihm nicht recht einleuchtend geworden, ob der Herr oder die Frau, die er auf die Zimmer gebracht, dünn oder dick gewesen, genug es war eine Dame und ein Herr vorhanden. Der Kellner war kaum fort und der Student schmierte sich eben zum Kaffee einen tüchtigen Ranken Brod, da blickte ein sehr geschmückter Lockenkopf mit einem älterlichen Gesichte durch die Thüre und fragte, ob es erlaubt sei einzutreten. Der Student nickte gnädig, der Geschmückte ergriff seine Hand und küßte sie mit den Worten: „Werthers Lotte, welches auch Ihr echter Name sei, Sie sind es, die Liebe zu Ihnen hat Millionen erwärmt, wir sind Ihnen alle Dank schuldig, und Sie schmieren noch immer Butterbrod wie damals, o, ich bin auch ein gutes Kind, geben Sie auch mir eins dieser zierlichen Butterbröte!" — Der Student gab ihm gern das Butterbrot, um ihm den Mund zu stopfen, aber der Gelockte fuhr fort: „Sie sind so ernsthaft geworden, Lotte, hatte der unglückliche Zufall mit Herrn Werther, der, wie ich sehe, ihm selbst sehr gut bekommen ist, so schlimme Wirkung auf ihre Gesundheit?" — „Ach, darum ist es nicht," antwortete der Student, „er verbrannte sich mit dem Schusse kaum ein Bischen die Haut, aber wir haben eine ansehnliche Brennerei, und fürchten die Einführung des Blasenzinses, das ist die Ursach unserer Reise. Könnten Sie uns darüber Auskunft geben?" — „Blasenzins?" rief der Fremde

erstaunt, „das ist etwas Unerhörtes, denn so etwas habe ich nie gehört, aber lassen Sie mich sorgen, ich bin berühmt, ich bin wirklich ein sehr berühmter Schriftsteller, ich vertheidige Sie gegen den Blasenzins, dagegen unterstützen Sie heute unser Deklamatorium, mich und zwei berühmte Schauspielerinnen, ich weiß, wie gefühlvoll Sie den Klopstock sonst gelesen haben."

„Diesen Morgen ist hier Viehmarkt, Nachmittags wird schon der Krammarkt aufgebaut, und ich bin gewiß, wir haben eine zahlreiche Versammlung, eine glänzende Einnahme." — Top," sagte der Student, „Sie geben mir den vierten Theil der Einnahme und ich deklamire Ihnen den ganzen Messias, Sie sollen sehen, in der Tiefe suche ich meinen Meister, so tief kann kein anderes Frauenzimmer kommen, in der Höhe muß mir mein Werther zu Hülfe kommen, seitdem der schmächtige Mensch so stark geworden, hat sich seine Stimme ganz in die Höhe gedrängt; singen Sie uns etwas, Herr Werther." Der vermeinte Werther begann hier ein beliebtes Lied und der Deklamator brachte seine beiden Schauspielerinnen zum Zuhören herbei. Da gab's ein Leben, denn die beiden Weiberchen waren eben in einem Streit über einen alten Blumenkranz gestört, wem von beiden er eigentlich gehöre. Beide waren sehr erhitzt, sie hörten nicht auf das Zureden des Schriftstellers, sondern trugen ihren Fall der Studentenlotte vor; sie hatten einander allerlei Fehler im Wuchse, Fehler in der Haut vorgeworfen; solche Vorwürfe kränken mehr als moralische, denn das Uebel läßt sich nicht verbessern, so wenig vom Menschen wie vom Himmel, der mit seiner Schöpfung im Ganzen zufrieden ist. Der Schriftsteller, um beide zu übertäuben, zog das Stück aus der Tasche, was er am Abend deklamiren wollte, und überschrie Beide, mit dem Versuche, den Prolog seines Trauerspiels vorzulesen, er beschrieb darin in sehr kurzen hüpfenden Versen, gleichsam mit schottischen Pas, den ganzen großen Lauf der Planeten und alle ihre betrüblichen Schicksale, wobei es immer sinnreich zu nennen war, wie jeder seltsame Reim ein seltsameres Schicksal geboren hatte. Die beiden Schauspielerinnen zerrieben sich die Hände in Ungeduld, jede flüsterte ihm in die Ohren, aber sie brachten ihn zu keinem andern Aufmerken, als daß er ernstlich bat, ihm nicht die Frisur zu verderben. Der vermeinte Werther

reichte den beiden Schauspielerinnen Frisierkämme, um ihn in Ordnung zu bringen, und half selbst mit einem dritten, seine gelockten Haare in hohen Strahlen aufzutoupiren, daß er bald als Sternengott zwischen Sterblichen zu sitzen schien, obgleich er selbst seiner lächerlichen Strahlen nicht inne wurde, so hatte ihn der Inhalt des Stücks gefesselt, den wir späterhin mittheilen wollen.

Das Erwachen des imponirenden Mannes beim Stadtschreiber war inzwischen schreckhafter gewesen. Die Frau Stadtschreiberin, um sich wach zu erhalten, hatte den Flaschen zu emsig zugesprochen, ihre heftige Gemüthsart erregte sich, und im Zorn über eine Fliege, die von dem schlafenden Rath nicht weichen wollte, schlug sie dieselbe mit der Fliegenklappe dicht neben seinen Ohren todt, daß er erschrocken auffuhr. Die gute Frau wollte sich demüthig entschuldigen, konnte aber die Worte nicht verbinden, wie es sich gehörte, denn ihre Zunge war schwer geworden, die Thränen liefen ihr über die Wangen, sie konnte sich nicht enthalten, dem Erstaunten um den Hals zu fallen. Der Mann sah verzweifelnd, und doch mit großem Anstande, daß hier nichts mehr zu verhüten sei, er suchte also diese Seltsamkeit zu beschönigen. „Die guten Weiber sind immer etwas heftig,“ sagte er, zugleich warf er einen grimmigen Blick auf die Frau, die sich zitternd entfernte. Er trug darauf deren Entschuldigung in die Ohren des geehrten Gastes zu Protokoll, indem er Alles auf ein Glas Krambambuli schob, und erkundigte sich nach seinen Befehlen für den bevorstehenden Tag. Der Imposante nahm bedenklich seine Rede auf, entschuldigte die Frau vollkommen, warf aber dem Stadtschreiber vor, daß er nicht nach seiner Vollmacht gefragt habe, ehe er ihm die Einsicht des Gerichts gestatte, darin habe er gegen seine Pflicht gehandelt. Der Stadtschreiber entschuldigte sich mit dem besonderen Vertrauen, das ihm der Herr Rath beim ersten Anblick eingeflößt. Der Imposante dankte dafür, und sagte, es sei ihm lieb, da er sonst einen Tag verlieren müsse, indem er auf seiner zerbrochenen Kutsche alle seine Papiere und Kleider zurückgelassen habe, um in seiner Bereisung keine Zeit zu verlieren; erst am Abend werde sein Bedienter mit dem hergestellten Wagen im Städtchen eintreffen, und bis dahin hoffe er Alles durchgesehen zu haben, und sofort ließ er sich nun alle Listen von schwebenden und abgemachten Prozessen vorlegen, durchlief die Akten, und tobte wie ein Besessener, wo etwas gegen die neu eingeführte Gerichtsordnung gesündigt war, berichtigte aber gleich Alles mit großem Eifer. Doch sein Zorn kannte kaum Grenzen, als er das provisorische Depositorium in einem ehemaligen Taubenhaus angelegt fand, das zwar von Steinen erbaut, aber doch nicht bombenfest gewölbt war. Bei dieser schmerzlichen Untersuchung wurden beide vom Rathsdiener gestört, der von einer berühmten französischen Dame berichtete, die im Wirthshause gestern Abend angekommen, jetzt große französische Reden

an die zum Markt eintreffenden Roßhändler halte, daß sie weder den Werth ihrer Pferde überschätzen, noch die Fehler derselben verstecken sollten, auch habe sie gegen die Quälerei des Englisirens der Pferde gesprochen. Einige Offiziere hätten sich zu der Frau gesellt, die zum Pferdekauf hergekommen, und überhaupt thue diese eine Frau dem Marktgeschäfte mehr Schaden als alle Leiermädchen, die aus Vorsicht fortgewiesen worden. Der Stadtschreiber griff nach dem neuen Gesetzbuche, und durchblätterte es heimlich gegen die Wand gekehrt, ob nichts über diesen Fall darin gesagt sei, während er weitschichtige Worte von genauer Erwägung der Umstände vor sich hinbrummte. Er fand aber zu seinem Schrecken nichts darin aufgezeichnet, und der Angstschweiß stand auf seiner Stirn. Der Imponirende beobachtete ihn ruhig, ließ ihn seine Noth bekennen, und eröffnete ihm dann, daß, in dem Falle die Gesetze schwiegen, die polizeilichen Maßregeln mit jeder Art Willkür aushelfen müßten, hier aber wäre es wohl besser, zu ignoriren, denn eine solche Französin habe überall Zugang, und es komme in solchem Falle sehr viel auf Lebendigkeit der Darstellung an, worin sie gewiß dem Herrn Stadtschreiber überlegen wäre. Uebrigens möchte er die Frau sehen, ob es wirklich die berühmte reisende Frau sei, von der er oft schon gehört habe. Der Rathsdiener berichtete, sie werde zu einem Concerte ohne Musikanten kommen, das ein fremder Herr mit zwei Damen im Gasthof gebe, die Leute in der Stadt wären alle sehr neugierig darauf, weil die Geschichte der Kindermörderin, die hier so viel Aufsehen gemacht, nach ihrem rechten Verlauf hergesagt werden solle, ein gewisser Schiller habe alles genau berichtet. „Dummer Teufel," rief der Imposante, „weiß er denn nicht, daß sein gewisser Schiller ein berühmter Mann ist, ein rechtes Genie?" — „Ja," sagte der Rathsdiener, „die Leute haben immer viel vom Schill erzählt, aber unser eins achtet nicht viel auf solche Kleinigkeiten." Dem Stadtschreiber setzte nun der Imposante seine ganze Literaturkenntniß aus einander, welches sehr lange dauerte, weswegen wir uns von ihm wenden.

Die Haare des Musengottes hatten unter den Händen Werthers ihre höchste Höhe und Blüthe erreicht, als durch ein glückliches Ungefähr der Perückenmacher des Ortes, der die Staatsperücke des Superintendenten zum heutigen Viehmarkte neu frisirt hatte, auf der Straße vorbeiging. Lotte rief ihn herauf, nahm seinen vollen Puderpiester und bepuderte mit dieser Höllenmaschine den wunderbaren Haarbau, indem sie den Dichter ersuchte, seine Augen zu schließen. Da dieser aber vom Hauptmomente seiner Tragödie ergriffen, seine Augen nicht schließen wollte, so wurden sie ihm von dem Puder geschlossen, und er sprang in großer Sorge auf und davon, daß er auf diese Art blind werden könne, und das könne kein Mensch der Welt ersetzen, wenn er sie dann nicht sehen, nicht darstellen könne. Ihm entgegen trat ein großer gelber Mann, beide liefen einander fast um, indem sie einander

ausweichen wollten. „Ueberall treten sie mir in die Queer," sagte der Eintretende, es war der Weinhändler, aber jener ließ sich in Angst, durch den Puder das Schicksal Homers und Miltons zu theilen auf keine Erörterungen ein, und seine Freundinnen geleiteten ihn fort.

Der Weinhändler zog hierauf einen Preiscourant aus der Tasche, und übergab ihn dem vermeinten Werther mit der Anzeige prompter und reeller Bedienung, und der Versicherung, daß immer sein Streben gewesen sei, alle berühmte Männer mit Wein zu bedienen. Dann trat er näher mit seinem poetischen Anliegen, indem er auseinander setzte wie die Weinlieder die besten Empfehler des Weins wären, und das eine Lied: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben," ihm, wenigstens hundert Oxhoft Rheinwein verkauft habe, deswegen habe er sich auch auf das Dichten von Weinliedern gelegt, und führe diese mit obligater Begleitung von Wein als spirituelle Concerte auf, und darin bestehe sein bester Absatz. Diesmal zum großen Viehmarkt habe der Schicksalsdichter durch Zufall den einzigen Saal des Ortes eingenommen, aber er hoffe, sich zu rächen. Von seinen Weinkunden unterstützt, hoffe er ihn wie eine anfangende Säure noch aus der guten Gesellschaft hinaus zu schwefeln. Durch Verrath der kleinen Schauspielerin sei er dahinter gekommen, was dieser Emporkömmling in der Literatur, der sich mit seinem Credit gar nicht messen könne, heute vortragen wolle, es sei nichts weiter, als die Geschichte von dem Messer, das in einem holländischen Wirthshause aufgehängt worden. Wer das anrührte, sei es aus Neugierde, Muthwillen, selbst in Vergessenheit, mußte sich mit dem Wirthe auf Messer wie es da üblich ist, schlagen, denn das hatte der Wirth als Gelübde über sich genommen bei dem Ankaufe des Wirthshauses. Auf diese Art tödtete und vertrieb er alle seine Gäste, und mußte wohl verarmen, und das Wirthshaus an den Meistbietenden unter gleicher Bedingung verkaufen, wenn er nicht selbst inzwischen umkam, und den Zorn des Schicksals dadurch versöhnte. „Richtig," sagte Werther, „das ist sein Stück, wir haben es eben vorlesen hören." — „So hören Sie den Inhalt meiner Parodie," rief der Gelbe, „der Titel schon ist lustig: So schlägt man viele Fliegen mit einer Klappe. Ein Messer ist auch hier das Hauptmotiv, und zwar ein altes kleines Messer, dergleichen auf mehreren Kunstkammern gezeigt werden, das beim Zungenschaben von einem Altvordern des hohen Hauses verschluckt worden, weil er im Augenblick über Adam und Eva etwas Böses sprechen wollte. Dieses Messer sei ihm, wie Adam die Rippe aus seiner Seite, ohne großen Schaden herausgenommen und seitdem als ein bedeutendes Andenken unter Glas und Rahmen in der Putzstube des Hauses aufgestellt und gezeigt worden. So wäre es lange ganz gut im Hause gegangen, bis das Schicksal in der Gestalt eines jungen Doktors in das Haus gekommen, und die Wahr=

heit dieser Geschichte bestritten habe. Das habe den letzten Abkömmling dieses Geschlechts, der eben sich nach seinem Wunsche vermählen wollte, dermaßen empört, daß er der Versuchung nicht widerstanden, das Messer von dem Schranke zu nehmen, und es selbst herunter zu schlucken. Alles andre, das Lauern der Familie und der Zuschauer, ob er an dem Messer sterben werde, oder ob er es auch zur Seite hinausschwitze, können Sie sich denken." — Werther und Lotte zollten ihm Beifall, zum Danke aber, sagte der Gelbe, müsse er ein Geheimniß anvertrauen: es sei eine Dame in demselben Wirthshause mit ihrem Sohne in der Nacht angekommen, die sich für die ächte Lotte Werthers erkläre, und öffentlich der vermeinten, die sich im Fremdenbuche aufgeschrieben, entgegenstellen wolle, zugleich wolle sie entscheiden, ob der ächte Werther noch vorhanden sei, und ob er sich aus Falschheit einer andern Lotte verbunden habe. O der übermüthigen, fleckenbärtigen Jugend, dem Studenten war die Erwartung dieses öffentlichen Skandals eine rechte Lebenswürze, er bat den Gelben, daß er sich bemühen möchte, die Wichtigkeit dieses Streits dem ganzen Städtlein auseinander zu setzen, sie wolle ihre Rechte vor dem Publikum, wie vor den Gerichten geltend machen. Der Gelbe empfahl sich hierauf.

Auf dem Viehmarkte, mitten im Gedränge der vorsichtig harrenden, beschauenden Käufer, und der scheinbar trotzigen, stolz thuenden und doch sehnlich nach Käufern hinschielenden Verkäufer fand der Gelbe die andre Lotte, wie sie Pferde und Ochsen für ihr Landgut einhandelte und dem einen Verkäufer wegen seiner hohen Forderung einen Prozeß anhängen wollte, wobei ihr Sohn immer nur in bekräftigenden Pantominen mitsprach. Gleich gab ihr der Gelbe von dem Eigensinne der andern Lotte Nachricht, die es zum Proceß über die Richtigkeit ihres Lottenthums wollte kommen lassen. Frau Lotte war empört, sie schlug ihren Freund Siegwart, ihre Freundin Heloise endlich sogar die kleine Geld-Lotterie, die ihr zu Ehren gestiftet, und die Provinz Lothringen, die ihr zu Ehren so genannt worden, als Zeugen ihres Lottenthums vor, und eilte zum Stadtschreiber, um dies alles gerichtlich geltend zu machen. Aber die neugierige Frau Stadtschreiberin begegnete ihr auf der Treppe, und da jene mit solcher Heftigkeit nach ihrem Manne fragte, so entflammte in ihrem bekümmelten Herzen die Eifersucht, zu der ihr sittsamer Mann so selten die kleinste Veranlassung gab, daß sie jeden Anschein mit Begierde zu ergreifen pflegte; sie vertrat ihr den Weg, und verbot ihr das Haus in unzusammenhängenden Reden. Die Fremde klagte heftig, daß ihr die Justiz versagt werde. Ueber diese gegenseitigen Klagen traten der Stadtschreiber und der Imposante aus der Thüre, jener suchte sie sanft zu begütigen, dieser wollte durchgreifen, und gebot der Fremden, zur Gerichtsstube anzusteigen. Nun richtete sich die Wuth der Frau gegen

ihn, und der mächtige Gott, der sie bisher begeistert und getäuscht hatte, führte sie zur Wahrheit, sie nannte ihn einen Betrüger, von dem kein Mensch wisse, was er sei, woher er komme, ein so schlechter Mensch könne nicht Rath eines höchsten Collegiums sein, und er sehe ihr aus, wie ein Vagabonde, der sie nur in ihrem Hause ärgern wolle. Der Imposante verlor durch diese unerwartete Rede die Uebersicht, statt seinen Willen durchzusetzen, bat er den Stadtschreiber, von der Sache abzustehen. Diesem war nichts lieber, er wies die Fremde an, den nächsten Tag zu erscheinen, weil er wegen des Viehmarktes keine Zeit habe. Diese wendete ihm stolz den Rücken, und warf ihm vor, daß er nicht hier in seinem Hause sei, die Frau-Stadtschreiberin stürzte ihr zornig nach, weswegen jene die Hausthür zuschloß, in der noch der Schlüssel steckte, damit die Verfolgung ihr nicht auf den Markt folgen konnte, den Schlüssel aber nahm sie zu sich. So verschwand sie ohne Aufsehen in dem Marktgewühl. Erst, als die Stadtschreiberin vor der verschlossenen Thür wie ein eingefangenes wildes Thier tobte, und sich doch am Fenster nicht deutlich machen konnte, was eigentlich fehle, wurden die Leute aufmerksam. Zum Unglück drang ein starker Rauch, der aus der Küche, vom widrigen Winde niedergedrückt, nach den geöffneten Flurfenstern seinen Ausflug nahm, neben der schreienden Stadtschreiberin zu den Staunenden. Der ganze Markt rief ein so gräßliches Feuerlärm, es begann ein so wildes Forttreiben der Pferde und des Rindviehes, daß die schon aufgebauten Marktbuden, die Körbe mit Früchten über einander stürzten, das Brüllen des Viehes wurde vom Schimpfen der Gekränkten überboten, und die Streitenden wieder vom Vieh getrennt, das in der schnellen Bewegung verwilderte und sich loszureißen trachtete.

Von der Accisestube und den Herbergen floh alles ohne Bezahlung, die Bürger eilten zur Spritze, sie hatten vor dreißig Jahren das Unglück einer Feuersbrunst, nnd seitdem gar nichts erlebt. Der Markt war leer, die Feuerspritze angefahren, der Stadtschreiber protestirte, es sei kein Feuer, aber die Bürger fragten, warum er die Thüre verschlossen halte, wenn er nicht der Strafe entgehen wolle, die der zahlen müsse, wo Feuer auskomme; der Rauch verrathe das Feuer, sie wollten nicht umsonst den Markt zerstört sehen, und die Spritze angefahren haben. Beim Feuer fühlt sich gleich jeder wieder in chaotischer Freiheit, der Stärkere, der Lauteste gebietet, Amt und Bestallung ist vergessen, und der Stadtschreiber sprach mit seiner sanften Stimme so vergeblich zu den Bürgern, wie der Kaiser Montezuma zu den empörten Mexikanern, ja, die ersten Wasserstrahlen trieben ihn vom offenen Fenster fort. Hier war der Moment, wo der Imposante seine große Natur zeigte; die eine Hand gegen den Mund gelegt, schrie er so grimmig ein Halt nach der Spritze, daß den Bürgern die Hände von der Spritzenstange abgleiteten. Diesen Augenblick benutzte er, um

Blitz und Donner unter die Anführenden zu schleudern, die Hausthür wurde auf seinen Befehl eingeschlagen, die Leute überzeugten sich, daß alles Feuer unter ordnender Gewalt auf dem Heerde stehe, manche gingen so weit, das Essen zu kosten, ob kein Brand darin gewesen; so ging endlich alles in Fluch über gegen die Unglücklichen, die zuerst Feuer gerufen hatten, Arm und Bein sollten ihnen zerschlagen werden, aber zum Glück waren diese Marktleute längst fortgegangen. Noch nie, so lange die Stadt eine Chronik geführt hatte, war das Marktvergnügen auf so unbequeme Art gestört worden. Aber die Krämer traten um so schneller hervor; da das Vieh so früh den Platz geräumt hatte, so gab es einen Ersatz für die Kauflust; es gab der Vorfall außerdem viel zu reden, und die ganze Stadt ging aus einer in der menschlichen Natur begründeten Liebe zu Gegensätzen, aus Aerger, Schrecken und Trauer zu einer unmäßigen Lustigkeit über, in der dem Imposanten, unter Begleitung der Stadtpfeifer, die den Markt anzublasen jährlich verpflichtet waren, ein seltenes Vivat gratis geblasen wurde, weil seine Stimme das wilde Unwesen gehemmt hatte. Die Frau Stadtschreiberin, im Mangel andrer Ausdrücke, fiel ihm geradeweges zu Füßen, küßte seine Stiefeln, und wollte ihre Seele aushauchen. Aber er hob sie gerührt auf, schloß sie in seine Arme, schickte einen Blick zum Himmel, legte ihre Hand auf sein Herz und sprach: „Verehrteste Madame, Sie werden sich noch sehr wundern, wenn Sie mich genauer kennen lernen, nehmen wir mit einander vorlieb, wir sind nun einmal, wie wir sind. Nehmen Sie mich an Kindesstatt in Ihr Haus, es gefällt mir hier recht wohl, Sie sind sehr vollständig eingerichtet, aber es fehlt Ihnen ein Erbe.“ — Die gerührte Frau schlug in seine Hand, und seufzte: „Ach mein August kommt wohl nimmer wieder, der gute Junge, wir waren zu strenge gegen ihn.“ — Da konnte sich der Imposante nicht länger halten. „Da ist er, Mutter, Euer verlorner Sohn, Vater, erkennt ihr denn Euren August nicht mehr, seht doch meinen krummen Finger!“ — „Ja, das ist mein Krummer, Krummer, Du bist mein,“ rief die gerührte Mutter während der Vater schwankend zwischen dem Respekt, der einem hohen Rathe des obersten Landes-Collegiums gebührte, und dem Ansehen das er als Vater zu behaupten sich verpflichtet glaubte, die Arme hob und senkte, entgegenkam und zurück ging, bis sich alle dreie zu einem lebenden Schlangenknäul von Armen gegenseitig verwickelt hatten.

Dieses frohe Ereigniß brachte den Argwohn gegen die zurückgewiesene Lotte, daß sie die Veranlassung des großen Lärmens gewesen, in Vergessenheit. Sie war inzwischen mit stolzen Schritten, ihren Sohn am Arm dem Gasthofe zugeeilt, wo sie in heftigem Ueberlegen, was sie thun sollte, um den lange bewährten Ruhm der ächten Lotte zu behaupten, in tiefes Nachdenken versank. Der Sohn, von der Stille gelangweilt, schlich in den kleinen Garten des Wirthshauses, und

pflückte in sanfter Blumenliebe ein Sträußlein zusammen. Er hatte in seiner ganzen Natur und Erziehung etwas Jüngferliches, was der Zeit, in der wir jetzt zu leben die Ehre haben, gar unbequem widersprach. Der Student sah ihn so anmuthig freundlich zwischen den zierlichen Beeten umherschreiten, daß er sich des Gedankens nicht erwehren konnte, solche gute reine Seele müsse ihm befreundet werden. Er sprang die Treppe hinunter, am Brunnen vorbei nach dem Garten, und hätte er nicht hier zufällig sein weibliches Kleid im Spiegel des Wassers erblickt, er wäre unwiederbringlich aus seiner Rolle gefallen. Jetzt aber besann er sich, mäßigte seine Riesenschritte, nahm ein Kindchen auf, das im Hofe saß, und putzte ihm die Nase, gleichsam, als wäre dieses Geschäft die einzige Ursache seiner Eile gewesen. So trat er zimperlich, das Kind am Arme, in den Garten, und der Lottensohn reichte dem Kinde mit beschämten rothen Wangen seinen Strauß, den er eigentlich Lotten reichen wollte. Lotte dankte ihm freundlich, und jener stammelte einige Worte von dem Kinde, die sich der Lottenstudent als eine Frage über Erziehung deutete, und mit großem Anstande seine Grundsätze entwickelte: „Die Bestimmung des Weibes ist Erziehung," sagte er, „sowohl geistige wie körperliche, dieser gute Knabe ist leider in beider Hinsicht vernachlässigt, ich hätte ihm längst seine plumpe Stumpfnase zu einer edlen Adlernase in die Länge gezogen, wäre er mir anvertraut gewesen, seine geistige Bildung hätte ich durch Quadratur der Schönheitslinie zur höchsten Tugendhaftigkeit und Redseligkeit eingeleitet, während er jetzt wie ein stummer Klotz uns anglotzt. Der Lottensohn bat, auch ihn in Erziehung zu nehmen, und beide gingen neben einander, seufzten und drückten einander die Hände. Gewiß wäre es jetzt zu einer verständigen Erklärung zwischen beiden gediehen, aber das Schicksal, das sich für diesen Tag noch besondre lustige Auftritte ersonnen hatte, wollte sich darin nicht stören lassen. Zu den Beiden, die sich erklären wollten, trat eine geschminkte ansehnliche Frau, mit funkelnden Augen, deren Haar sich in Locken herabrollte; sie sang ohne Stimme: „Je suis encore dans mon printems." Dann fuhr sie in einem rauhen Tone fort: „Ah c'est charmant, je vois a votre mine, mes enfans, que j'ai interrompu une déclaration, vous êtes encore bien jeunes, il faut avoir plus d'espérance pour le menage, mais je ferai votre bonheur." Diese Güte rührte den guten Lottensohn zu Thränen, er stammelte in gebrochenem Französisch seine Neigung. „Pourquoi pleurer?" fuhr die Französin fort, „j'ai marié tant des jeunes gens dans mes romans, que je m'y connois, soyez tranquille, je ferai la connoissance de vos parens, une bonne dotte, que je donnerais á cette petite, arrangera l'affaire. Elle est jolie," fuhr sie fort, indem sie beide Arme in die Seite stemmte, wie ein Henkeltopf, „mais c'est singulier, les femmes allemandes n'ont point de graces, cette

légèreté leur manque, qui nous distingue.“ Bei diesen Worten trat sie dem Lottensohn schrecklich auf den Fuß, dieser schrie auf, aber das Gepiepe, Geschnarre, Gedudel, Geklimper, Gefiedele, Geschrape, Gepuffe, Geschmetter der verstimmten Instrumente im Concertsaale überhob sie einer Entschuldigung, sie hob ihre Röcke auf, und eilte mit ungeheuren Riesenschritten fort zur Toilette, der Lottensohn zur Mutter, und die Studentenlotte zum weiblichen Werther, der sich ein Hörrohr und eine grüne Brille mit seidnen Schauklappen zu dem Concerte angeschafft hatte. Der Gelbe hatte seine Zeit wahrgenommen, während des Stimmens den Rednersitz zu besetzen, so, daß der berühmte Dichter ihn nicht mehr vertreiben konnte; er wollte, wie er sagte, der Versammlung etwas unentgeldlich aus seinem vereitelten Declamatorium vortragen, die Viehhändler fanden das sehr edel, und er mußte anfangen, noch ehe die Instrumente mit ihrer Symphonie zu Ende, die von der Versammlung als ein bloßes Stimmen aufgenommen worden war. So las er ungestört seine Fliegenklappe zum Verdruß des Schicksalsdichters bis zu dem Augenblicke vor, als Werther und Lotte die für sie aufbewahrten hohen Polsterstühle einnahmen. Gleich lief es wie ein Heckfeuer durch den Saal, dies ist die ächte Lotte, und die Französin stellte sich gleichsam als Schiedsrichterin zwischen beide, und forderte die gegenseitigen Erklärungen. Die ältere Lotte wandte sich gegen Werther, daß er den Betrug aufdecken möchte. Dieser legte sein Hörrohr an und fragte: „Was beliebt?“ Die Französin rief: „Oui c'est Werther, c'est le fameux Werther, je l'ai d'abord reconnu a son habit bleu, a ses culottes gaunes, ah qu'il m'a couté des pleurs, c'est le meilleur ouvrage, que la litterature allemande a jamais produite, c'est le vrai sentiment; je reconnois la Lotte, elle est d'une naiveté touchante, mais Werther, vous insultez ma phantasie par votre embonpoint; comment, Werther avec un ventre, une grande pipe de tabac dans sa poche.“

„Was beliebt?“ fragte Werther, und wollte sie umarmen, während ein französischer Sprachmeister behauptete, die berühmte Schriftstellerin spreche nicht recht rein Französisch. Die alte Lotte wurde heftiger, weil ihre Partei sich minderte, ihr Sohn, der etwas Unangenehmes für seine Lotte fürchtete, führte diese bei Seite und schnell aus dem Saale fort, während die Mutter zur Französin sprach. Als diese sich endlich nach ihr umsah, stand eine andre Lotte an der Stelle der vorigen, mit Bandschleife und Rose, wie jene gekleidet, aber außerdem mit einem Schnurbart angethan, dessen emporgewichste Spitzen wie die Flügel eines Räuberpilz an das Lippenthor geheftet erschienen. Mit großem Ernste deklamirte diese dritte Lotte die Geschichte von den drei Ringen aus Nathan dem Weisen, wie sich jeder an dem Besitze seines Ringes erfreuen solle, ohne ihn für den einzig ächten

halten zu wollen, Alle aber sollten sich durch die ächten Tugenden der Lotte auszeichnen, durch Nasenputzen und Butterbrotschmieren. Der ganze Vortrag hatte die Amtleute, Viehhändler und Schlächter, welche einen Haupttheil der Versammlung ausmachten, vollkommen überzeugt, daß hier ein Schauspiel aufgeführt werde, dessen Inhalt ihnen auch viel mehr zusagte, als Alles, was der Gelbe vorgelesen, wie denn überhaupt alle Ironie bei Landleuten wenig Eingang findet. Alles klatschte nach diesem Vortrage der dritten Lotte, als die hohen Saalthüren plötzlich aufgerissen wurden, und zwei Gensd'armen, die in ihrem Diensteifer von den Pferden zu steigen vergessen hatten, den Lottensohn und die Studentenlotte zwischen ihren Pferden in den Saal führten, die sie wie auf der Flucht begriffen in einer dem Städtchen ganz fremden Schnelligkeit über den Marktplatz hatten gehen sehen, und lauschend in verdächtigen Reden attrappirt hatten. Der sanfte Lottensohn, tiefgekränkt über die Schmach, die seiner Geliebten hier bevorstehe, kniete nieder vor seiner Mutter, und beschwor sie, sich nicht zu widersetzen, er sei mit jener Lotte verlobt. — Die Mutter rief, „ich widersetze mich nicht der Wahl freier Liebe, mein Herz hat für ihre Kränkung schwer gebüßt.“ Sie wollte ihre Hand eben segnend ausstrecken, und die Amtleute klatschten schon wieder Beifall, als Werther auf seinem Hörrohr den Dessauer Marsch zu blasen anfing, denn dieses vermeinte Hörrohr war nichts, als ein abgelegtes Posthorn, und der Student mit lächerlichen Sprüngen umhertanzte, und die Worte der edlen Schwestern von Prag absang:

Ich bin keine Dame,
Crispin ist mein Name,
Ich bin ein Student.

Dann sagte er zum Sohne der Lotte, daß es zwar mit dem Heirathen für diesmal unmöglich sei, aber weil jener eben auch zur Universität sich bestimme, so wollten sie als treue Freunde einander auf die Universität geleiten. „Ah il est bon,“ rief die Französin, deklamirte aus Ossian nach Werthers Uebersetzung, „Stern der demende nackt,“ was Stern der dämmernden Nacht bezeichnen sollte, dann fuhr sie fort: „l'histoire est charmante, mais pour la finîr, rendez mois mes culottes, Werthere, et mon habit, je suis très fatigué de ces jupons.“ — „Es ist der Mehlwurm,“ rief die Hofräthin Werther, „der hat sich verstellen können, ich hätte ihn so wenig wie meine Kleider erkannt.“ — Der Mehlwurm nahm seinen großen grün besetzten Damenhut mit der Damenperücke ab, und hing ihn auf den großen Baß: „Da ist schon ein Stück,“ rief er, „das halte der Henker aus, alle Sentiments in der Hitze.“ — Werther fuhr begierig los auf den Damenhut und setzte ihn sich auf den Kopf, indem er dem Mehlwurm die Hand zum Tanze reichte, der dafür seinen dreieckigen, mit Wachsleinwand nach französischer Art besetzten, Hut abnahm und aufsetzte. Diesem